

»Stehen sollt ihr wie reifes Ährenfeld«

GRABBE-JAHRBUCH 2007/08

AISTHESIS VERLAG

AV

»Stehen sollt ihr wie reifes Ährenfeld«

**Grabbe-Jahrbuch 2007/08**  
**26./27. Jahrgang**

Im Auftrag der Grabbe-Gesellschaft  
herausgegeben von  
Kurt Roessler und Peter Schütze

AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 2009

*Text auf Umschlag und Innentitel:*

Aus Christian Dietrich Grabbe: *Die Hermannsschlacht*. Dritter Tag, 2.  
(*Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden*. Hrsg. von  
der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Bearbeitet von Alfred Berg-  
mann. Emsdetten: Lechte 1960-1973, Bd. 3, S. 371.)

Die Drucklegung des Grabbe-Jahrbuches 2007/08 förderten:



Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

[www.grabbe.de](http://www.grabbe.de)

Redaktionsadresse:

Grabbe-Gesellschaft e.V., Bruchstr. 27, 32756 Detmold

Redaktion: Kurt Roessler

Redaktionsschluss: 31. Januar 2008

Publiziert von

Aisthesis Verlag Bielefeld 2022

Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

Satz: Germano Wallmann, geisterwort.de

Open Access ISBN 978-3-8498-1672-8

Print ISBN 978-3-89528-745-9

[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung -  
Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

# Inhaltsverzeichnis

## Arminus – Hermann – Hermannsschlacht Zur 2000-Jahrfeier der Varusschlacht

Jochen Schwabedissen <i>Am Anfang war der Mythos. Von der Niederlage des Varus zu Hermanns Triumph</i> .....	8
Matthias Schaffrick <i>„Ah – der Hermann!“ Ein Bericht von den „Hermannsschlachten“</i> .....	15
Peter Schütze <i>Unser Hermann – Eine zeitübergreifende Talkrunde</i> .....	27
Julia Freifrau Hiller von Gaertringen <i>„Thu nicht gerührt und albern.“ Zum 100. Geburtstag des Detmolder Grabbe-Archivs und zum 2000. Jahrestag der Hermannsschlacht</i> .....	39
Jürgen Popig <i>Grabbes Hermann heute. Überlegungen im Vorfeld der Osnabrücker Inszenierung des Dramas „Die Hermannsschlacht“ von Christian Dietrich Grabbe</i> .....	76
<b>Christian Dietrich Grabbe</b>	
Festschrift für Lothar Ehrlich zum 65. Geburtstag .....	81
Paul Raabe <i>Lothar Ehrlich am 10. November 2008 und die Zukunft Weimars</i> .....	82
Rolf Füllmann <i>Modekrieg statt „Hermannsschlacht“ Zur Semiotik der Mode in Grabbes „Napoleon oder die hundert Tage“ und „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“</i> .....	86
Hans Hermann Jansen <i>„So ist Grabbe nicht ganz gestorben“ Gedanken zu Otto Nietens Grabbe-Werkausgabe und Biographie</i> .....	95

Peter Schütze	
<i>Grabbe auf der Bühne</i>	
<i>... und immer wieder „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“</i> .....	100

## Ferdinand Freiligrath

Peter Brandt	
<i>Die deutsche Revolution von 1848/49</i> .....	103

Kurt Roessler	
<i>Ferdinand Freiligrath und sein Kaufmannsberuf</i> .....	119

Detlev Hellfaier	
<i>„von Autographensammlern ausgeplündert“</i>	
<i>Ein kurzer Briefwechsel zwischen Wilhelm Buchner</i>	
<i>und Karl Ferdinand Dräxler</i> .....	142

Manfred Walz	
<i>Ferdinand Freiligrath und Ludwig Uhland</i>	
<i>– zwei Geistesverwandte</i> .....	159

## Georg Weerth

Florian Vaßen	
<i>«Im Walde singen die Tiger...» –</i>	
<i>Georg Weerths exotistische Reisebriefe aus Amerika</i> .....	183

## Allgemeines

Peter Schütze	
<i>Zweijahrsbericht</i> .....	205

Kurt Roessler	
<i>Freiligrath-Arbeitskreis 2007/08</i> .....	212

Ernst Fleischhack	
<i>Zur Einweihung eines Gedenksteines für Ludwig Altenbernd</i>	
<i>in Augustdorf am 28. September 2007</i> .....	217

## Rezensionen

- Werner Broer zu Holger Dainat/Burkhard Stenzel (Hrsg.): *Goethe, Grabbe und die Pflege der Literatur. (Festschrift zum 65. Geburtstag von Lothar Ehrlich) Mit einer Einleitung von Paul Raabe.* Aisthesis Verlag, 2008 221
- Raphael Hörmann zu Bernd Füllner: *Georg-Weerth-Chronik (1822-1856).* Aisthesis Verlag, 2006 ..... 222
- Maria Pormann zu Boris von Haken: *Der „Reichsdramaturg“.  
Rainer Schlösser und die Musiktheater-Politik in der NS-Zeit.*  
Von Bockel Verlag, 2007 ..... 223

## Bibliographien

- Julia Freifrau Hiller von Gaertringen  
*Grabbe-Bibliographie 2006/07 mit Nachträgen* ..... 226
- Julia Freifrau Hiller von Gaertringen  
*Freiligrath-Bibliographie 2006/07 mit Nachträgen* ..... 241
- Julia Freifrau Hiller von Gaertringen  
*Weerth-Bibliographie 2006/07 mit Nachträgen* ..... 247
- Verzeichnis der Mitarbeiter am Band ..... 255

JOCHEN SCHWABEDISSEN

## Am Anfang war der Mythos

### Von der Niederlage des Varus zu Hermanns Triumph

Im Jahr 1474 erschien die älteste Beschreibung Westfalens, zugleich die erste deutsche Landeskunde überhaupt: *De laude antiquae Saxoniae nunc Westphaliae dictae* des Mönchs und Literaten Werner Rolevinck, zu deutsch: *Ein Buch zum Lobe des alten Sachsenlandes, jetzt Westfalen genannt*.<sup>1</sup> Gewidmet ist es den „berühmten und erlauchten Fürsten des alten Sachsenlandes“, darunter auch dem „Hochwürdigsten Herrn Simon von der Lippe“, allerdings nicht dem Landesherrn, sondern seinem Bruder, dem Paderborner Bischof Simon<sup>2</sup>:

Dieses Land haben einst Julius Cäsar und nach ihm Drusus, der Stiefsohn Oktavians, in sehr schwierigen Kriegszügen mit ungeheuren Verlusten der Herrschaft der Römer unterworfen. Die Geschichtsschreiber berichten, das Land sei bewohnt gewesen von riesenstarken Menschen. Sueton gesteht, die Römer hätten nach den Punischen Kriegen nie einen so schrecklichen Krieg zu führen gehabt, wie den Krieg gegen die Germanen, doch ging er rasch zu Ende, er dauerte nur drei Jahre, und Quintilius Varus ging fast mit seinem Heer zu Grunde.

Damit wird zum ersten Mal die Varusschlacht in Westfalen angesiedelt; das ganze Mittelalter hindurch hatte man sie bei Augsburg vermutet; noch 1493 vertritt Hartmann Schedel in seiner berühmten *Weltchronik* diese Ansicht.<sup>3</sup>

Rolevincks Lokalisierung kommt der Wahrheit sicher näher als die legendarische Augsburg-Annahme, bleibt aber selbst Legende. Zu Beginn seiner Landesbeschreibung, nur wenige Zeilen vor seinem Bericht über die Römerkriege, stellt Rolevinck fest: „Westphalia [...] terra est non vinifera sed virifera, eo altius a summo Deo creatore omnium privilegiata [...]“, was Hermann Büker zutreffend so übersetzt: „Westfalen [...] ist kein Rebenland, sondern ein Reckenland. Gott, der Herr, der Schöpfer aller Dinge, hat es mit ganz besonderen Vorzügen ausgestattet [...]“<sup>4</sup>

Die Niederlage des Varus wird also zur Begründung dafür herangezogen, dass die Westfalen und ihre Vorfahren, die alten Sachsen, ein besonders heldenhafter Menschenschlag sind. Dabei ist die Beweiskette Westfalen = Sachsen = Germanen ebenso gewagt wie die spätere Identifizierung Deutsche = Germanen = Cherusker, wie es heute noch Inschriften am Hermannsdenkmal bezeugen. Es geht also nicht um das Ergebnis historischer Forschung, sondern um die Begründung eines landsmannschaftlichen Mythos, hier zunächst um die Westfalen. Dass



Rolevinck mit seiner Lokalisierung der Wirklichkeit näher kommt als noch zwei Jahrzehnte später der hoch gerühmte Hartmann Schedel, ist aus der Sicht des Historikers eigentlich ein Zufall.

Das berechtigt keinesfalls zu überheblicher Kritik an der Spurensuche nach der Varusschlacht im späten Mittelalter. Die notwendigen Quellen waren noch unbekannt. Rolevinck konnte sich nur auf den römischen Geschichtsschreiber Sueton berufen; dieser erzählt vor allem von dem verheerenden Eindruck, den die Niederlage des Varus auf den Kaiser Augustus gemacht hatte. Erst 1505 wurden die Annalen des Tacitus im Kloster Corvey entdeckt und 1515 in Rom veröffentlicht. Mit den Flussnamen Amisia (Ems), Lupia (Lippe) und Visurgis (Weser) bestimmten sie den Schlachtort näher, wenn es auch damals den „saltus Teutoburgiensis“ (Teutoburger Wald) in der Geographie nicht gab. Vor allem aber wurde nun der Name des Schlachtensiegers bekannt: Arminius, der Cherusker.

In Rom lernte Ulrich von Hutten die Annalen kennen. Dieser rigorose Vertreter eines deutschen Nationalismus war eine widersprüchliche Mischung aus konservativem Ritter und progressivem Humanisten. Ähnlich wie Luther war er empört über Korruption und Luxus in der „heiligen Stadt“, und so wurde seine Romreise zur doppelten Grundlage der ersten Arminius-Verherrlichung in der Literatur: Die Kenntnis der tacitäischen Annalen und der antirömische Affekt waren das Fundament seiner Schrift *des deutschen Ritters Ulrich von Hutten Arminius* mit einem klaren antipäpstlichen und antirömischen Feindbild.<sup>5</sup>

Huttens Schrift erschien auf Lateinisch im Jahre 1529. Zwei weitere Auflagen besorgte Philipp Melanchthon, der Reformation und Humanismus miteinander verband. Formal knüpft die Dichtung bei den Totengesprächen des antiken griechischen Schriftstellers Lukian an, in denen längst verstorbene Größen der Geschichte vor Minos, dem Herrscher der Unterwelt, um ihren Platz in den ewigen Ruhmeshallen kämpfen. Bei Hutten beschwert sich Arminius, dass er nicht zu den besten Feldherrn aller Zeiten erwählt wurde, wie Alexander der Große, Scipio und Hannibal. Als Zeugen ruft er Tacitus auf, dessen oft zitierter Satz über Arminius als „Befreier Germaniens“ wörtlich übernommen ist und zur Grundlage des Mythos wird.<sup>6</sup> Minos kommt zu dem Schluss<sup>7</sup>:

Notwendig ist aber, dass die Menschen, die von Arminius Kenntnis haben, ihn wegen seines vortrefflichen Charakters sehr lieben sollen. Deshalb gebührt es, dass du, Deutscher [!], hoch geehrt wirst; es wäre Unrecht; wenn wir deiner Tugenden jemals nicht gedenken würden.

Am Schluss des Werkes kommt es noch zu einem wichtigen Dialog zwischen Arminius und Alexander dem Großen. Der Grieche erhebt den Vorwurf, dass Arminius gegenüber den Römern, in deren Dienst er stand, sein Wort gebrochen

habe. Arminius verteidigt sich damit, dass dieses Wort erpresst worden sei und Rom Germanien mit Gewalt unterjocht habe. Demgegenüber beruft sich Arminius auf die Freiheit als „das Recht des Vaterlandes und das allgemeine Menschenrecht“<sup>8</sup>:

[...] deshalb habe ich, als ich mich zu jener Tat entschloss, mein Wort nicht gegenüber der rechtmäßigen Obrigkeit gebrochen, sondern gegen einen ungerechten Tyrannen das Recht des Vaterlandes und das allgemeine Menschenrecht angewandt.

Dieser Einwand Alexanders machte besonders den Reformatoren zu schaffen, die wegen ihrer Obrigkeitsfixierung nicht so eindeutig wie Hutten der Verherrlichung des Arminius zustimmen konnten. Denn die lutherische politische Ethik beruhte sehr einseitig auf der Maxime „seid untertan der Obrigkeit“ im 13. Kapitel des Römerbriefes. Deswegen verurteilten sie einmütig den Aufstand der Bauern von 1524/25.

Immerhin stammt die erste, in deutscher Sprache geschriebene Biographie des Arminius aus dem engeren Kreis um Luther. Ihr Verfasser war Georg Spalatin, Prinzenzieher und Privatsekretär am Hofe Friederich des Weisen, des Landesherrn Luthers, und dessen wichtigste Verbindung zum Fürstenhof. Mit Friedrichs Nachfolger, dem Kurfürsten Johann Friedrich, war Spalatin 1534 an den Niederrhein gereist. Dort, in der Nähe Duisburgs, vermutete er den Schlachtort und also den „saltus teutoburgiense“, den Teutoburger Wald des Tacitus. Der Titel der Schrift *Von dem Theuern Deudschen Fürsten Arminio* deutet eine gewisse Hochachtung an, die aber nicht ungebrochen ist. Denn schon im ersten Kapitel wird Arminius hart kritisiert: Mit ihrem Angriff hätten die Germanen<sup>9</sup>:

[...] glaub, frid und trew gebrochen, darein waren auch die Cherusci geraten [...] Des habe der Arminius gewar genommen, als ein listiger mensch, der bey den Römern inn kriegen erzogen und auffkommen, bey inen auch erlich gehalten war worden.

Die gesamte Beurteilung Spalatin ist nicht patriotisch wie bei Hutten, sondern moralistisch: Varus wird bestraft, weil er „ein unzüchtiger man gegen weiber und junkfrauen gewest“, die rebellierenden Germanen ihrerseits werden durch die Feldzüge des Germanicus gestraft<sup>10</sup>. „Die Zusammenstöße zwischen Germanen und Römern werden von Spalatin nicht vom Standpunkt der politischen Moral her [...] sondern im Licht der christlich-lutherischen Ethik gesehen“.

Ein Geistesverwandter Spalatin war Luthers engster Mitarbeiter Philipp Melanchthon.<sup>11</sup> Einerseits war er ein hervorragender Historiker, der das Wissen seiner Zeit souverän zusammenfasste; andererseits ordnete er dieses Wissen seiner theologisch-ethischen Ideologie unter. Melanchthon befasste sich mit der

Materie auf Veranlassung seines katholischen Studiengenossen Johannes Carion, der ihm 1532 seine deutsche Chronik schickte, mit der Bitte, sie zu überarbeiten. Dem kam Melanchthon nach; 1538 bis 1560 erschien seine Fassung des *Chronicon Carionis latine expositum*, die nun wesentlich Melanchthons eigenes Werk war. Schon vorher hatte er die *Germania* des Tacitus mit eigenen Randbemerkungen und Huttens Arminius-Dialog drucken lassen.

„Ob schon ein Fürst unrecht tu und schindet und schabt dich, dennoch ists nicht Recht, Aufruhr anzurichten“<sup>12</sup>, das schreibt Melanchthon zu den sehr gemäßigten zwölf Artikeln der Bauernschaft von 1523, und das hätte er auch dem Arminius ins Stammbuch schreiben können. Zudem gehörte der oberste Widersacher des Cheruskerfürsten, der Kaiser Augustus, zu den höchstgelobten Herrschern Melanchthons, heilsgeschichtlich begründet, weil unter seiner Regierung der Gottessohn geboren ist. Über Augustus urteilt er<sup>13</sup>: „Es ist also Augustus zu den weisen, guten und nützlichen Herrschern des menschlichen Geschlechtes zu zählen“.

Der distanzierte Blick auf den Helden der germanischen Vorzeit trägt dazu bei, dass der Wissenschaftler Melanchthon zur Interpretation der antiken Quellen Beachtliches geleistet hat. Dazu gehört auch das Bemühen, die Lage des Schlachtortes einzugrenzen. Ein bisschen zu weit geht er in seiner obrigkeitfixierten Grundhaltung, wenn er 1559 im Schreiben an den Grafen Bernhard VIII. zur Lippe Arminius erwähnt, der „auf jenen Feldern, die jetzt die Euren sind, drei römische Legionen vernichtete“ in „Eurem und des Arminius Vaterland“.<sup>14</sup> Eine derartige Festlegung ist wohl mehr eine Höflichkeitsfloskel als ein begründetes Urteil, aber immerhin bezogen auf ein nach den Quellen mögliches Schlachtgebiet. Ein gutes Jahrhundert später greift der katholische Bischof von Paderborn, Ferdinand von Fürstenberg, in seinen *Monumenta Paderbornensis* von 1669 die These des evangelischen Widersachers auf, indem er den alten Osning zwischen Osnabrück und Paderborn in „Teutoburger Wald“ umbenennt.<sup>15</sup> Diese ökumenische Gemeinschaftsarbeit im Zeitalter der Glaubenskriege war folgenreich: Mit seiner eher beiläufigen Bemerkung hatte Melanchthon eine Vermutung geäußert, die vom Pfarrer Hamelmann über den Archivrat Clostermeier bis heute mit mehr lokalpatriotischer als wissenschaftlicher Grundlage als Gewissheit behauptet wird.

Vermutlich aus dem Umkreis Melanchthons stammt eine weitere bedeutsame Anregung, nämlich die Umbenennung des historischen Arminius zum mythischen Hermann, die heute allerdings in Luthers Werken zu finden ist<sup>16</sup>: 1537 anonym erschienen, 1570 Luther zugeschrieben, 1674 in Leipzig ins Deutsche übersetzt unter dem Titel *Herrn D. Martin Luthers sel. Namen-Büchlein*.<sup>17</sup> Die abenteuerliche Etymologie in Deutsch<sup>18</sup>:

[...] denn es glaublich ist, dass die lateinischen Historiker der Deutschen H. nicht recht angesehen und dasselbe für ein G. gelesen [...] Darum ich der Meinung bin, dass vor Zeiten unsere deutsche Nation Hermania genannt worden; gleichwie auch jener vortrefflicher deutscher Kriegesfürst, welcher des Kaisers Augustus Legionen erlegt, von den Italienern zu Unrecht Arminius genennet wird, denn derselbe hat in Wahrheit Hermann [...] geheißē, welches auch noch heute ein bekannter und sehr gebräuchlicher Name ist. Hermann heißt aber so viel als ein Mann des Heeres oder Kriegsoberer.

Es war geradezu notwendig, dem deutschen Helden auch einen deutschen Namen zu geben, und zwar einen möglichst bekannten; dass dieser Name auch mit dem Begriff „Germanien“ verknüpft werden konnte, begründet das waghalsige etymologische Akrobatstück. Man findet auch schon sieben Jahre vor dem Erscheinen dieser Schrift die Umbenennung in Luthers Auslegung zum 82. Psalm<sup>19</sup>:

Hermann, den die Latini übel verkehren und Arminium [!] nennen, heißt aber ein Heer-Mann, dux belli, der zum Heer und Streit tüchtig ist, die Seinen zu erretten und voranzugehen, sein Leib und Leben darüber zu wagen.

Sonst hat sich Luther nur privat zu Arminius = Hermann geäußert in den Tischreden, in denen eifrige Schüler beflissen notierten, was der große Reformator zwischen Habermus und Gänsebraten über Gott und die Welt zu sagen wusste. Diese Nachschriften sind nie von Luther autorisiert worden, geben aber einen lebendigen Eindruck von Meinungen und Ansichten des Reformators.

„Die Germanen sind die beste Nation, und es dünkt mir, dass H in G sich verwandelt hat, so dass sie Hermani geheißē haben“. Damit bekräftigt Luther noch einmal die krause Etymologie wie seinen Nationalstolz und auch die Gleichsetzung Germanen = Deutsche. Schon 1532 äußert Luther<sup>20</sup>:

In den Chroniken liest man, dass ein Herzog der Cherusker, ein Harzer oder Harzländer, namens Hermann, den Römern eine schwere Niederlage beigebracht und aus ihrem Heere 21 000 getötet habe. So verwüstet jetzt Luther, auch ein Harzländer, Rom.

Und nach 1540 notiert ein Schüler Luthers Lobpreis über Arminius<sup>21</sup>:

Wenn ich ein Poet wär, so wollt ich den zelebrieren. Hat Herzog Hermann geheißē, ist Herr über den Harz gewesen, Cheriscii sein die Härzischen. Sein eigener Schwiegervater Segestes, d.h. Herzog Hengist, hat ihn verraten. Wenn ich itzund einen Arminium hätt und er einen Doctoren Martinum, so wollten wir den Türken suchen.

„Den Türken suchen“, ihn also bekämpfen, das will Luther aber nicht mit Rom, das er „verwüestet“. Bereits nach der Eroberung von Byzanz 1453 hatte der römische Kardinal und nachmalige Papst Pius II. den Sieg der vereinigten Germanen benutzt, um zu neuer Einigkeit gegen die heidnischen Türken aufzurufen. Aber mit dem Papst auf Kreuzzug zu gehen, das hätte für Luther bedeutet, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben. 1542 schreibt Luther sein Lied *wider die beiden Erzfeinde Christi*<sup>22</sup>: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steur des Papstes und Türken Mord“. So hält Luther die Türkengefahr zunächst für eine Prüfung Gottes gegenüber der Papstkirche, ermahnt zur Buße und zum Gebet und fordert dann die Christen auf, den weltlichen Fürsten in den Krieg gegen die Türken zu folgen<sup>23</sup>, mit dem Satz der *confessio Augustana*<sup>24</sup>: „[...] gleichwie Kaiserliche Majestät seliglich und gottlich dem Exempel Davids folgen mag, Krieg wider den Türken zu führen“. Die erste Instrumentalisierung der Varusschlacht für politische Zwecke war ein Fehlschlag.

Es sind viele Faktoren, die um 1500, im Zeitalter der Reformation und des Humanismus, den deutschen Mythos von Arminius = Hermann begründen. Man entdeckt den Sieger Arminius, nachdem das Mittelalter nur die *clades Variana*, die Niederlage des Varus, kannte. Bei Hutten wird er zum Heroen der Geschichte und der Grund zur Mythisierung gelegt. Im Umkreis der Reformatoren bekommt der römische Ritter seinen volkstümlichen Namen „Hermann“, wobei Reserven bleiben angesichts seines Aufruhrs gegen die Obrigkeit. Weiterhin wird das Gebiet des Schlachtortes auf Grund von Quellenanalysen eingegrenzt zwischen Rhein und Harz.

Am Anfang dieser Lokalisierung steht bereits der Mythos der „alten Recken“. Er wird schon bei Hutten bestimmt durch das antirömische, „welsche“ Feindbild und durch das Bemühen um Freiheit. Christian Graf von Krockow zieht am Schluss seines Buches über *Deutsche Mythen* das Resümee über zwei Entwürfe der Zukunft<sup>25</sup>:

Der eine [...] muss wieder das Tragische ins Recht setzen. Und früher oder später muss er zum Mythos vom Feind und vom Tod zurückkehren. [...] Im zweiten Entwurf geht es um das Leben in Freiheit, und dazu bedarf es des Feindes nicht, nur – dies allerdings mit Nachdruck – der Verteidigung, wenn Freiheit angegriffen wird und damit die Verheißung der Menschlichkeit und des Glücks vernichtet werden soll, die in ihr angelegt ist [...] In diesem Sinne können wir nichts daran ändern, eine Nation zu sein. Aber wir können für sie eine oder die andere Zukunft entwerfen. Wir haben die Wahl.

*Anmerkungen*

- 1 Werner Rolevinck: *De laude antiquae Saxoniae nunc Westphaliae dictae*. Hrsg. u. übersetzt von Hermann Büker, Münster 1953.
- 2 Ebd., 12-13.
- 3 Hartmann Schedel: *Weltchronik*, deutsche Ausgabe. Nürnberg 1493; Nachdruck Köln 2001.
- 4 Rolevinck, 12-13.
- 5 Hans-Gert Roloff: *Der Arminius des Ulrich von Hutten*. In: Arminius und die Varusschlacht, Rainer Wiegels, Winfried Woesler (Hrsg.), Paderborn <sup>3</sup>2003, 211ff.
- 6 Lateinische Fassung und Übersetzung von Hans-Gert Roloff, Ebd., 222ff.
- 7 Ebd., 237f.
- 8 Ebd., 235.
- 9 Zitiert nach Jacques Ridé: *Arminius in der Sicht der deutschen Reformatoren*. In: Wiegels & Wösler, 242.
- 10 Ebd., 243.
- 11 Über ihn ausführlich: Ingeborg Buchholz: *Die Varusschlacht im Urteil der Humanisten*. In: Lipp. Mitt. aus Gesch. u. Landesk., 28, Detmold 1959, 52ff.
- 12 Adolf Laube, Hans Werner Seifert: *Flugschriften der Bauernkriegszeit*. Leipzig 1975, 229.
- 13 Buchholz, 56.
- 14 Zitiert und Quellenangabe in: Erich Kittel: *Heimatchronik des Kreises Lippe*. Köln <sup>2</sup>1978, 15.
- 15 Kupferstich der *Monumenta* von R. de Hooge zur „clades variana“ (Facsimile) in: Kupferstiche lippischer Städte und Landschaften (mit Kommentar), Herbert Stöver (Hrsg.), Lemgo 1983, Nr. 31.
- 16 *Luthers Werke, Weimarer Ausgabe*. Abt. I, Bd. 50, 147ff.
- 17 Faksimile, Leipzig 1983.
- 18 Ebd., 27. Zur Herkunft der Schrift s. Buchholz, 43ff.
- 19 Luthers Werke, 138 und 150ff.
- 20 *Luther im Gespräch*. Reinhard Buchwald (Hrsg.), Stuttgart 1983, 236.
- 21 Ebd., 192.
- 22 *Martin Luther. Ausgewählte Schriften*. Karin Bornkamm, Gerd Ebeling (Hrsg.), Bd. 5, Frankfurt/M. 1982, 275.
- 23 *Vermahnung zum Gebet wider die Türken*, 1541. In: Bornkamm & Ebeling, Bd. 4, 275ff.
- 24 *Confessio Augustana XXI-83b*. In: Bekenntnisschriften der evg.-luth. Kirche, Göttingen <sup>3</sup>1963.
- 25 Christian Graf von Krockow: *Von deutschen Mythen*. München 1997, 206f.

MATTHIAS SCHAFFRICK

„Ah – der Hermann!“

Ein Bericht von den „Hermannsschlachten“

Das problematische Unterfangen, einen wahrheitsgemäßen Bericht über ein vergangenes Ereignis anzufertigen, steht im Zentrum der Auseinandersetzungen mit den Geschehnissen 9 n. Chr., die von den Historikern gemeinhin als „Varusschlacht“ bezeichnet werden. Der für ein dermaßen weit zurückliegendes Ereignis verhältnismäßig genauen Bestimmung des Datums steht die Ungewissheit bezüglich des Ortes gegenüber, an dem das Ereignis stattgefunden haben soll. Sollte man also fragen: Wo, an welchem Ort fand die Hermannsschlacht eigentlich statt?

Die *Hermannsschlachten*, eine Tagung der LWL-Literaturkommission für Westfalen und der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, fanden vom 26. bis zum 29. Juni 2008 im LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster statt. Das 2000-jährige Jubiläum der Schlacht im Jahr 2009 warf einen gewaltigen Schatten voraus. (Das Bild von Ivo Schweikhart auf dem Plakat und dem Flyer sowie auf dem Umschlag des Sammelbandes zur Tagung vermittelt davon einen Eindruck.) Dies nahm Martina Wagner-Egelhaaf, Vorsitzende der Literaturkommission und Professorin für Literaturwissenschaft an der WWU, zum Anlass, eine Tagung zu organisieren, die sich dem zumeist von Geschichtswissenschaftlern bearbeiteten Thema aus literatur- und kulturwissenschaftlicher Perspektive näherte – nicht zuletzt da die meisten Texte über die Schlacht, welche den Mythos von Hermann und seinem Gegenspieler Varus prägen, literarische Texte sind. Das Ziel der Tagung war nicht, neue Thesen zum Ort der Schlacht zu formulieren, sondern nach den schattenhaften Spuren zu suchen, die dieses in den Berichten der römischen Geschichtsschreiber Velleius Paterculus, Tacitus und Cassius Dio überlieferte Ereignis in der Geschichte der deutschen Literatur und schließlich auch in der Geschichte nationaler Politiken hinterlassen hat. Die *Hermannsschlachten* befassten sich also mit den unterschiedlichen literarischen Versionen der Schlacht und ihrer Protagonisten, die nach ihrer Sicht auf die Ereignisse 9 n. Chr. und nach ihrem Beitrag zur Konstitution des Nationalen befragt wurden.

GESA VON ESSEN (Freiburg), die sich mit ihrer Doktorarbeit *Hermannsschlachten. Germanen- und Römerbilder in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts* (Göttingen 1998) um das Thema verdient gemacht hat, schilderte in ihrem

Eröffnungsvortrag *Hermannsschlachten des 18. Jahrhunderts und die Debatte um ein deutsches Nationalepos* auf luzide Weise, dass die Frage nach der „richtigen“ Darstellung der Hermannsschlacht gerade in poetologischen Diskursen reichlich Konfliktstoff zutage fördert. Während von Essen in ihrer Dissertation die kanonischen Hermann-Dramen von J. E. Schlegel, F. G. Klopstock, H. v. Kleist und C. D. Grabbe nach der Konstruktion von Eigenem (Identität) und Fremdem (Alterität) untersucht hat, standen in ihrem Vortrag zwei weniger bekannte Hermannsschlachten im Mittelpunkt: Christoph Otto von Schönaichs *Hermann, oder das befreyte Deutschland, ein Heldengedicht* und Christoph Martin Wielands *Hermann*. Um diese Versepen, beide von 1751, ranke sich, wie von Essen ausführte, eine literaturtheoretische Debatte, die zwischen Johann Christoph Gottsched, dessen Schüler Schönaich war, und Johann Jacob Bodmer, dessen Anhänger Wieland war, im sog. „Literaturstreit“ ausgetragen wurde. Dabei ging es u. a. um die Frage nach einem deutschen Nationalepos. Ein Vergleich der beiden „Hermanniaden“ (so eine zeitgenössisch übliche, oft kritisch-ironische Bezeichnung) zeige, dass es sowohl Schönaich als auch Wieland um die Befreiungstat der Germanen oder Hermanns zu tun war und sie diese in ihren Werken auf die eigene Gegenwart um 1750 applizierten. Während Schönaichs der Regelpoetik Gottscheds folgender *Hermann* jedoch verstärkt die politische Implikation des Stoffes akzentuierte, buchstabiere Wieland an seinen empfindsamen Figuren den aufklärerischen Tugend/Laster-Katalog durch. Die zeitgenössisch aktualisierende Bearbeitung des Hermann-Stoffes finde sich in beiden Epen und spiegele die politisch-nationale Lage auf zwiespältige Weise wider: Denn um 1750 konnte weder von einer konkreten politischen Unterdrückung oder Fremdherrschaft die Rede sein, noch hatte sich ein die politische Einheit fördernder Nationaldiskurs etabliert – beides Themen, für deren Darstellung ein Nationalepos über die Hermannsschlacht besonders geeignet erscheint. Mit diesem Hermann-Epos taten sich die Literaturproduzenten des 18. Jahrhunderts alles in allem allerdings schwer. Von Essen stellte am Ende ihres fundierten Vortrags den bemerkenswerten „Nachhall“ auf die Hermannsschlachten vor, für den Gottsched und Bodmer sorgten. Sie berichtete einerseits über eine von Gottsched veranlasste Dichterkrönung Schönaichs (die in dessen Abwesenheit stattfinden musste) und andererseits von einem Pamphlet mit dem Titel *Arminius-Schönaich, ein episches Gedicht*, das Bodmer unter dem Pseudonym „Hermanfried“ veröffentlichte. Beide – wenn auch sehr unterschiedlichen – Reaktionen bewiesen, so das Fazit, die literaturpolitische und poetologische Bedeutung, welche die „Lehrer“ den Hermann-Nationalepen ihrer „Schüler“ beimaßen.

Der Mediävist VOLKER HONEMANN (Münster) betrachtete die *Varusschlacht in der Sicht eines westfälischen Humanisten*. Seine Ausführungen über die älteste



niederdeutsche Schrift zur Varusschlacht, des Johannes Cincinnius *Van der niderlage drijer legionen* von 1539, machten deutlich, wie sehr lokalpatriotische Intentionen („Liebe zur westfälischen Heimat!“) und philologische Spitzfindigkeiten die Bestimmung des Ortes der Hermannsschlacht schon vor 500 Jahren bestimmten: Cincinnius, der aus Lippstadt stammte und lange Zeit Bibliothekar in der Reichsabtei Werden an der Ruhr war, erschließe aus der fast vollständigen und in etwa chronologisch gereihten Übersetzung der antiken Schriften zur Schlacht (u.a. Tacitus, Velleius Paterculus), dass sich die Hermannsschlacht bei Rietberg in Westfalen, nur wenige Kilometer nördlich von seinem Geburtsort gelegen, ereignet haben muss. Zu dieser Interpretation gelange er, so führte Honemann pointiert aus, durch die Bestimmung eines Druckfehlers: Bei Tacitus heiße es „mit feel einer litteren gedruckt“ (Cincinnius) „saltus Teutoburgiensis“, was Cincinnius zufolge richtigerweise „Reutoburgiensis“ heißen müsse: Und dies sei die lateinische Entsprechung für das westfälische Rietberg. Honemann schlussfolgerte, dass die von Cincinnius gelieferte deutschsprachige Zusammenstellung von Quellen zur Varusschlacht, die weder positive noch negative Eigenschaften der Römer oder Germanen auslöst, für eine des Lateinischen nicht mächtige Leserschaft gedacht gewesen sei – unter Berücksichtigung der Neulokalisierung der Schlacht in der Nähe von Rietberg insbesondere für westfälische Lokalpatrioten. Und damit leiste Cincinnius auch einen wichtigen Beitrag zur westfälischen Erinnerungskultur.

Die Ausführungen von WINFRIED WOESLER (Osnabrück) über *Römerbilder in den deutschen Hermann-Dramen* schlossen sich dem vorangehenden Vortrag an, indem sie bei einem anderen Humanisten ansetzten: Ulrich von Hutten's *Dialogus* stellte Woesler als Initiation des deutschen Arminius-Kultes heraus. Hutten beziehe sich mit seiner Römerdarstellung auf die antirömische Mentalität der Reformation, indem er Arminius als Tugendhelden zeichne, der zur Befreiung von römischer Einflussnahme beigetragen hat. Aber gerade die Bezugnahme auf Tacitus (wie generell auf römische Quellen) bei Hutten zeigt doch, wie ambivalent das Verhältnis von Eigenem und Fremden in den Hermannsschlachten gestaltet ist. Genau dieses zwiespältige Verhältnis vollzog Woesler in seinem kenntnisreichen Vortrag anhand der Dramen von Schlegel, Möser, Klopstock, Kleist und Grabbe nach und konnte zeigen, dass die Abgrenzung von, aber auch die partielle Identifikation mit dem Römerbild in den deutschen Dramen immer auch der Selbstbeschreibung und eigenen Identitätskonstruktion der Germanen oder Deutschen diene. Zum Abschluss seiner Ausführungen legte Woesler in Bezug auf Grabbe's *Hermannsschlacht* dar, wie Grabbe einerseits – und das verbindet ihn gewissermaßen mit Cincinnius – westfälische, heimatliche Elemente in die *Hermannsschlacht* einbaute und mit seinem Drama andererseits nach den

Möglichkeiten und Grenzen von Geschichtsschreibung fragte. Darin sah Woessler eine Tendenz, nach der innenpolitische Fragen der nationalen Einigung (das „Volk“) in den behandelten Hermannsschlachten zunehmend an Bedeutung gewannen, während das feindliche Römerbild diese zugleich verliere.

Dass die Verhältnisse zwischen Germanen und Römern, zwischen Freund und Feind unbestimmt sind – unbestimmt und unbestimmbar wie das Wetter in der Schlacht –, zeigte HENDRIK BLUMENTRATH (Konstanz) in seinem fulminanten Vortrag über *Feindschaften in den Hermannsschlachten*. Weit davon entfernt, bloß regionale Wetterkunde zu betreiben, deuteten die vielfältigen Verweise auf das wechselhafte Wetter bei Kleist und noch mehr bei Grabbe – und zudem schon bei den antiken Geschichtsschreibern – darauf hin, dass die Hermannsschlachten mit der Beschreibung des Wetters zugleich eine Beschreibung der Kriegsführung liefern. Blumentraths erhellender Exkurs durch die Geschichte der Meteorologie von Aristoteles' *Meteorologica* über Johann Lorenz Boeckmann und die *Societas Meteorologica Palatina* führte schließlich zur Bedeutung der Statistik und Jacques Bernoullis für die Vorhersage des Wetters, die sich in Anton Pilgrams *Untersuchungen über das Wahrscheinliche der Wetterkunde* niedergeschlagen habe. Die statistische Vorhersage des Wetters wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem Modell für den Umgang mit der kontingenten Zukunft, für die Vorhersage unvorhersehbarer Ereignisse und dies, so Blumentrath, gelte auch für die Planung kriegerischer Unternehmungen in den Hermannsschlachten. „Das Wetter ist hier zu Lande launisch“, sagt Grabbes Hermann – und bezieht sich damit nicht nur auf die unbeständigen Wetterverhältnisse, sondern auch auf die unbeständigen politischen Verhältnisse. Das Rechnen mit Zufällen und kontingenten Ereignissen werde, wie Blumentrath anhand von Clausewitz' Schrift *Vom Kriege* abschließend darstellte, zu einem Modell der Steuerung kriegerischer Ereignisse, die den Feind auf den entmenschlichten Status einer mathematischen Variablen in einem Wahrscheinlichkeitskalkül reduziert.

Thusnelda vereint in ihrem Namen die Bedeutungen „Riese“ (ahd. Thurs) und „Kampf“ (ahd. hiltja). Diese Etymologie lasse darauf schließen, dass sie für die Hermannsschlachten eine wichtige Rolle spiele, wie CAREN HEUER (Münster) ausführte: Thusnelda gehöre unumstritten zum unverzichtbaren Figurenarsenal der Hermannsschlachten. In den kanonischen Dramen finde sie ganz unterschiedliche Figurationen. Die auf die Psychoanalyse und die Gender Studies aufbauende Untersuchung der Figur Thusnelda führte geschickt vor Augen, welchen Spielraum die Darstellung der Thusnelda zwischen empfindsamer Erotisierung (Klopstock), *femme forte* (Schlegel), Verniedlichung und Entmenschlichung

(Kleist – Hermann nennt sie „*Thuschen*“ und macht sie schließlich zur grausamen Rächerin an ihrem römischen Verehrer) und Hausfrau mit politischen und kriegerischen Ambitionen (Grabbe – „Ich bring euch Speis und Trank und zwanzigtausend Mann.“) eröffnet. Dass dies nicht ohne Hermann, ihren „Herrn“ und „Mann“, ablaufen kann, ist selbstverständlich. So gestalte sich auch die Beziehung zwischen Hermann und Thusnelda sehr unterschiedlich: Die Selbstinszenierung Thusneldas als „Einschreibemedium“ in Grabbes *Hermannsschlacht* markiere allerdings ein für alle Dramen geltendes Prinzip, nach dem Thusnelda – auf jeweils unterschiedliche Weise – die Nation „verkörpere“, d.h. dieser sprachlichen, ideellen Konstruktion ihren Körper leihe und dadurch ein schwer fassbares Konzept wie die Nation konkretisiere. Die Diskussion zu diesem Vortrag kam dann noch auf eine weitere weibliche Figur der Hermannsschlachten zu sprechen, die bisher in der literaturwissenschaftlichen Forschung unberücksichtigt geblieben ist: Nämlich Livia, die Frau des römischen Kaisers Augustus, die für die Lockenraubszene in Kleists und in der Schlusszene von Grabbes *Hermannsschlacht* eine wichtige Rolle spielt.

Unter dem Titel *Universaltopographie als Nationalepos* kam THOMAS BORGSTEDT (München) erneut auf die Frage nach dem Ort der Hermannsschlacht zu sprechen: In Daniel Caspers von Lohenstein barockem *Arminius*-Roman wird die Topographie nicht geographisch, sondern als textuelles Ordnungsprinzip verstanden. Borgstedt stellte Lohensteins Hermannsschlacht als rhetorischen Ort vor, als Topos im Sinne aristotelischer „Sehepunkte“ – woran sich wiederum die sprachliche Verfasstheit der Ortsbestimmung erweist. Diese topische Ordnungsstruktur nutze Lohensteins monumentaler Roman, um ein enzyklopädisches und universalhistorisches Programm zu bearbeiten, das immer wieder auf die politische Situation Deutschlands Bezug nehme. Im gesamten Text und in der Figur des Arminius manifestiere sich die politische Frage nach der nationalen Einheit. Der *Arminius*-Roman propagiere, so führte Borgstedt aus, das „föderale“ Prinzip der reichsständischen Libertät, das er der Idee von einem zentralistisch organisierten „Nationalstaat“ des Kaisers Leopold I. gegenüberstelle. Besondere Beachtung verdiene die Darstellung der Schlacht, die *in nuce* das gesamte topische, politische und heilsgeschichtliche Programm des Romans widerspiegele. Borgstedt betonte schließlich auch die Nähe zwischen den barock-ästhetischen, illusionistischen Elementen des rhetorisch komplex konstruierten Romans und postmodernen Konzepten wie Deterritorialisierung und Konstruktivismus und hob damit einen Aspekt hervor, der barocke Texte für die gegenwärtige Literaturwissenschaft so interessant macht.

Mit dem Überblick über die Schlacht, der bei Lohenstein zugleich ein Überblick über den Roman und sein Programm ist, und der notorischen Suche nach dem Ort der Schlacht beschäftigte sich CLAUDIA RÖSER (Paderborn) in ihrem Vortrag über *Schlachtfelder*. Ausgehend von den lokalpatriotischen und hobbyhistorisch dilettantischen Bemühungen um die „wahre“ Ortsbestimmung der Hermannsschlacht fragte Röser nach der kulturellen Konstruktion von Räumen. Das kulturwissenschaftliche Paradigma vom Konstruktcharakter des Raums (Stichworte sind *spatial* und *topographical turn*) verspreche neue Perspektiven auf die Suche nach dem Ort der Schlacht. Röser erläuterte anhand der räumlichen Konstellationen und der exzessiven Verwendung der Teichoskopie in Klopstocks *Hermann's Schlacht* anschaulich, wie wichtig der Blick „von oben“, d.h. aus der „Adlerperspektive“ ist. Einen Überblick über den Raum oder die Landschaft zu gewinnen und räumliche Gegenden von anderen zu unterscheiden, bedeute, so Rösers strukturalistische Wendung des Gedankens, auch den Raum und seine Zeichen zu lesen und zu verstehen. Röser konnte zeigen, dass um 1800 nicht mehr philologische Spitzfindigkeit wie bei Cincinnius, sondern nun die natürliche Landschaft selbst zur Grundlage der Verortungen wird – die Suche finde also nicht mehr in Texten, sondern in der Natur statt. So erklärte sie die Entstehung der topographischen Kartographie, die Überblick, Orientierung und (Selbst-)Verortung im Raum wiederum jenseits der Natur ermögliche. Parallel zur Kartographie entstünden seit 1800 Aussichtspunkte, die dazu beitragen, den „teichoskopischen Blick“, die „Vogelperspektive“ und damit den Überblick über die Landschaft zu etablieren – und zu diesen Punkten gehöre auch das Hermannsdenkmal in der Nähe von Detmold.

Einem „Volkslied“, das bei der Einweihung dieses Hermannsdenkmals 1875 gesungen wurde und bis heute bekannt ist, widmete der Althistoriker KAI BRODERSEN (Erfurt) seinen unterhaltsam vorgetragenen Abendbeitrag: *Als die Römer frech geworden*. Brodersen ging in seinem materialreichen Vortrag der Geschichte dieses populären Liedes und seines Autors nach. Die verschiedenen Versionen des dem Lied zugrunde liegenden Gedichtes *Die Teutoburger Schlacht* von Joseph Victor Scheffel (1826-1886, geadelt 1876), das mit dem Vers „Als die Römer frech geworden“ beginnt, stellte Brodersen in die jeweiligen historischen Kontexte: Eine erste Version von 1848 setzt sich in der Tradition von Heines *Wintermärchen* kritisch und satirisch mit dem Mythos von Hermann als Nationalheld auseinander und karikiert die zeitgenössischen Bemühungen um ein Hermannsdenkmal. In den folgenden Jahren findet sich das Lied als Beitrag zur studentischen Lied- und Trinkkultur in zahlreichen Commersbüchern. Schließlich, so berichtete Brodersen, sei das Lied bei der Einweihung des Denkmals mit einer neuen Marschmelodie des Militärkomponisten Joseph Gungl gesungen

worden. Da die neue Melodie über das Gedicht hinausgehende Passagen aufwies, habe man es seit der Einweihung des Denkmals mit dem heute bekannten Kehrreim gesungen: „sim serim, serim, sim, sim“ und abschließend „Schnäderäng täng, Schnäderäng täng, Schäderäng täng, täräng, täng, täng“. Hierin und in der Abwandlung der satirischen und studentisch-komischen Elemente des Liedes samt einer Umdeutung Hermanns zum Symbol des Siegs über Frankreich 1870/71 erkannte Brodersen eine „Militarisierung“ des Liedes – „wider die Stimmung bei seiner Abfassung“, wie Joseph Victor von Scheffel es formulierte.

MARTINA WAGNER-EGELHAAF (Münster) vertiefte in ihrem Vortrag über *Klopstock. Oder: Medien des nationalen Imaginären* die Frage nach der Rolle der Adler in Klopstocks *Hermann's Schlacht*. Zunächst kam Wagner-Egelhaaf ausführlich auf die Form des germanischen Bardies zu sprechen, als welche Klopstock in Anlehnung an Tacitus seine drei Dramen über die Schlacht, über *Hermann und die Fürsten* sowie *Hermann's Tod* bezeichnet hat. Die Bardengesänge im Drama, dann die Autorität, Macht und Stärke repräsentierenden Adler sowie auch Blut und Lanzen analysierte der Vortrag als Medien des nationalen Imaginären. Diese Elemente fasste Wagner-Egelhaaf als Repräsentationen des „Dings“ im Sinne Jacques Lacans und Slavoj Žižeks auf, welches das Verhältnis zwischen Germanen und Römern reguliert. Das eigene „Ding“ gelte als bedroht durch die Anderen und garantiere zugleich eine Abgrenzung vom Fremden, die durch die religiöse Aufladung der Dingsymbole noch verstärkt werde. Aber es ist komplizierter: Der imaginäre Status des Nationalen führt nämlich auch zu einem Ineinanderfließen und zu einer Verwechslung von Germanen und Römern, Freund und Feind, Eigenem und Fremdem, welches das imaginäre Verkennen des Selbst im Erkennen des Anderen nachvollzieht, das Lacan beschreibt. Dass, so endete der erhellende Vortrag, der empfindsame *Messias*-Dichter *Hermann's Schlacht* Kaiser Joseph II. widme, beweise die Entschlossenheit, mit der Klopstock sein dem Kaiser angetragenes – und schließlich gescheitertes – Wiener Projekt einer Akademie der Wissenschaften und Künste verfolgte, aber auch dessen imaginären Mangel.

Einem anderen Klassiker der Hermannsschlachten widmete sich RAIMAR ZONS (Paderborn) unter dem Titel *Deutsche Assassinen (Kleist)*. Zons präsentierte in seinem rasanten Vortrag die Radikalität und Brutalität der Kleist'schen *Hermannsschlacht*, indem er ausführlich auf die von Carl Schmitt entwickelte *Theorie des Partisanen* einging, die Wolf Kittler in seiner Dissertation *Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie* (Freiburg i. Br. 1987) u.a. auf die *Hermannsschlacht* übertragen hat. Die Eskalation der „absoluten Gewalt“ zeuge von einem weltanschaulichen Nihilismus, der bei Kleist genutzt werde, um die

irreguläre Kriegsführung der „germanischen Partisanen“ auf zweifache Weise zu legitimieren: Zons stellte zum einen den Begriff der „Freiheit“ heraus, der die freiheitliche, absolute Setzung – am „Nullpunkt“ – rechtfertige und – wie er mit Fichte darlegte – die Erziehung der Germanen zu absolutem Hass begründe. Zum anderen sei das „Symbol“, das als Verkörperung der Nation figuriert, für die Radikalisierung der Kleist'schen Partisanen wichtig. Die Bedeutung des Symbols erschloss Zons anhand der Szene, in der das junge Mädchen Hally von Römern (oder als Römern verkleideten Germanen) vergewaltigt, daraufhin von ihrem Vater erstochen und anschließend von Hermann in 15 Teile geteilt und an die 15 germanischen Stämme als *Symbol* der nationalen Einigung verteilt wird. Abschließend stellte sein Vortrag einen wichtigen Gedanken heraus: Dass nämlich all die Gewaltexzesse und brutalen Hinrichtungen zwar als „Partisanendichtung“ zu verstehen seien, aber die Besonderheit von Kleists Drama sich erst erschließe, wenn es als „Dichtung der Theorie des Partisanen“, als „Dichtung über Dichtung“ verstanden werde. Denn als solche leistet es Aufklärung über die Mechanismen absoluter Feindschaft.

Unter dem Titel *Theater ist schöner als Krieg* betrachtete IRIS HERMANN (Bielefeld) in ihrem Vortrag *Kleist's Hermannsschlacht auf der Bühne* und bot zunächst ein instruktives Panorama der Inszenierungen des Kleist'schen Stückes von 1808, das erst 1860 in Breslau uraufgeführt wurde. (Grabbes *Hermannsschlacht* musste bis zur Uraufführung bekanntlich noch länger warten.) Hermann berichtete, dass die folgenden Aufführungen der *Hermannsschlacht* an die Zeiträume gebunden war, in denen Deutschland Kriege führte. Ihre Ausführungen konzentrierten sich dann auf die wegweisende Bochumer Inszenierung der *Hermannsschlacht* unter der Regie von Claus Peymann 1982 – der ersten Inszenierung von Kleists *Hermannsschlacht* in der Bundesrepublik nach 1945. Unterstützt von Ausschnitten aus der Filmadaption legte der Vortrag dar, dass Peymann dem Partisanentum der Germanen besondere Beachtung schenkte und die Römer als in germanischen Wäldern nicht „wetterfeste“ Gegner darstellte. Die verstörende Hally-Szene, die bei Peymann verfremdet (die Schauspieler tragen Masken) und mit „wimmernder“ Musik unterlegt inszeniert wurde, stehe paradigmatisch für die Aussichtslosigkeit und die Brutalität, mit der sich in diesem Stück Gewalttaten an Gewalttaten reihen. Zentriert sei die Aufführung um die Figur Hermann, die als listig und kompromisslos gewaltbereit, aber auch intellektuell und zweifelnd dargestellt werde und die letztlich von Gräuel, Gewalt und Krieg innerlich zerrissen zurückbleibe.

WOLFGANG BRAUNGART (Bielefeld) stellte Grabbes *Hermannsschlacht* unter dem schönen Titel *Guten Abend, liebe Männchen* (ein Zitat aus dem Stück)

ausführlich vor und reihte sie in die Tradition des Geschichtsdramas ein. Braungart schilderte in einem ersten Schritt anschaulich das Parodistische und Komische in Grabbes *Hermannsschlacht*, das sich von seiner frühen Komödie *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung* herschreibe: Die Hermannsschlacht als heroisch-patriotischer Stoff erscheine bei Grabbe in dieser Lesart unpassend: Die meisten Aussagen würden ironisch gebrochen. Vermeintlich rhetorisch gewandte Germanen stehen in dieser Schlacht zuweilen naiven Römern gegenüber. Besonders hob Braungart hervor, dass es sich bei Grabbes Figuren eigentlich um Schauspieler handele, die Geschichtstheater spielen und dabei ein umständliches, gestelztes und lächerliches „Theaterdeutsch“ in „hölzernen Dialogen“ sprechen. Der Held, der Hermann also, hebe sich als ein besonders begabter Schauspieler – der insbesondere Varus und die römischen Besatzer überzeuge – hervor. Grabbes *Hermannsschlacht*, so Braungart, spiele vor, dass sie Geschichte spielt. Daraufhin erläuterte Braungart in einem kurzen Exkurs wie ästhetische und politische Diskurse in Büchners Geschichts drama *Dantons Tod* amalgamiert würden, sodass letztlich die *Ästhetik der Revolution* Büchners Stück bestimme: Die Revolution gestalte sich als Schauspiel und Kunstwerk. Dieses Schauspiel offenbare sich bei Grabbe als Zitat und Parodie: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“, so zitiert der Augustus der *Hermannsschlacht* das einschlägige Sprichwort zum Ereignis. In Braungarts Perspektive wurde Geschichte in Grabbes Drama zum Schauspiel der Geschichte, das sich aus Zitaten und Parodien zusammensetzt. Dies belegte Braungart auch mit der wichtigen Rolle der Schrift in der *Hermannsschlacht*, die wie die Sprache *per se* mehrdeutig sei. Diese Mehrdeutigkeit aber verstünden die Germanen viel besser als die Römer. All dies – Verwendung von Zitaten, selbstreflexive Behandlung von Schrift und Schauspiel – könne schließlich zu der These führen, dass Grabbes Drama besonders modern daherkommt. Dem widerspreche allerdings die in der Schlusszene aufscheinende neue Subjektkonzeption: Dieser merkwürdige Schluss vollziehe einen Bruch, der sich nicht nur markant von den bisherigen Szenen des Stückes absetze, sondern auch einen abrupten Epochenbruch konstatiere – und das ohne Parodie und Komik. Mit Grabbes Schluss ende die ohnehin schwindende römische Religion und Macht in der politisch-religiösen Vision des Augustus. Danach wird ein neuer, nicht-heroischer, nämlich der jüdisch-christliche Subjektbegriff die weltgeschichtliche Deutung zukünftig bestimmen. Das Drama endet mit Augustus’ programmatischen Worten: „Jesus Christus nennt man den Wunderknaben“. Der *Hermannsschlacht* bleibe – so Braungarts Fazit – am Schluss ein Held, der keiner sein will.

In seinem Vortrag über *Hermannspathos. Oder: Wie man ‚Deutschland‘ zum Leben erweckt* untersuchte CHRISTIAN SCHMITT (Münster) Aspekte politischer

Rhetorik in Ernst Moritz Arndts skandalös nationalistischen und Friedrich de la Motte Fouqués zweifelnden Beiträgen zum Hermann-Diskurs. Mittels einer produktiven Zusammenführung des rhetorischen Begriffs „Pathos“ mit Benedict Andersons Konzept der „*imagined communities*“ konnte Schmitt aufzeigen, wie geeignet sich insbesondere die bedeutungsvage, pathetische Rede erweist, um von der Nation zu reden (oder zu singen). Die Nation werde in Arndts Texten, wie Schmitt aufzeigte, unter Bezugnahme auf Hermann beschworen. Der Vortrag vertraute bei der Analyse auf die psychoanalytische Konzeption der Nation als „Ding“ (Lacan/Žižek): Die Leere dieses Dings bildet die Voraussetzung der offenen Bedeutungszuweisungen im national-politischen Diskurs. Nationalpathos beschwört die große Sache, das „Ding Nation“, ohne sie mit Bedeutung zu füllen. Hermann diene dieser pathetischen Rede als Identifikationsfigur, die unbestimmbare Sinnhorizonte für viele eröffne. Dass Arndt seine Gedichte als Lieder aufgefasst habe, zeuge zudem von seiner ausgeprägten Sensibilität für die medialen Mechanismen der Gemeinschaftsbildung: Im gemeinsamen Singen bilde sich die „vorgestellte Gemeinschaft“ der Nation noch besser erkennbar aus. Fouqués *Herrmann* allerdings ziehe die euphorischen Beschwörungen und Erweckungen Arndts indirekt in Zweifel und zeige Grenzen der pathetischen Nationenbildung auf. Die anschließende Diskussion rief engagierte Kommentare zu den Texten Arndts hervor, die bewiesen, wie viel Spannung die Rede von der Nation immer noch oder wieder beinhaltet.

Eine progressive kulturwissenschaftliche Lektüre der Kleist'schen *Hermanns-schlacht* lieferte ROBERT SUTER (Basel). *Kleists Hetztheater* nannte er seine gelungene Analyse und Kontextualisierung der „Bärenszene“, die in Kleists Stück an der Stelle der eigentlichen Schlacht steht und in der Thusnelda ihren römischen Verehrer Ventidius von einer Bärin blutrünstig zerfleischen lässt. Diese gewaltsame Hinrichtung stehe in der Tradition der an europäischen Fürstenhöfen seit 1600 institutionalisierten Bärenkämpfe und Tierhetzen. Diese bildeten eine spektakuläre Inszenierung souveräner Macht, von der u.a. Friedrich Nicolai berichtet. Überhaupt zeugten Tierhetzen und Bärenjagden, die häufig zur Belustigung der höfischen Gesellschaft eingesetzt wurden, von einer Machtrepräsentation, die sich auf die herrschaftliche Kraft und Gewalt – auch über Leben und Tod – stütze. Die Vorzeichen dieses Spektakels seien bei Kleist, so Suter, allerdings verkehrt. Die Macht offenbare sich hier entfesselt, ungezügelt in der Bärin, während im Bärenkampf – die vorgesehene Machtdemonstration wollte es so – gewöhnlich das Tier unterlag. Bei Kleist komme eine Gewalt zum Ausbruch, die nicht nur wie in den Bärenkämpfen ihr Potential an Tieren vorführt, sondern sich konkret manifestiert und tötet – zwar eingefriedet in einen begrenzten Bereich, jedoch ohne vorgeschaltete Kontrolle durch Recht oder



Macht. Kleist präsentierte mit der Bärenszene, so das Fazit des Vortrags, über die partisanenhaften Germanen der *Hermannsschlacht* hinaus die ungezügelte Gewalt des Terrorismus.

Mit seinem die Tagung beschließenden Vortrag *Woher kommt der Hass?* stellte HINRICH SEEBÄ (Berkeley) eine Frage an Kleists Drama, mit der er die Aktualität des Themas schlüssig aufzeigte. Seebä berichtete von einer sozialpädagogischen Studie, nach der Gewalttaten häufig dadurch zustande kämen, dass Menschen psychische Konflikte nicht in Worte fassen könnten und daher körperlich gewalttätig würden. Seebä legte dar, dass Kleists *Hermannsschlacht* als Darstellung eben dieses Verhältnisses von Schweigen und Sprechen, als „Diagnose“ der Gewalt und des Hasses zu fassen sei. Er stellte Thusneldas wichtigen Beitrag zu dieser „Diagnose des Hasses“ heraus, die in Peymanns Bochumer Inszenierung besonders deutlich werde: „Dich macht, ich seh’, dein Römerhaß ganz blind“, sagt Thusnelda zu Hermann und formuliert deutlich seine eingeschränkte Perspektive gegenüber den Römern. Die *Hermannsschlacht* entlarve die fragwürdigen und manipulativen Mechanismen der Hassstirade, die den Feind entmenslicht, entindividualisiert und zum Tier macht – was in der Rezeption dieses Stückes jedoch zumeist ausgeblendet worden sei. Mit einer bedrückenden Darstellung der nationalsozialistischen Instrumentalisierung der *Hermannsschlacht* endete Seebäs Vortrag: Alfred Rosenberg übernahm Aussagen Hermanns über die Römer und bezeichnete Juden, Polen und Franzosen als die „ganze Brut [...], die in den Leib Germaniens sich eingefilzt wie ein Insektenschwarm“. Daraus folgte Rosenberg die Forderung nach Hass und Vernichtungswillen und fungierte somit als Propagandist des Holocaust. Ebenso fatal formulierte Heinrich Himmler, der eine Wendung aus der *Hermannsschlacht* übernahm, nach der der gute Feind der schlimmste sei, und suchte dadurch moralische Bedenken nationalsozialistischer Massenmörder zu entkräften und uneingeschränkte Vernichtung im Holocaust zu rechtfertigen. Seebäs eindringlicher Vortrag plädierte für eine Literaturwissenschaft, die in einem sprachkritischen Vorgehen pädagogisches und politisches Engagement entfaltet.

Engagement – literarisches, wissenschaftliches und politisches – zeigte sich in all den regen und anregenden Diskussionen, die sich an die Vorträge anschlossen. Die Diskussionen, in denen Teilnehmerinnen und Teilnehmer sowie Gäste miteinander ins Gespräch kamen und sich intensiv mit den *Hermannsschlachten* auseinandersetzten, machten zweierlei deutlich: Einerseits bündeln das Thema und alle Texte zu den *Hermannsschlachten* ein hochbrisantes Kapitel Nationalgeschichte und -mythos. Andererseits kommt die Rede vom Helden Hermann und der Suche nach dem ominösen Ort der Schlacht häufig nicht um eine

Ironisierung herum – wie besonders Kleists und Grabbes ‚*Hermannsschlachten*‘ wunderbar vorführen. Diese Spannung inszenierte zum Abschluss der Tagung das *theater en face* unter der Regie von XENIA MULTMEIER (Münster) in der Studiobühne der WWU. Diese auf die Bühne gebrachten *HermannsSchlachten* präsentierten Szenen zu verschiedenen Aspekten der Schlacht, nicht nur aus den Dramen, sondern sie brachten auch Historiker und bildende Künstler auf die Bühne. Die hervorragende Inszenierung wird im Jubiläumsjahr hoffentlich wieder zu sehen sein. Und wer sich über groß angelegte Ausstellungen und Kulturevents im Jahr 2009 hinaus kritisch mit Hermann und Thusnelda sowie dem Mythos um die Schlacht auseinandersetzen möchte, dem sei der aus der Tagung hervorgegangene Band *Hermanns Schlachten. Zur Literaturgeschichte eines nationalen Mythos* (Bielefeld 2008) empfohlen, der sehr viele literarische Schlacht-Orte aufsucht – nicht um zu klären, was 9. n. Chr. irgendwo in Westfalen geschehen ist, sondern was dort hätte geschehen sein *können*. Und gerade dieses „hätte sein können“, dieser Konjunktiv, der nach Aristoteles die Dichtung von der Geschichtsschreibung unterscheidet, macht den besonderen Reiz der literarischen Hermannsschlachten bis heute aus.



Ivo Schweikhart: hermannsdenkmal (2004)

PETER SCHÜTZE

## Unser Hermann

### Eine zeitübergreifende Talkrunde

*Ein mit den Insignien deutschen Herkommens (Eichenlaub, Weinranken, Kaiserkrone etc.) geschmückter Studioraum. Auf dem Kaminsims eine Nachbildung des Hermannsdenkmals. Nach dem Abspielen von E. M. Arndts Webrlied „Was ist des Deutschen Vaterland?“ wendet der Moderator, Herr Kärrner, sein Gesicht der Kamera zu:*

**KÄRRNER** Meine Damen und Herren, ich begrüße Sie sehr herzlich zur unserem heutigen Gespräch mit – nun ja, ich mag sie nicht Schemen nennen. Sie waren einmal alle, wie sie sind, und wir dürfen dankbar sein, dass sie sich heute noch einmal bereit finden, ihre Worte zu wiederholen. Aus gegebenem Anlass sprechen sie mit mir und miteinander über die Frage, welche Bedeutung der Cheruskerfürst Arminius gen. Hermann für die deutsche Geistesgeschichte und die Dichtung besitze. Unser Austausch übergreift alle Zeiten und ist damit selbst als ein literarischer Dialog einzustufen. Literatur benötigt keine Zeitmaschine. Sie ist eine Zeitmaschine. Exzellenz, Herr Geheimrat, wollen Sie beginnen?

*Um den Tisch, der sich unter Büchern, alten Stichen, antiken Münzen und Weinpokalen (so genannten Römern) geradezu biegt, werden altertümlich gekleidete Personen sichtbar. Herr von Goethe ergreift nun als erster das Wort:*

**GOETHE** Ja, das ist wohl ein nationeller Stoff. Allein der Gegenstand liegt zu entfernt, niemand hat dazu ein Verhältnis, niemand weiß, was er damit machen soll. Ich tat einen glücklichen Griff mit meinem „Götz von Berlichingen“; das war doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch.

**KLOPSTOCK** Aber Hermann, der Liebling der Edelsten! In dessen heißer Seele der große Gedanke war! Er, der unsterbliche Befreier des Vaterlandes – ihm müssen wir doch neue Lieder singen!

**GOETHE** Ich weiß, verehrter Klopstock. Sie versuchten sich am Hermann, Ihre Darstellung ist aber ohne Wirkung und Popularität geblieben.

**KLOPSTOCK** Ich habe den Bardiet – den Bardengesang, das ermunternde Schlachtlied, mit dem Priester, Weiber und Alte die ermattenden Krieger erneut in Feuer versetzten – neu belebt und zu höherer Weihe geführt. Manch einer ist mir darin gefolgt! Wie können Sie behaupten, meine Hermann-Bardiete seien auf unfruchtbaren Acker gefallen?

**ZWISCHENRUF** Wer Kult sät, wird Mythos ernten.

**TACITUS** Ich meinerseits möchte den Barditus als ein Schallen bezeichnen, das nicht so sehr auf Worten beruht, sondern vielmehr ein Einklang zum

Ausdruck der Tapferkeit zu sein scheint. Besonders kommt es dabei auf die Rauhigkeit des Tones und ein dumpfes Getöse an, indem man den Schild vor den Mund hält, damit die Stimme desto voller und kräftiger durch das Zurückprallen derselben anwachse.

**KÄRRNER** Das klingt also eher wie die Gesänge der BVB-Fans auf dem Dortmunder Hauptbahnhof?

**TACITUS** *schüttelt, halb neugierig, halb verständnislos, den Kopf.*

**MÖSER** Unsere Vorfahren waren bei weitem nicht solche Klötze, als man sich gemeiniglich bei dem ersten Anblick des Tacitus einzubilden pflegt.

**GOETHE** Ach, Lieber, wir Deutschen sind schlimm daran. Unsere Urgeschichte liegt zu sehr im Dunkel, und die spätere hat aus Mangel an einem einzigen Regentenhause kein allgemeines nationales Interesse.

**MÖSER** Aber der Dichter hat doch die Macht, das Mögliche durch die Überredung ins Wirkliche zu verwandeln und das Leere mit seinen Geschöpfen auszufüllen!

**LOHENSTEIN** Aber wißt Ihr denn nicht, wie er ausgesehen hat? Herrmanns Leib war mit einem glänzenden und zum Teil vergüldeten Harnische bedeckt, womit ihn Kaiser Augustus beschenkt hatte. In der rechten Hand führte er eine Lanze, im linken Arm einen länglichen Schild, auf welchen ein springendes Pferd geätzt war. Welches die Cherusker–Herzöge noch vom alten Hermion her zu führen gewohnt waren. Um seine Lenden war ein mit Edelgestein versetztes Schwert gegürtet, und an dem Sattelknopfe hing ein eckigter Streithammer. Seine braunen und länglichten Haare hatte er nach seiner Landesart über dem Haupte lassen zusammenbinden. Den Helm aber, über welchem aber ein Habicht mit ausgebreiteten Flügeln zu sehen war, ließ er ihn ... Was starret Ihr mich an?

**BANDEL** Nichts, o gar nichts ... Entschuldigung. *Er senkt sich über seinen Zeichenblock und beginnt zu skizzieren.*

**LOHENSTEIN** Den Helm ließ er von seinem Waffenträger tragen, und...

**KÄRRNER** Kann man das denn so genau wissen?

**IMMERMANN** Ach woher. Es gibt ja nicht mal Ausgrabungen. Das einzige, was ein Sammler in der Hand hatte, der steif und fest behauptete, er habe nur wahr und wahrhaftig den Ort gefunden, wo Hermann den Varus schlug, waren ein paar Kuhknochen. Und das Schlachtfeld erwies sich als ein Schindanger. Wenn Sie Lohenstein weiter das Wort erteilen, dann geht das noch viele Bücher lang so weiter.

**LOHENSTEIN** *verstummt für die nächsten Jahrhunderte.*

**BANDEL** *zeichnet emsig weiter, brummend:* Armin-Säule. Denkmal.

**GOTTSCHED** Wer war denn wohl dieser Hermann? Ein Prinz, dessen unge-  
meine Gemüts- und Leibesgaben sogar seine Feinde, fast alle römischen  
Geschichtsschreiber mit einstimmigen Federn erhoben haben!

**SCHÖNAICH** Von dem Helden will ich singen, dessen Arm sein Volk beschützt,  
/ Dessen Schwert auf Deutschlands Feinde für sein Vaterland geblitzt; / Der  
allein vermögend war, des Augustus Stolz zu brechen / Und des Erdenkreises  
Schimpf in der Römer Schmach zu rächen.

Hermann! dich will ich erheben!

**GOTTSCHED** Das ist das deutsche Nationalepos! Höret doch nur!! Schönaich,  
Ihr seid der deutsche Homer. Mindestens Virgil! Aber Ihr Held ist ein ein-  
heimischer, deutscher, an dessen Ruhme seinem ganzen Volke viel gelegen  
ist, und wert, auf die Nachwelt fortgepflanzt zu werden! und was konnte  
immermehr patriotischer sein, als eben seine Heldentat?

**MÖSER** Altermum, Wahrheit und Vorurteil haben Arminius längst eine allge-  
meine Ehrfurcht zuwege gebracht. Und ich kann nur hoffen, daß der deut-  
sche Zuschauer ihm vor einem Griechen oder Römer gewogen sein werde, da  
es der vernünftigen Ehrbegierde eins jeden Volkes schmeichelt, solche Helden  
erzeugt zu haben, die ...

**WIELAND** In meiner Kindheit wurde mir zwar vieles von Pflichten gegen  
Gott, den Nächsten und mich selbst, von Pflichten gegen Eltern und Lehrer,  
auch wohl beiläufig ein Wort von Pflichten gegen die Obrigkeit, gegen Ihre  
Römisch-Kaiserliche Majestät als das allerhöchste Reichs-Oberhaupt, und  
insonderheit gegen Herren Bürgermeister und Rath der löblichen Reichs-  
stadt Biberach vorgesagt; aber von der Pflicht, ein teutscher Patriot zu sein,  
war so wenig die Rede, daß ich mich nicht entsinnen kann, das Wort Teutsch  
oder Deutsch (Teutschheit war damals noch ein völlig unbekanntes Wort)  
jemals ehrenhalber nennen gehört zu haben, wohl aber mich noch ganz leb-  
haft erinnere, daß in meinen Schuljahren das Prädikat teutscher Michel eines  
von denen war, womit belegt zu werden einem jungen Alemannier nur um  
einen Grad weniger schimpflich war, als den Schul-Esel zu tragen.

**LESSING** Wir haben ja versucht, ein deutsches Nationaltheater einzurichten.  
Damit war kein Staat zu machen, in Hamburg war es lauter Wind. Und in  
Mannheim, woselbst man dieses Etikett aufgriff, hat man nie einen andern  
Begriff damit verbunden, als daß ein deutsches Nationaltheater ein Theater  
sei, auf welchem lauter geborene Pfälzer agierten.

**v. SCHEFFEL** Das ist die Politik von den Leuten, die sich souverän darüber lustig  
machen, wenn ein anderer einmal vom Vaterland und seiner Ehre spricht.

**HEINE** Seien Sie vorsichtig. Das war Gotthold Ephraim Lessing. Lessing war der  
literarische Arminius, der unser Theater von jener Fremdherrschaft befreite.

**WIELAND** Die deutsche Nation ist eigentlich nicht Eine Nation, sondern ein Aggregat von vielen Nationen ...

**KLEIST** *stotternd, so wie er halt sprach* Hier, le-lesen Sie das mal: „Du bist imstand und treibst mich in die Enge, / Fragst, wo und wann Germanien gewesen? / Ob in dem Mond? Und zu der Riesen Zeiten? / Und was der Witz sonst an die Hand dir gibt; / Doch jetzo, ich versichre dich, jetzt wirst du/ Mich schnell begreifen, wie ich es gemeint: / Führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!“

**KÄRRNER** Aber Herr von Kleist, bedenken Sie doch, wie viel Gutes ihnen Herr Wieland getan hat!

**v. SCHEFFEL** Wir sagen: Wer kein Vaterland hat und da und dort herumstreicht, wo es ihm behagt, der ist ein Vagabund; wer aber ein Vaterland, und noch dazu ein so großes und tüchtiges wie Alt-Deutschland hat, und es absichtlich verleugnet oder nichts davon wissen und hören will, der ist noch schlechter als ein Vagabund. – Und damit für heute guten Tag!

**KÄRRNER** Bitte behalten Sie doch Platz und Ihren Humor, Herr von Scheffel. Immerhin verdanken wir doch eine sehr lustige Auseinandersetzung mit dem großen Thema der Varusschlacht...

**v. SCHEFFEL** Auch da kann einem der Humor vergehen. Kaum schreibt man ein populäres und wirksames Gedicht, da wird es entwendet, plattdeutsch verunstaltet und als Lippisches Volkslied ausgegeben.

**KÄRRNER** Ich lege mal die Einspielung mit dem berühmten Vortragskünstler Plaut auf ...

**v. SCHEFFEL** Nein, nein, nein! Das Original lautet:

Als die Römer frech geworden, / Zogen sie nach Deutschlands Norden, / Vorne beim Trompetenschall / Ritt der Generalfeldmarschall / Herr Quinctilius Varus.

Doch im Teutoburger Walde / Hu, wie piff der Wind so kalte; / Raben flogen durch die Luft / Und es war ein Moderduft / Wie von Blut und Leichen. Plötzlich aus des Waldes Duster / Brachen krampfhaft die Cherusker; / Mit Gott für Fürst und Vaterland / Stürmten sie von Wut entbrannt / Gegen die Legionen.

**KÄRRNER** Jetzt vielleicht nur noch den Schluß. (*zu Kleist und Arndt, die sich wie wild zu Wort melden*) Sie kommen sofort an die Reihe, meine Herren.

**FEUCHTWANGER** So ein kompletter Unsinn – mit Gott für Fürst und Vaterland. Die Geschichte redet eine andere Sprache!

**v. SCHEFFEL** Nun lassen Sie mich doch zu Ende...

**KLEIST** (*stotternd*) Es muß zwar heißeßen: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs“ – nneinnein, Entschuldigung, jetzt: So verlaßt, voran der Kaiser, / Eure Hütten, eure Häuser, / Schäumt, ein uferloses Meer, / Über diese

Franken her... Moment, Moment, hier ist die richtrichtige Zeile: Enkel der Kohortenstürmer, / Römerüberwinderbrut! / Mit dem Spieße, mit dem Stab / Strömt ins Tal der Schlacht hinab...

**KÄRRNER** Jaja, sehr schön, Herr von Kleist, aber vielleicht lassen wir Herrn von Scheffel jetzt...

**KLEIST** Ich wollte ja auch nur sagen. Kein Gott, eine Göttin. Germania. Aber sonst ist gedanklich nichts auszusetzen. Man könnte das vielleicht bbebebeser schreiben, zün – zün – zündender. Nicht so komisch. Aber wie hört das Gedicht denn auf?

**v. SCHEFFEL** Als die Waldschlacht war zu Ende, / Rieb Fürst Hermann sich die Hände, / Und um seinen Sieg zu weihn, / Lud er die Cherusker ein / Zu 'nem großen Frühstück.

**GRABBE** Das ist wie bei mir. Wahrscheinlich gestohlen.

**v. SCHEFFEL** *schaut Grabbe böse an* Nur in Rom war man nicht heiter, / Sondern kaufte Trauerkleider. / Grade als beim Mittagmahl / Augustus saß im Kaisersaal, / Kam die Trauerbotschaft.

Erst blieb ihm vor jähem Schrecken / Ein Stück Pfau im Halse stecken, / Dann geriet er außer sich / Und schrie: „Varus, Fluch auf dich! / Redde legiones!“ Sein deutscher Sklave, Schmidt geheiß, / Dacht': Ihn soll das Mäusle beißen, / Wenn er sie je wieder kriegt; / Denn wer einmal tot da liegt, / Wird nicht mehr lebendig.

**KÄRRNER** Ja danke, das war eine willkommene heitere Einlage. Frage: Durch welche Eigenschaften sind denn die heutigen Deutschen mit den alten Germanen verbunden? Wer kann das ... ja, Herr Klopstock?!

**KLOPSTOCK** Wie sie sind wir geistvoll, offen, schnell, kühn, entschlossen ... und friedliebend.

**KLEIST** Ach ...!

**ARNDT** Doch die Treue ehrenfest / und die Liebe, die nicht lässt, / Einfalt, Demut, Redlichkeit, / stehn dir wohl, o Sohn vom Teut.

**GOETHE** *schmunzelnd* Die Deutschen sind recht gute Leut',  
Sind sie einzeln, sie bringen's weit.

**BEATUS RHENANUS** Ich habe vor 500 Jahren schon gewarnt, alles, was Tacitus von den Sueven gesagt hat, ohne weiteres auf die heutigen Schwaben zu übertragen. Wir müssen *Germania antiqua* und *Germania recentior* reinlich unterscheiden!

**KÄRRNER** Ja wie denn nun? Gibt es nur deutsche Nationaleigenschaften, die wir mit den Germanen gemeinsam haben? Die beweisen, dass wir besser sind als Römer, Franzosen und so weiter?

**KORNFEGER** Die Deutschen lieben die Freiheit über alles, besonders die Sträflinge in den Correctionshäusern ...

**KLOPSTOCK** Einfältiger Sitte bist du und weise, bist ernstes, tieferes Geistes.  
Kraft ist dein Wort, Entscheidung dein Schwert, Vaterland!

**SPALATIN** Folgenden Plan verfolgte Hermannus: Die Sicambrer hatten den Frieden gebrochen, die Treue verletzt und den Krieg gegen die Römer erregt, zu welchen sich auch die Cherusker als Verbündete gesellten ...

**ARNDT** Reden Sie doch nicht so defätistisch daher. Wir sind aufrecht, ehrlich, treu ...

**SCHLAF** Hermanns List war geheiligte Notwehr! Hier verteidigte sich das Blutgefühl von Rasse, Heim, Heimat, Familie und Sippe.

**WAGNER** Gegen falsche welsche Majestät, welschen Dunst mit welschem Tand. Zerging in Dunst das heil'ge röm'sche Reich, uns bleibe gleich die heil'ge deutsche Kunst!

**SCHLEGEL** Gegen römischen Geiz, Geldsucht, gegen den Mangel an Ehrbegier. Ich lasse in meinem Trauerspiel „Hermann“ den Sigmar sagen: „Wer Rom nicht hassen kann, kann nicht die Deutschen lieben“.

**KORNFEGER** In Afrika ist der Diebstahl endemisch, in Italien und Spanien der Mord, in England die Schwindsucht und in Russland die Leibeigenschaft, aber in Deutschland etwas noch weit Ärgeres – der Servilismus, ein angeborener blinder Servilismus, bei Leuten, die es gar nicht notwendig haben ... Und da unsere Freiheitsregung keinen praktischen, sondern nur einen poetischen Wert hat, setzen wir dem Herrn von Arnim, denn er war kein Proletarier, sondern römischer Ritter und Fürst, ein Denkmal.

**V. SCHEFFEL** Ich war noch nicht fertig: / Und zu Ehren der Geschichten / Will ein Denkmal man errichten. / Schon steht das Piedestal, / Doch wer die Statue bezahlt, / Weiß nur Gott im Himmel.

**HEINE** Hab selber subskribieret. Ohne den biderben Hermann, seine blonde Thusnelda und seine Horden, wir hätten deutsche Freiheit nicht mehr – wir wären römisch geworden – welch ein Rückschlag für unsere frommen Vorfahren und ihre deutsche Eichel n fressenden Grünzlinge.

**GRABBE** *der bisher still vor sich hin getrunken hat, will auf einmal Heine an die Kehle.* Das sind doch Kannegießereien über Dinge, von denen du nichts verstehst. *Heine flieht in eine andere Ecke des Raumes, Grabbe sinkt wieder in sich zusammen und trinkt weiter.*

**STRUCKMANN** O! wär sie noch die goldne Zeit! / Hier übten treu und rein / Die Väter die Genügsamkeit / Im heiligen Eichenhain.

**HEINE** Einem dilettierenden Barden, der ein vaterländisches Epos daraus machen wollte, riet ich, dass er die Sümpfe und die Knüppelwege des Teutoburger Waldes sehr onomatopöisch durch wässrige und holprige Verse andeuten könne, und dass es eine patriotische Feinheit wäre, wenn er den Varus und die übrigen Römer lauter Unsinn sprechen ließe.



**KÄRRNER** Bei Ihnen, Herr Heine, weiß man nie so recht, wie Sie es nun eigentlich meinen ...

**HEINE** Ehrlich, immer nur ehrlich. Treu, deutsch, teutonisch.

**KÄRRNER** Haben Sie denn nun wirklich für das Hermannsdenkmal gespendet oder nicht?

**HEINE** Überprüfen Sie doch die Bücher.

**BANDEL** *von seiner Skizze aufsehend* Ein Knabe, deutsch unter welschen Druck, sah deutsche Bruderstämme blind sich für fremde Tücke zerfleischen, sah dadurch alle geknechtet, die für und wider Deutschtum gestritten ...

**SCHÖNAICH** Die verhasste Zwietracht!

**BANDEL** ... sah wie das jahrelang gewährte, unerträglich gewordene Joch durch Brudereinigkeit im Sturmschritt abgeschüttelt worden; nachher sah er als Jüngling Deutsches Volk unter deutschem Druck, durch Unbrüderlichkeit ermöglicht. Um für deutsche Brudertreue wirkend leben zu können, hielt der Mann sich frei von allen Fesseln, und im festen Glauben möglicher Erkenntnis des Deutschen Volkes über das, was ihm Heil und Herrlichkeit nur bringen könne, sprach er durch Stein und Metall. Nur in brüderlicher Einigkeit lebt deutschen Volkes Stärke, Macht und Herrlichkeit.

**KÄRRNER** Sprechen Sie von Arminius?

**BANDEL** Ich spreche von mir. Gestatten, Ernst von Bandel, Erbauer des Denkmals.

**KÄRRNER** Wie haben Sie das ganze Hin und Her, das Für und Wider mit den lippischen Schlafmützen und Hochmäulern, wie Sie sich auszudrücken beliebten, eigentlich durchgehalten?

**BANDEL** Meine Frau hat immer zu mir gesagt: „Bleibe du nur bei deiner Armin-Säule!“

**MARX** Ich bin in seiner Werkstatt gewesen. Das Zeug wurde ebenso langsam fertig wie Deutschland. Der Hermannskopf, so kolossal, dass du daneben ein Kind, sieht herzlich dumm-ehrlich aus, und Herr Arminius war vor allem Diplomat. Die westfälische Biederkeit diente ihm nur zur Maske eines sehr raffinierten Kopfes.

**KÄRRNER** Bitte, Herr Marx, Sie haben in einer deutschen öffentlich rechtlichen Anstalt nichts verloren.

**KUTZLEB** Angemerkt sei: ich schrieb nicht für ein Museum oder für Altertümer-Freunde, sondern für Deutsche aus den Tagen Hitlers.

**KÄRRNER** Sie aber eigentlich auch nicht ...

**KUTZLEB** Mein Roman *Der erste Deutsche* entstand zwischen 1928 und 1930 und ist deshalb nicht sogleich erschienen, weil die Zeit noch nicht erfüllt war. Armin steht am Anfang der germanischen Geschichte, und zwar nicht umspielt von den entrückenden Nebeln der Sage, Herr von Goethe, sondern

in sparsamen, aber festen Umrissen und in erfülltem Lebenslauf von der Jugend bis zum Untergange. Er hat verhütet, dass die deutschländischen Germanen zu römischem Provinzialvolke wurden, hat die deutsche Sendung an die Welt gerettet. Man darf allerdings von Deutschland sprechen, ob sich gleich das Germanentum erst so viel später zu den Teilverkern aufspaltete; denn der weltgeschichtliche Kampfraum Armins ist West- und Mitteldeutschland, und seine Eidgenossen sind in unzerschnittener Ahnenfolge die Vorfahren nachmaliger Sachsen, Franken, Hessen. Keine Gestalt der Weltgeschichte, die sich unserm Armin vergleiche. Im Übrigen habe ich ihm seinen wahren germanischen Namen zurückgegeben, nämlich Sigfrid.

**KÄRNER** Herr Wagner, großer Meister, da haben Sie ja, wahrscheinlich ohne es zu wissen, mit Ihrem Hauptwerk, dem *Ring des Nibelungen*, der Welt zugleich das göltige Arminiusdrama geschenkt.

**WAGNER** *sächselnd* Dazu möchte ich mich hier nicht äußern. Nur so viel: Ich zitier mal 'ne Strophe meines Widmungsgedichtes für den Kaiser Wilhelm in Paris: „Es ruft der Herr: / Und ihn versteht ein ganzes Volk in Waffen, / dem Ruhmgeplär des Übermuts ein Ende da zu schaffen. / Der Welt doch züchtet Deutschland nur noch Männer. / Drum soll ein Deutscher auch nur Kaiser sein, / im welschen Land sollt ihr ihn weihn: / So heißt das Lied vom Siege-Fried.“ – Tja, meine Herren, mit dem Heil Deutschlands steht und fällt auch mein künstlerischer Traum.

**GOTTSCHED** Bereits 1749 schrieb mein Schüler Scheibe in dem Gedicht *Thusnelde*: „Cheruskens Stamme wird noch Europens größten Theil, / Ja, fast die halbe Welt regieren. / Er wird, zu vieler Völker Heil, / Den weitgestreckten Zepter führen.“ Das ist einfach eine Frage der Ehre gegenüber den Ausländern.

**DAHNS** Hermann! Solche Führer wie er gib uns Wodan mehr, – und die Welt, sie gehört den Germanen!

**ASCHER** Die höchsten Interessen der menschlichen Natur, Religion, Vaterland, Recht, erwarben ein eigenes Gepräge, das sich durch eine Gemütsäußerung aussprach, die man füglich Germanomanie benennen könnte. Die fixe Tendenz oder das einzige Bestreben der Germanomanen war es, in der „Deutschheit“ gegen die Gallomanie ein Gegengewicht zu erlangen.

**HEINE** Die jungen Helden, / Sie wollten beweisen, daß rohe Kraft / Und Flegetum noch nicht erschläfft / Beim Enkel von Hermann und Thusnelden. / Die ungewaschnen germanischen Hände, / Sie schlugen so gründlich, das nahm kein Ende.

**VOGELSANG** Sie Judenlummel! Sie Asphaltliterat!

**KÄRNER** Na, na, na. So etwas wollen wir doch in einer deutschen Fernsehanstalt nicht verlautbaren. Wer sind Sie denn überhaupt?

**VOGELSANG** Eine Romanfigur des landflüchtigen Bolschewiken Feuchtwanger. Ich bin *der* deutsche Oberlehrer, und ich verkörpere, was heute niemand denken darf, was aber alle denken müssten! Hier, vor deutschen Menschen, in dieser Zeit deutscher Notwende, wagen Sie es, die ungeheure Tat, die am Beginn der deutschen Geschichte steht, als nutzlos, als sinnlos zu bezeichnen. Sie erdreisten sich, die Argumente des ödesten Opportunismus in den Mund zu nehmen. Wenn Ihnen schon selber jeder Funke deutschen Gefühls abgeht, dann verschonen Sie doch wenigstens uns vaterländisch Fühlende mit Ihren Kotwürfen.

**FEUCHTWANGER** Gehen Sie zurück in mein Buch! Lesen Sie Mommsen, lesen Sie Dessau! Überlegen Sie doch: Hat eigentlich Hermann der Cherusker wirklich etwas zuwege gebracht? Genutzt hat ihm der Sieg verdammt wenig. Von den drei verlorenen Legionsadlern holten sich die Römer zwei wieder zurück. Das ganze war ein Kolonialkrieg, eine Art Boxeraufstand, mit dem die Römer rasch fertig wurden. Hermann selber, von den Römern besiegt, wurde von den eigenen Landsleuten erschlagen; sein Schwiegervater schaute von der kaiserlichen Loge aus zu, wie die Römer Hermanns Frau und seinen Sohn im Triumph aufführten. Die Deutschen fanden, öffentliches Recht, das die Römer ihnen brachten, gehe gegen die individuelle Ehre. Sie wollten kein Recht. Das war der Hauptgrund ihres Aufstands.

**GRABBE** Für die Römer hat es die Bedeutung, dass die alten Götter, die alten Sterne fallen, die Deutschen, die gar nicht wussten, was Deutschland ist, haben ihren Sieg aber nicht ausgebaut, sie haben nur ihren Besitz verteidigt, ihr Herkommen. Und damit ist unser Boden die wüste Schlachtbank geblieben. Wir haben sie nicht woanders hin verlegen können. Das Zeichen für die Revolution kam von Bethlehem. Alle Staatsrevolutionen helfen aber doch nichts, wenn nicht auch jede Person sich selbst revolutioniert, id est wahr gegen sich und andere wird. Darin steckt alle Tugend, alles Genie. Ist das toll von mir gedacht?

**KÄRRNER** Es wird behauptet, Ihre *Hermannsschlacht* wäre eher ein Heimat- als ein Geschichtsdrama.

**GRABBE** Mein Hermann ist ein Nationaldrama. Aber so frisch wie Lippes Wald. Alle Täler, all das Grün, alle Bäche, alle Eigentümlichkeiten der Bewohner des lippischen Landes grünen, rauschen und bewegen sich darin.

**KÄRRNER** Haben Sie Kleist gelesen?

**GRABBE** Ja. Mein Armin ist aber ganz anders geworden. Ob besser, kann ich nicht beurteilen. Ich hoffe aber doch. Er ist ein Teufelsbraten. Ein Koloss, auf neuen Wegen vorschreitend. – *Er zuckt zusammen*. Ah! Schmerzen, Gicht, Nervenschläge... Gäb's nur Krieg – gesund wär ich! – doch nun muss man ihn machen in Tragödien.

**GOETHE** *kopfschüttelnd* Gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

**GRABBE** Ah! der so genannte Dichterstürze spricht. Kenne ich, das ist aus *Hermann und Dorothea*, diesem kalten Ding. Ich gehe.

**KÄRRNER** Eine letzte Frage, Herr Grabbe, sagen Sie, spricht aus dem Epilog zu Ihrer *Hermannsschlacht*, der mit dem sterbenden Kaiser Augustus und der Nachricht von Christi Geburt, die Hoffnung auf Erlösung? Ist das ein religiöser Schluss?

**GRABBE** Wieso? Das war eine Hoffnung vor 2000 Jahren. Sie entstand zwischen dem ersten und dem zweiten Abschnitt der römischen Menschheitsperiode, zwischen der kriegerischen und der christlichen Weltherrschaft, welche letztere aus der ersteren folgte. Aber mit der ist es nun auch zu Ende gegangen. Ich hatte gehofft, eine andere Periode sei im Annahen, neue Lebensfrische sei zu erwarten.

**KÄRRNER** Das habe ich nicht ganz verstanden.

**GRABBE** Da sind Sie nicht der einzige. Denn mit Ihresgleichen ist natürlich keine neue Welt zu begründen. Was über Ihren Wassern schwebt, das ist natürlich nicht Gottes Geist. Das sind nur Geier wie Sie.

**KÄRRNER** Vielleicht kann mir ein anderer helfen?

**GRABBE** Ihnen ist überhaupt nicht zu helfen. *Kippt den Rest aus seinem Glase hinter, springt auf und verlässt knurrend und zähnefletschend das Studio.*

**KÄRRNER** Ja, was soll ich dazu sagen ....

**MINOS** Nomo clarus unquam fuit, cui non aliquando fraudi sua esset virtus.

**KÄRRNER** Bitte?

**VON HUTTEN** Nie war irgendeiner glorreich, dem nicht zuweilen seine Tugend geschadet hätte.

Die Teilnehmer an der Gesprächsrunde waren:

**Johann Wolfgang von Goethe** (1749-1832)

Geheimrat, Dichter und sächsisch-weimarscher Staatsminister.

**Friedrich Gottlieb Klopstock** (1724-1803)

Dichter des *Messias*, zahlreicher Oden, darunter *Hermann*, *Hermann und Thusnelda*, und dreier Hermann-Dramen, die Klopstock *Bardiete* nannte: *Hermanns Schlacht* (1769), *Hermann und die Fürsten* (1784) und *Hermanns Tod* (1789).

**Publius Cornelius Tacitus** (55-116)

römischer Historiker und Senator, gab in seiner *Germania* eine Schilderung der Lebenswelt der germanischen Stämme. In seinen *Annalen* ging er auch auf Arminius und die Varusschlacht ein. Nach der Wiederentdeckung seiner Schriften im 15. Jahrhundert wurden diese zu einer der wichtigsten Quellen für die Beschäftigung mit Arminius, den Tacitus als Befreier Germaniens bezeichnete.

**Justus Möser (1720-1794)**

Osnabrücker Jurist, Politiker, Literat und Historiker, beschäftigte sich mit dem germanischen Recht und dem deutschen Herkommen, von großem Einfluss u.a. auf Herder, Goethe und den Sturm und Drang. Möser verfasste auch ein Drama mit dem Titel *Arminius*.

**Daniel Casper von Lohenstein (1635-1683)**

Schlesischer Barockdichter, Jurist und Diplomat. Sein *Großmütiger Feldherr Arminius*, der 1689-90 postum erschien und etwa 3000 Seiten umfasste, war „ein Höhepunkt barocker Romankunst, allerdings auch, was die oft schwülstig-überladene Sprache betrifft. Er thematisierte darin die Lage des Deutschen Reiches nach dem Dreißigjährigen Krieg und versucht eine Bestandsaufnahme des zeitgenössischen Wissens“. (Zit. nach „Wikipedia“-Stichwort im Internet).

**Ernst von Bandel (1800-1876)**

Bildhauer, dessen Lebenswerk das 1828/30 konzipierte, aber erst 1875 eingeweihte Hermannsdenkmal bei Detmold war.

**Karl Leberecht Immermann (1796-1840)**

Jurist, Schriftsteller und Theaterleiter. Sein Redebeitrag bezieht sich auf das Oberhof-Kapitel in seinem Roman *Münchhausen* (1839)

**Johann Christoph Gottsched (1700-1766)**

Professor für Poetik und Dramatiker in Leipzig

**Christoph Ottens, Freiherr von Schönau**

verfasste das Heldengedicht *Hermann, oder das befreyte Deutschland*, das 1751 mit einer Vorrede Gottscheds veröffentlicht wurde.

**Christoph Martin Wieland (1733-1813)**

Neben Lessing der wichtigste Autor der Aufklärung in Deutschland.

**Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781)****Joseph Victor von Scheffel (1826-1886)**

Schriftsteller aus Karlsruhe, schrieb u.a. die Romane *Ekkehard* und *Der Trompeter von Säckingen* und zahlreiche, auch humoristische Gedichte.

**Heinrich Heine (1797-1856)****Heinrich von Kleist (1770-1811)**

verwendete den Stoff für sein Drama *Die Hermannsschlacht* (1809), das den Kampf der Germanen (= Deutschen) als Partisanenkampf darstellt, bei dem der Zweck jedes Mittel heiligt. Das Stück sollte ein Fanal für die Abschüttelung der napoleonischen Besetzung Preußens sein.

**Lion Feuchtwanger (1884-1958)**

Dramaturg (Entdecker Brechts) und Autor vor allem historischer Romane. Emigrierte in die Vereinigten Staaten, starb in Los Angeles. Sein Roman *Die Geschwister Oppermann*, in der Oberlehrer Vogelsang sein Unwesen treibt, wurde 1933 publiziert.

**Ernst Moritz Arndt (1769-1860)**

deutsch-nationaler Schriftsteller, 1848 Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung.

**Beatus Rhenanus** (eig. Beat Bild, 1485-1547)

deutscher Humanist und Philologe im Umkreis von Erasmus von Rotterdam. Sein Hauptwerk waren die *Rerum Germanicarum libri tres* (1531).

**Dr. A. Kornfeger, d.i. August Friedrich Wilhelm Siebert**

Lehrer (?) aus Bamberg, verfasste die erfrischende Satire *Die Hermannsfeier* / Programm nach einer Zeichnung des Magister Schalk. Bamberg 1839.

**Georg Spalatin** (1484-1545)

Jurist, Theologe und Historiker, Hofkaplan und Berater Friedrichs des Weisen in Wittenberg, schrieb die erste Arminius-Biographie *Von dem theuern Deutschen Fürsten Arminio* (1535).

**Johannes Schlaf** (1862-1941)

Schriftsteller, mit Arno Holz zusammen einer der Begründer des „Naturalismus“, schrieb seinen Aufsatz *Der Hermann* für die amtliche Festschrift *50 Jahre Hermannsdenkmal*, Detmold 1925.

**Richard Wagner** (1813-1883)

Komponist (*Die Meistersinger von Nürnberg*, *Der Ring des Nibelungen*).

**Johann Elias Schlegel** (1719-1749)

Jurist und Dichter, Schüler Gottscheds, schrieb 1743 das Trauerspiel *Herrmann*.

**Eberhard Struckmann**

Osnabrücker Autor des 18. Jahrhunderts.

**Karl Marx** (1818-1883)

Philosoph, Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus. (*Das Kapital*)

**Hjalmar Kutzleb** (1885-1959)

Lehrer und Autor, nach 1945 vor allem im kirchlichen Bereich tätig. Schrieb *Der erste Deutsche. Roman Hermanns des Cheruskers* (1934), *Arminius. Held der Teutoburger Schlacht* (1935).

**Saul Ascher** (1767-1822)

Schriftsteller, Übersetzer, Buchhändler. Bei der Bücherverbrennung auf dem Wartburgfest wurde am 18. Oktober 1817 auch Aschers Schrift *Die Germanomanie* verbrannt.

**Felix Dahn** (1834-1912)

Jurist und Autor (*Ein Kampf um Rom*) Schrieb ein *Arminius*-Libretto.

**Christian Dietrich Grabbe** (1801-1836)

*Die Hermannsschlacht* (1836).

**Ulrich von Hutten** (1488-1523)

Humanist und „Reichsritter“, verfasste 1529 auf Lateinisch den Dialogus *Arminius*, in dem der Germane gegen Alexander und Hannibal den Ruhm, der größte Feldherr zu sein, beansprucht. Schiedsrichter ist

**Minos**

Sohn des Zeus und der Europa, kretischer König und Richter in der Unterwelt.

JULIA FREIFRAU HILLER VON GAERTRINGEN

„Thu nicht gerührt und albern.“

Zum 100. Geburtstag des Detmolder Grabbe-Archivs  
und zum 2000. Jahrestag der Hermannsschlacht

Im Jahr 2009 begeht das von Alfred Bergmann begründete Grabbe-Archiv der Lippischen Landesbibliothek Detmold seinen 100. Geburtstag. Ebenfalls 2009 jährt sich zum 2000. Mal das Ereignis der Schlacht am Teutoburger Wald, dem Christian Dietrich Grabbe 1836 ein Drama gewidmet hat, das nach 68 auf-führungsfreien Jahren 2009 in Detmold und Osnabrück erstmals wieder auf die Bühne kommt und seine Tauglichkeit, den Ursachen des deutschen Nationalismus auf den Grund zu kommen, erweisen soll. Das Ineinanderfallen der beiden Gedenkjahre ist Anlass dafür, an die Geschichte des Grabbe-Archivs zu erinnern und die acht seit dem Erscheinen der Historisch-Kritischen Grabbe-Ausgabe erworbenen und bisher nicht edierten Manuskripte Grabbes zu seiner „Hermannsschlacht“ aus dem Besitz des Archivs vorzustellen.

*Das Grabbe-Archiv – eine Gründung des Jahres 1909*

„Ha Sonne! könnt’

Ich dich einmal bei deinem Strahlenhaare packen –

Am Felsen wollt’ ich dein Gehirn zerschmettern,

Und dich, was Schmerz heißt, fühlen lassen!“

Das Grabbe-Archiv der Lippischen Landesbibliothek existiert seit 1938, als der Literaturwissenschaftler Alfred Bergmann (1887-1975) seine private Grabbe-Sammlung dem Freistaat Lippe übereignete.<sup>1</sup> Es ist ein Schriftsteller-Archiv in seltener Fülle und Geschlossenheit, als Quellensammlung zur deutschen Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von besonderem Wert. Bergmann hatte sich in Dresden 1904 während einer Schulstunde von den zitierten Versen aus Grabbes „Herzog Theodor von Gothland“ erschüttern lassen und seine spätere wissenschaftliche Laufbahn darauf gegründet. Er widmete Grabbe sein gesamtes Lebenswerk, dessen quellenkritische Leistung für die Grabbe-Forschung bis heute unverzichtbar ist, und sammelte zu diesem Zweck planmäßig und mit größtmöglicher Vollständigkeit alles auf dem Antiquariatsmarkt Angebotene. Grabbe selbst hatte nichts Schriftliches hinterlassen, sämtliche Manuskripte und Briefe waren verstreut in privater Hand überliefert. Ein ansehnliches

Privatvermögen erlaubte Bergmann von 1909 bis zu dessen inflationsbedingtem Verlust 1923 den großzügigen Ankauf von Antiquaria und Handschriften als Arbeitsgrundlage für seine Forschungen. Konkurrierende Grabbe-Sammler gab es zunächst nicht.

1935 kam Bergmann in Kontakt mit Eduard Wiegand, dem Direktor der Lippischen Landesbibliothek.<sup>2</sup> Dieser ergriff die Chance der aktuellen Grabbe-Konjunktur – im Rahmen der ersten Detmolder „Grabbe-Woche“ 1936 feierte Detmold mit reichsweitem Echo den Sohn der Stadt als faschistischen Klassiker – und leistete erfolgreich Überzeugungsarbeit in der Lippischen Landesregierung. Bis dahin hatte sich Grabbes lippische Heimat an der schriftlichen Hinterlassenschaft ihres Landsmannes nicht sonderlich interessiert gezeigt. Schon 1874 war das Angebot ausgeschlagen worden, die eigenhändigen oder eigenhändig durchkorrigierten Werkmanuskripte zu „Herzog Theodor von Gothland“, „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, „Nannette und Maria“, „Marius und Sulla“ und „Aschenbrödel“ sowie den Briefwechsel Grabbes mit seinem Verleger Kettembeil aus dem Besitz des Grabbe-Forschers Oscar Blumenthal für Detmold zu erwerben; die Handschriften kamen 1917 an Fürst Leopold zur Lippe, der sie 1925 als Privateigentum an Bergmann verkaufte. Das Originalmanuskript der Fassung letzter Hand von Grabbes „Hermannsschlacht“ gelangte 1901 über den Autographenhandel an die Königliche Bibliothek in Berlin. Und noch 1932 ging die vorläufige Reinschrift der 1834/35 in Düsseldorf entstandenen Tragödie „Hannibal“ an die Landes- und Stadtbibliothek Düsseldorf. Nun aber sollte das Versäumnis wieder gutgemacht werden. Wiegand sicherte Lippe das Vorkaufsrecht vor der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund und der Landes- und Stadtbibliothek Düsseldorf, die ebenfalls Grabbe-Autographen besaßen und Interesse an der Sammlung hatten. 1936 zeigte Lippe während der „Grabbe-Woche“ eine Ausstellung aus den Beständen von Bergmanns Grabbe-Archiv im Landestheater. 1938 erwarb die Lippische Landesregierung den ersten, 1942 den zweiten Teil des Archivs.

Zu diesem Zeitpunkt umfasste das Grabbe-Archiv die vollständigen Werkhandschriften zu sechs Dramen und 45 Prosatexten sowie zahlreiche Entwürfe und Skizzen zu Grabbes Werken, 102 Briefe von Grabbe und ca. 50 Briefe und Manuskripte von anderen Verfassern. Eine seit 1920 aufgebaute Bildsammlung mit mehr als 300 zeitgenössischen Portraits und Stadtansichten diente der Illustration von Grabbes Biographie. Ergänzt wurde das handschriftliche und graphische Material durch eine 12.000 Bände zählende Bibliothek, in der außer den Erstausgaben, Gesamt-, Teil- und Einzelausgaben und unselbständig erschienenen Erstdrucken von Grabbes Werken auch die gesamte Forschungsliteratur zu Grabbe versammelt war. Es war Bergmann sogar gelungen, einige Bände aus Grabbes persönlichem Bücherbesitz aufzuspüren. Darüber hinaus hatte er die



von Grabbe als Leser rezipierte und kritisierte Literatur und die von Grabbe als Theaterbesucher gesehenen und besprochenen Dramen für sein Archiv erworben, überhaupt möglichst alle Werke von Grabbes literarischen Zeitgenossen in Erstausgaben, auch und gerade die anderwärts kaum überlieferte Bestseller-Produktion des leichten Genres. Hinzu kamen die literarisch-schöngeistigen Almanache und Journale der Zeit, darunter Rarissima wie der „Komet“, die „Europa“ und der „Phönix“. Bergmann hatte auch Grabbes „literarischen Hintergrund“ ausleuchten wollen und damit eine bis heute in ihrer Vielfalt herausragende Bibliothek schöner Literatur des Zeitraums 1750-1850 zusammengestellt. Indem er auch noch die Grabbes Dramen als Stoffquelle dienende und die zu ihnen motivverwandte Literatur aller Zeiten – Faust-, Don Juan-, Hohenstaufen-, Römer-, Germanen- und speziell Arminius-Dichtungen – in seinen Besitz gebracht hatte, ist aber auch diese Bibliothek über ihre zeitlichen Grenzen hinaus erweitert worden. Die Bibliothek des Grabbe-Archivs ist bereits rekatalogisiert worden und damit im Nordrhein-Westfälischen Katalogverbund und im elektronischen Benutzerkatalog der Lippischen Landesbibliothek zu finden; die zum Teil einzigartigen historischen Zeitschriftenbestände sind in der überregionalen Zeitschriftendatenbank erfasst. In Kästen aufbewahrt und bis heute laufend ergänzt ist eine mehrere Tausend Artikel umfassende Zeitungsausschnitt-Sammlung, darunter auch die Kritiken zu Theateraufführungen von Grabbes Dramen in Original oder Abschrift. Dieses Material war durch Regie- und Soufflierbücher, Theaterzettel, Plakate, Programmhefte und Szenenfotos überdies zu einer vollständigen Dokumentation der Bühnenrezeption des Dramatikers Grabbe ergänzt.

Bergmann, bis dahin Bibliothekar am Goethe- und Schiller-Archiv, zog von Weimar nach Detmold und betreute als Angestellter der Bibliothek bis zu seinem altersbedingten Ausscheiden aus dem Dienst 1952 das Grabbe-Archiv weiter. Bis 1940 konnte er ihm noch 16 neue Grabbe-Autographen hinzufügen. Das Archiv profitierte zudem vom Grabbe-Boom auf dem deutschen Theater der Jahre 1936-1942 durch Übernahme bis dahin nicht gesammelter Bühnenbild- und Kostümentwürfe verschiedenster Inszenierungen – eine Sammlung, die heute etwa 400 Blätter umfasst. 1953 beauftragte die Göttinger Akademie der Wissenschaften Alfred Bergmann mit der Erarbeitung der historisch-kritischen Ausgabe der Werke und Briefe Grabbes, die er durch den Aufbau seiner Sammlung fast fünfzig Jahre lang vorbereitet hatte und in den folgenden zwanzig Jahren im Alleingang fertigstellte.<sup>3</sup> Ihr sechster und letzter Band erschien 1973, im 87. Lebensjahr Bergmanns. Im gleichen Jahr veröffentlichte er zum Abschluss seiner jahrzehntelangen wissenschaftlichen Arbeit auch seine Grabbe-Bibliographie.<sup>4</sup>

Mit Rechnung vom 1. März 1950 erwarb die Lippische Landesbibliothek die ersten Grabbe-Handschriften in der neuen Trägerschaft des Landesverbandes

Lippe: das Fragment einer eigenhändigen Niederschrift Grabbes zur „Hermannsschlacht“ und drei Briefe des ebenfalls in Detmold geborenen Ferdinand Freiligrath an Luise Christiane Grabbe, des Dichters Witwe. Dass mit Bergmanns Anspruch an Vollständigkeit konsequent auch weiterhin alle Originalquellen wie Handschriften, Dokumente und Graphiken, alle Textausgaben und Übersetzungen sowie alle Rezeptionszeugnisse aus den Bereichen Dichtung, Musik, Kunst, Film und Theater zu sammeln und zu erschließen seien, stand unter seinen Nachfolgern Ernst Fleischhack und Klaus Nellner immer außer Frage, ebenso wie die gesamte Sekundärliteratur inklusive der Hausarbeiten von Schülern und Studenten und erreichbarer Vortrags- und Rundfunktyposkripte möglichst lückenlos beschafft und jeder relevante Zeitungsartikel ermittelt wurde und wird. Dem Medienwandel folgend, liegen Fotos und Ausstattungsentwürfe von Theateraufführungen heute oft nur noch digital vor; Online-Publikationen, deren Nutzungsrechte nicht bei der Lippischen Landesbibliothek liegen, werden sicherheitshalber noch immer ausgedruckt und in Papierform in den Bestand integriert.

Die Handschriftensammlung des Grabbe-Archivs umfasst gegenwärtig 624 Stücke, davon 264 Briefe von Christian Dietrich Grabbe. Weitere mehr als 200 Briefe stammen aus dem Verwandten- und Freundeskreis, beispielsweise von Norbert Burgmüller, Eduard Duller, Ferdinand Freiligrath, Heinrich Heine, Karl Immermann und Karl Köchy, davon sind 39 Briefe an Grabbe selbst adressiert. Unter den Handschriften werden auch biographische Dokumente aufbewahrt: Schulzeugnisse, Stammbuchblätter, Quittungen, Vollmachten, ein Verlagskontrakt, die Hochzeitsanzeige und Protokolle aus Grabbes juristischer Tätigkeit.

Das Lippische Literaturarchiv leistet heute als einzige bestandshaltende Institution aktive Unterstützung für die Grabbe-Forschung. Handschriften-Neuerwerbungen werden im Jahrbuch der Grabbe-Gesellschaft bekannt gemacht. Die Grabbe-Bibliographie mit hoher Erschließungstiefe auch für die Bühnengeschichte von Grabbes Dramen wird in der Lippischen Landesbibliothek bearbeitet; sie steht im Grabbe-Jahrbuch gedruckt und ab Berichtsjahr 1998 auf den Webseiten der Landesbibliothek online zur Verfügung. Die Bibliothek pflegt eine Webseite „Grabbe online“,<sup>5</sup> die auf eigene und fremde Web-Informationen zu Grabbe verweist; hier wird auch auf Neuerwerbungen, Neuerscheinungen und aktuelle Veranstaltungen aufmerksam gemacht. Ab der Spielzeit 2000/2001 sind sämtliche Theateraufführungen von Grabbes Stücken online archiviert und mit den zugehörigen Informationen der Spielstätten verlinkt, dazu sind die jeweiligen Kritiken verzeichnet. Bereitgestellt ist auch eine Übersicht über die aus zweihundert Jahren vorhandenen Theatermaterialien zu sämtlichen Grabbe-Inszenierungen. Wissenschaftler, Verlage, Journalisten und Theaterleute finden oft über diese Webseiten den Weg zum Detmolder Grabbe-Archiv.

Immer wieder werden die Bestände des Grabbe-Archivs der Öffentlichkeit in Dokumentationen und Ausstellungen präsentiert, zuletzt in der 200 Exponate umfassenden Ausstellung „Grabbe im Original“ zum 200. Geburtstag des Dramatikers 2001. Die Ausstellung, die die Sammlung in ihrem ganzen Reichtum sinnfällig machte, wurde in Detmold vollständig gezeigt und wanderte anschließend auszugsweise in die Universitätsbibliothek Hagen und ins Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf. Ein gleichnamiges Buch brachte erstmals Farbe in die Grabbe-Literatur und bietet anhand abgebildeter Autographen, Bilder und Dokumente einen anschaulichen Überblick über Grabbes Leben und Werk.<sup>6</sup>

Aktuelles Projekt ist die Einrichtung eines Grabbe-Portals im WWW, analog zum bereits bestehenden Heine-Portal<sup>7</sup> und unter Nutzung der dafür bereitstehenden Plattform. Das Projekt wird in Kooperation mit dem Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf und dem Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften an der Universität Trier durchgeführt. Es ist geplant, die historisch-kritische Grabbe-Ausgabe Alfred Bergmanns zu digitalisieren, nach TEI-Standard auszuzeichnen und unter einer komfortablen Benutzeroberfläche im Volltext frei zugänglich anzubieten. Die Textseiten sollen mit dem kritischen Apparat und den durch Metadaten erschlossenen und recherchierbaren Faksimiles der zugehörigen Werkmanuskripte und Briefe verknüpft werden. Auch die Erstausgaben von Grabbes Werken werden als Image integriert. Der Forschung kann damit ein Instrument an die Hand gegeben werden, das die methodischen Mängel, das Fehlen von Registern und den durch Neuerwerbungen veralteten Forschungsstand der Grabbe-Ausgabe kompensiert. Es kann in Zukunft laufend aktuell gehalten und erweitert werden und ein zeitgemäß attraktives Angebot zur Beschäftigung mit Grabbes Werk sein.

### *Die „Hermannsschlacht“ – Erwerbung von Autographen seit 1961*

Das Vorhaben, ein Drama „Die Hermannsschlacht“ zu schreiben und damit seiner lippischen Heimat ein Denkmal zu setzen, ist erstmals in einem Brief Grabbes an seine Frau Luise Christiane von Januar 1835 belegt.<sup>8</sup> Er war gerade in Düsseldorf angekommen, wo Karl Immermann, Landgerichtsrat, Schriftsteller und Theaterdirektor, ihm durch kleinere Arbeitsaufträge ein Einkommen verschaffte und seine Mietkosten bestritt. Grabbe blieb anderthalb Jahre – eine letzte Phase überbordender Kreativität, voll angefangener Manuskripte und unvollendeter Pläne. Doch die Freundschaft mit dem Gönner Immermann zerbrach sehr bald. Grabbe ruinierte seinen Ruf als schwieriges, aber ausgezeichnetes schriftstellerisches Talent, er versoff seine Barschaft, war total verschuldet, sein körperlicher Verfall schritt sichtbar voran. Diese Umstände erschwerten

die Arbeit am Drama, die Grabbe einerseits ganz erfüllte, andererseits aber auch bis aufs äußerste forderte. Immer wieder verkündete er die Gewissheit, dass die „Hermannsschlacht“ sein letztes Stück sein werde. Hinzu kam eine starke emotionale Beteiligung, da die Arbeit am Stoff ihn an glücklichere Zeiten seines Lebens erinnerte. Besucher berichteten, er habe beim Vorlesen von Szenen des Stückes leidenschaftlich von seiner lippischen Heimat geschwärmt.<sup>9</sup>

Grabbe hat sein Theaterstück in den Jahren 1835/36 immer wieder überarbeitet. Die Eingangs- wie die Schluss-Szene lagen im Sommer 1835 bereits in Vorstufen vor, so dass der Rahmen des Ganzen abgesteckt war. Doch auch wenn Grabbe schon aus Düsseldorf mehrmals die Fertigstellung des Stückes verkündete, sah er immer wieder Anlass zu grundlegenden Änderungen und zur Neuformulierung ganzer Szenen. Sie wurden in immer neuen Varianten zunächst breiter entfaltet und anschließend inhaltlich und sprachlich präzisiert und gestrafft. Ende September 1835 meldete er über die Schlacht: »Sie ist fertig. Ich feile nur noch, sinke auch wohl an ihr nieder, wenn sie vollendet ist, – auf ewig.«<sup>10</sup> Aber dann erstellte er doch wieder eine neue, verbesserte Fassung. Nach dem Bruch mit Immermann in Düsseldorf ohne Perspektive, kehrte Grabbe schließlich Ende Mai 1836 nach Detmold zurück. Hier stellte er mit letzter Kraft das Manuskript der »Hermanns-Bataille« fertig. Am 21. Juli 1836 übersandte er die abgeschlossene Fassung letzter Hand zur Durchsicht an den Freund Moritz Leopold Petri. Sieben Wochen später starb er.

Nach Grabbes Tod gelangte das Manuskript in die Hände seiner Witwe. Sie ließ eine Abschrift herstellen, die sie im November 1836 an den Verleger Carl Georg Schreiner in Düsseldorf als Druckvorlage übersandte und die sich heute in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz befindet. Die Lippische Landesbibliothek besitzt eine von Grabbes Freund Moritz Leopold Petri, der sich seinerseits um die Drucklegung kümmern wollte, veranlasste vollständige Abschrift. Die an Schreiner übersandte Druckvorlage ist verloren.

Der Entstehungsprozess der „Hermannsschlacht“ ist jedoch nicht nur in diesen vollständigen Fassungen dokumentiert. Mehr als 40 Bruchstücke unterschiedlichen Umfangs aus den eigenhändigen Entwürfen zur „Hermannsschlacht“ besaß die Lippische Landesbibliothek schon im 1938 von Bergmann erworbenen Grabbe-Archiv. Zwischen 1939 und 1951 kamen zehn weitere hinzu, die Bergmann 1961 in der Historisch-Kritischen Ausgabe berücksichtigen konnte. Diese und die Fragmente in sechs weiteren öffentlichen Sammlungen waren alles, was sich seit 1909 durch Bergmann hatte ermitteln lassen. Drei ehemals in Privatbesitz befindliche Stücke, von denen ihm Kopien vorlagen, waren inzwischen verschollen. So zählte Bergmann 102 Bruchstücke und sah sich 1961 zu der Auskunft berechtigt: „In Privatbesitz hat keines mehr nachgewiesen werden können.“<sup>11</sup>

Doch kaum war Band 3 der Historisch-Kritischen Ausgabe mit der Edition der „Hermannsschlacht“ erschienen, bot das Auktionshaus Stargardt im November 1961 zwei der von Bergmann edierten, aber als verschollen bezeichneten Fragmente zum Kauf an.<sup>12</sup> Es handelte sich um die Bruchstücke 101 und 102, die sich zuvor im Besitz des Freiherrn Lothar von Biederstein befunden hatten. Bergmann hatte angenommen, dass die Stücke, die während des Zweiten Weltkriegs auf einem Schloss in Sachsen sichergestellt worden waren, durch die Kriegshandlungen zu Grunde gegangen seien.<sup>13</sup> Prompt tauchten sie nun wieder auf. Sie konnten zum Preis von 2.051,75 DM inklusive Aufgeld und Mehrwertsteuer für die Detmolder Sammlung erworben werden.<sup>14</sup> Da sie in der Historisch-Kritischen Ausgabe bereits ediert sind,<sup>15</sup> sollen sie hier nicht weiter berücksichtigt werden.

Gänzlich unbekannt Stücke gelangten 1975 in den Autographenhandel und waren bereits mit einem Schätzpreis von je 3.000 DM versehen. Auf der Frühjahrsauktion von Stargardt 1975 wurde ein paginiertes Fragment (= Bruchstück 103) zu der Szene angeboten, in der Hermann die Römerrüstung ablegt und zertritt, um sich in seinem (germanischen) Hermelinmantel zu wärmen.<sup>16</sup> Der Zuschlag erfolgte bei 5.100 DM. Das in der Herbstauktion desselben Jahres aufgerufene Fragment (= Bruchstück 104),<sup>17</sup> in dem der noch Armin genannte Dramenheld seine Landsleute auffordert, im Gedenken an den Wert ihrer Heimaterde in den Kampf zu ziehen, ersteigerte dann die Grabbe-Gesellschaft für 3.800 DM und überließ es der Lippischen Landesbibliothek ein Jahr später als Dauerleihgabe.

Das dritte, von Bergmann in der Historisch-Kritischen Ausgabe als verschollen bezeichnete Bruchstück 100 aus dem früheren Besitz von Theodor Apel auf dem Rittergut Ermelitz bei Schkeuditz kam 1988 wieder ans Licht.<sup>18</sup> Das Blatt, das mit dem in den Kunstsammlungen der Veste Coburg befindlichen Bruchstück 3 zusammengehört, konnte zum Preis von 7.000 DM für das Detmolder Grabbe-Archiv ersteigert werden.<sup>19</sup> Es war nach einem früheren Faksimile und älteren Notizen Bergmanns in der Historisch-Kritischen Ausgabe bereits publiziert worden und wird hier nicht noch einmal herangezogen.<sup>20</sup>

Schließlich kam es 1990 noch einmal zur Versteigerung eines bis dahin gänzlich unbekanntes „Hermannsschlacht“-Autographs (= Bruchstück 105).<sup>21</sup> Aufregend wurde es aber im Herbst des Grabbe-Jubiläumjahres 2001. Im November 2001 versteigerte das Auktionshaus Stargardt in Berlin zwei Briefe Christian Dietrich Grabbes und drei Entwürfe zu seinem Drama „Die Hermannsschlacht“.<sup>22</sup> Im Juni des Jahres 2002 wurden noch einmal ein Brief und zwei Fragmente der „Hermannsschlacht“ angeboten.<sup>23</sup> Die Autographen stammten aus dem Besitz des Hamburger Bankiers Max Warburg (1867-1946), der 1946 im New Yorker Exil verstorben war. Grundstock seiner Sammlung

waren die Autographen aus dem Familienbesitz seiner Gattin Alice, geb. Magnus, gewesen. Die aus den Korrespondenzen der Familie Magnus aufgebaute Sammlung war seit 1870 gezielt durch Zukäufe auf Auktionen erweitert und vor allem auf dem Gebiet der Literatur und der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts abgerundet worden. Die Grabbe-Autographen der Sammlung Warburg, die zumindest nach 1909 nicht mehr auf dem Markt gesichtet worden waren, gehörten wahrscheinlich schon vor 1900 in die Sammlung Magnus. 2001/2002 wurden die verbliebenen 620 Autographen der Sammlung Warburg im Ganzen verkauft, und die Firma Stargardt teilte im Versteigerungskatalog mit: „Seit Jahrzehnten ist keine Autographensammlung auf den Markt gekommen, die eine solche Fülle gänzlich unbekannter oder unzulänglich edierter, der Forschung seit Generationen nicht zugänglicher Autographen enthielt.“<sup>24</sup>

So war auch die Existenz der neun Grabbe-Handschriften bis dahin völlig unbekannt. Grabbe-Autographen sind auf dem Antiquariatsmarkt so selten geworden, dass mit dem Auftauchen dieser Stücke nicht mehr gerechnet werden konnte. Wenn etwas angeboten wird, dann handelt es sich meistens um Autographen, die irgendwann seit 1909, als Alfred Bergmann systematisch zu sammeln begonnen hat, auf den Markt gelangt sind, aber von ihm oder später von der Lippischen Landesbibliothek nicht für Detmold erworben werden konnten. Aufgrund der konsequenten Marktbeobachtung ist dann immerhin das Vorhandensein dieser Stücke bekannt. So war es beispielsweise bei dem Brief des Schülers Grabbe an die Meyersche Hofbuchhandlung vom Februar 1818, der 2005 mit Hilfe der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Lippischen Landesbibliothek Detmold e.V. für die Sammlung erworben werden konnte und im Grabbe-Jahrbuch 2005<sup>25</sup> vorgestellt und erläutert worden ist: Der Brief war zuletzt 1907 in Leipzig versteigert worden, noch bevor Bergmann mit dem Aufbau der Sammlung begonnen hatte, und konnte von ihm in der Historisch-Kritischen Gesamtausgabe der Werke und Briefe Grabbes mit Angaben zum Inhalt bereits verzeichnet werden.<sup>26</sup>

Ein Spendenaufruf zur Rettung lippischen Kulturguts im Vorfeld der Auktion 2001 hatte das erfreuliche Ergebnis, dass zahlreiche Privatleute, Banken und Wirtschaftsunternehmen Mittel in beträchtlicher Höhe zur Verfügung stellten. Auch die Grabbe-Gesellschaft beteiligte sich. Hinzu kam die großzügige Unterstützung durch die Kulturstiftung der Länder, das Land Nordrhein-Westfalen, den Kreis Lippe und die Stadt Detmold. Die erforderlichen Mittel in Höhe von 86.500 DM wurden fast vollständig von den externen Geldgebern aufgebracht, so dass nur zu einem geringen Anteil auf den Etat der Bibliothek zurückgegriffen werden musste. Es ist gelungen, alle Grabbe-Autographen aus der Sammlung Max Warburg für das Grabbe-Archiv der Lippischen Landesbibliothek zu erwerben.

Mit den Fragmenten der Sammlung Warburg (= Bruchstück 106-110) besitzt das Detmolder Grabbe-Archiv heute 64 von 110 bekannten „Hermannschlacht“-Autographen. Die acht Entwürfe, die Alfred Bergmann unbekannt geblieben waren und in der Historisch-Kritischen Ausgabe nicht enthalten sind, werden im folgenden erstmals publiziert. Sie werden anschließend an Bergmanns Zählung als Bruchstück 103 bis 110 fortlaufend nummeriert.

### *Bruchstück 103*

Umfang: 1 Bl. in 4° (2 beschr. S.) 26,2 x 21,2 cm

Papier: feingeripptes Schreibpapier, leicht braunfleckig, knittrig, rechts kleine Einrisse

Wasserzeichen: vorhanden, nicht entziffert

Paginierung: 91 und 92

In der linken oberen Ecke der Vorderseite mit Tinte:

„Grabbe. Stück aus der Hermanns-Schlacht“

Referenztext: Akademie-Ausgabe Bd. 3, S. 347 Z. 4-38

Stargardt 605 Nr. 116, Zuschlag: 5.100 DM

Inv.-Nr.: LA 1975/1

Signatur: GA Ms 61a

Es handelt sich um einen Entwurf zur Szene „Erster Tag“. Es treten auf: Hermann, Knecht, Die Deutschen und Einer. Das Fragment deckt sich mit keinem der anderen bekannten Bruchstücke und bildet zu keinem einen direkten Anschluss.

[91]

Römerrüstung ab und zertritt sie:)

Ich fror lang genug in dir! – Meinen Hermelinmantel, daß ich mich einmal wärme! – [ergänzt: Wie] Knecht, du hast ihn doch [ergänzt: schon] bei dir?

Knecht:

Versteht sich. Ich dachte seit zehn Jahren immer, es könnte nicht anders kommen als wie heute,

[ergänzt: trug ihn mit mir, putzte  
ihn jeden Morgen, eh' ich meinen  
Kindern das Frühstück gab,  
und unterließ nichts, ihn]  
und hielt ihn in  
gutem Stande.

Hermann (im Her-  
melin:)

Thu nicht gerührt und albern.

[ergänzt: Alles] Es geht alles nur zu gut.

Die

[92]

Die Deutschen.

In dem Mantel – ah, wie  
schön er ist. der Fürst ist. er  
darin ist.

Einer.

Gewiß. So'n Mantel ist theuer.

Hermann.

Dort in der Thalenge windet sich  
die [ergänzt: der] vom Capitol her zün-  
delnde Drache zu uns empor,

[ergänzt: oder ich irrte sehr,][ergänzt: oder ich irrte sehr, und nichts]

und nichts rettet uns, vertilgen

[ergänzt: würde uns retten, vertilgten]

wir ihn [ergänzt: dann] nicht. Sonst erreicht er

sein Ne nahe Nest Aliso, oder

lagert sich gar mit seinem

giftigen Bauch auf diesen

das Land beherrschenden Berg[ergänzt: en].

höhen. Ich denke: wehrt euch! [ergänzt: Wehren wir uns!] Für

Rache und Freiheit kann auch gar

Wotan nicht zuviel thun! – Richt-

tig.



Grable

Hück mit der Gnomant.

Nflaß.

91.

Abweyung ab und ges.  
wird so :)

Ich habe lang genug in  
die ~~die~~ - Merian Gnomant

Ich, das ist nicht einmal  
wahrhaftig! - <sup>Wie</sup> Wahrhaftig, da jetzt  
ich <sup>offen</sup> ~~ich~~ bei dir?

Sauß.

Wahrhaftig ist. Ich saßte seit  
zehn Jahren immer, so kann  
es nicht wahrer kommen als  
+  
wie früh, das sieht ich in  
eurem Bunde.

Gnomant (im Gno-  
mant)

Ich nicht gerührt und albern.

Alles ~~da~~ geht ~~altes~~ wie zu jetzt.

+ bring ich mit mir, gefahr  
ich jede Morgen, es ist unser  
Kindes das Wahrhaftig war,  
und Wahrhaftig nicht, ich

Wahr

92.


Die Dankfuge.

In dem Munde - ist, wie sie  
 schon ~~erwähnt~~ ~~hat~~, ~~schon~~ ~~er~~  
~~erwähnt~~ ~~ist~~.

||| Gewiss. Vom Munde ist Herr.  
Gewiss.

Nach in der Gebung wieder ist.  
 Das  
 die neue Ergebnis für zu -  
gebende Worte zu ist angew &  
~~das ist nicht~~ ~~das ist nicht~~  
~~und nicht~~ ~~wird~~ ~~ist~~ ~~schon~~  
~~erwähnt~~ ~~das~~ ~~ist~~ ~~er~~, ~~schon~~ ~~er~~  
 wie ist ist. Kauf angew zu  
 für zu welch Kauf Bliss, ist  
erwart ist zu mit seinem  
erzählige Leben mit dem  
ist das bestimmte Leben.

~~Alles~~ wie ist ! ~~Das~~ ist das ist ist ! zu  
das ist das ist zu ist zu  
das ist zu ist zu ist zu



*Bruchstück 104*

Umfang: 1 Bl. in gr.4° (1 beschr. S.) 26,2 x 21,5 cm  
Papier: Glattes braunes Schreibpapier, minimal braunfleckig, Wasserfleck links unten, am linken Rand eingerissen mit Textverlust  
Wasserzeichen: JWHATMAN, EFL  
Paginierung: 103  
Referenztext: Akademie-Ausgabe Bd. 3, S. 353 Z. 27  
Stargardt 606 Nr. 135, Zuschlag: 3.800 DM  
Inv.-Nr.: LA 1976/8, Dauerleihgabe der Grabbe-Gesellschaft  
Signatur: GA Ms 68a

Es handelt sich um einen Entwurf zur Szene „Erster Tag“. Es treten auf: Varus, Armins Stimme und Cäcina. Das Fragment stammt aus den frühen Entwürfen des Dramas, kenntlich an den Namen Armin und Cäcina für die später Hermann und Vero genannten Figuren. Es ist eine frühere Version der ersten, ebenfalls mit 103 paginierten Seite des Bruchstücks 78 in der Bayerischen Staatsbibliothek München,<sup>27</sup> das direkt an das mit 101/102 paginierte Bruchstück 44 der Lippischen Landesbibliothek anschließt. Die Bruchstücke 44 und 78 sind auf dem gleichen Papier geschrieben.

[103]

Varus.

[ergänzt: Demnach an] ~~Am~~ unsre Posten, und  
[eingefügt: nicht ganz verzagt.

Cäcina.

So lang ich athme, nicht: [ergänzt: nein!

Armins Stimme.

Es schneit [ergänzt: en] greise Tri-  
arier [ergänzt: herüber! ~~Denk~~ Lands-  
leute, denkt] ~~Denkt~~ des Bo-  
dens unter euren Füßen

~~und~~ seiner ~~darin~~ schlum-

mernden Saaten, [ergänzt: ~~und~~ der] darin

[ergänzt: und der darin] verwesenden [ergänzt: ruhenden] ~~und~~ euch,

so lang sie können, nim-

mer vergessenden [ergänzt: an euch denkenden] El-

tern!

Cäcina.

Packt die Berge bei den

Schöpfen. Sieg!  
Die Berge bei den Schöpfen  
[ergänzt: krausen Schöpfen] gepackt

103.

Gedacht.

Frei ist young thought.  
 Inmitten von den Alpen hoch und tief  
 so leicht ist offener, nicht  
 + prächtig! In die Land-  
 schaft, durch

Und das Leben  
 wie auf den Bergen was erregend  
 so lang sie können sein  
 fern!

Lieder.

Frei die Berge bei den  
 Köpfen. Sieg!  
 Die Berge bei den Köpfen  
 krausen Köpfen gepackt!

*Bruchstück 105*

Umfang: 1 Bl. in gr.4° (2 beschr. S.) 26,1 x 21,4 cm

Papier: Glattes braunes Schreibpapier, leicht gebräunt, minimale Randdefekte

Wasserzeichen: JWHATMAN, EFL

ohne Paginierung

In der linken oberen Ecke der Vorderseite mit Bleistift:

„Grabbe. Aus der Hermannsschlacht“

Referenztext: Akademie-Ausgabe Bd. 3, S. 355 Z. 4-37

Stargardt 647 Nr. 167. Zuschlag: 6.500 DM

Inv.-Nr.: LA 1990/38

Signatur: GA Ms 540

Es handelt sich um einen Entwurf zur Szene „Erster Tag“. Es treten auf: Cäcina, Thusnelda, Armin und Varus. Das Fragment stammt aus den ersten Entwürfen des Dramas, kenntlich an der fehlenden Paginierung und den Namen Armin und Cäcina für die später Hermann und Vero genannten Figuren. Es deckt sich mit keinem der anderen bekannten Bruchstücke und bildet zu keinem einen direkten Anschluss.

Ha! Ha! Ha!

Armin. (zum Fußvolk:)

[eingefügt: Also] Der Reiterei [eingefügt: geholfen] gefolgt. Sie ist der Sturm, seyð [eingefügt: du] das [eingefügt: ihm nachfolgende] Gewitter! [eingefügt: nach.]

Varus.

Ruhig zurück. Kehrt euch.

Cäcina.

Ein abgeschlagener, jedoch siegreicher Angriff, Krieger. Das Schlachtfeld wimmelt [ergänzt: ist voll] von erschlagenen Germanen. Ziehen wir uns indeß bis morgen zurück, und machen wir ihnen

[ergänzt: sodann [ergänzt: dann] [ergänzt: mit der Frühe] den Garaus.

Thusnelda.

Er siegt! ~~Ich wußt's~~: [ergänzt: O Ich!] [ergänzt: und ich erwache aus Träumen.]

Armin.

Ihnen die Genicke gebrochen! Nach!



trübt dieses Lager ~~in~~ <sup>dem</sup> während der Zeit in der Ebene  
unser Lager auf. Ich decke euch.  
Armin (nach einem ver-  
geblichen Angriff) gestürmt  
sein  
wollen und sollen über  
werden, daß für dich. Neu-  
stelt sie mit Sonntags, Gro-  
ßmühen, und geschick-  
teten, <sup>von</sup> dem Gesicht der

[v]  
[ergänzt: unterdeß] während [ergänzt: dem] der-Zeit [ergänzt: mit deiner  
Legion] in-der-Ebene  
unser [ergänzt: das] Lager auf. Ich decke euch.  
Armin (nach [ergänzt: dem] einem ve  
vergeblichen Angriff.) gestürmt

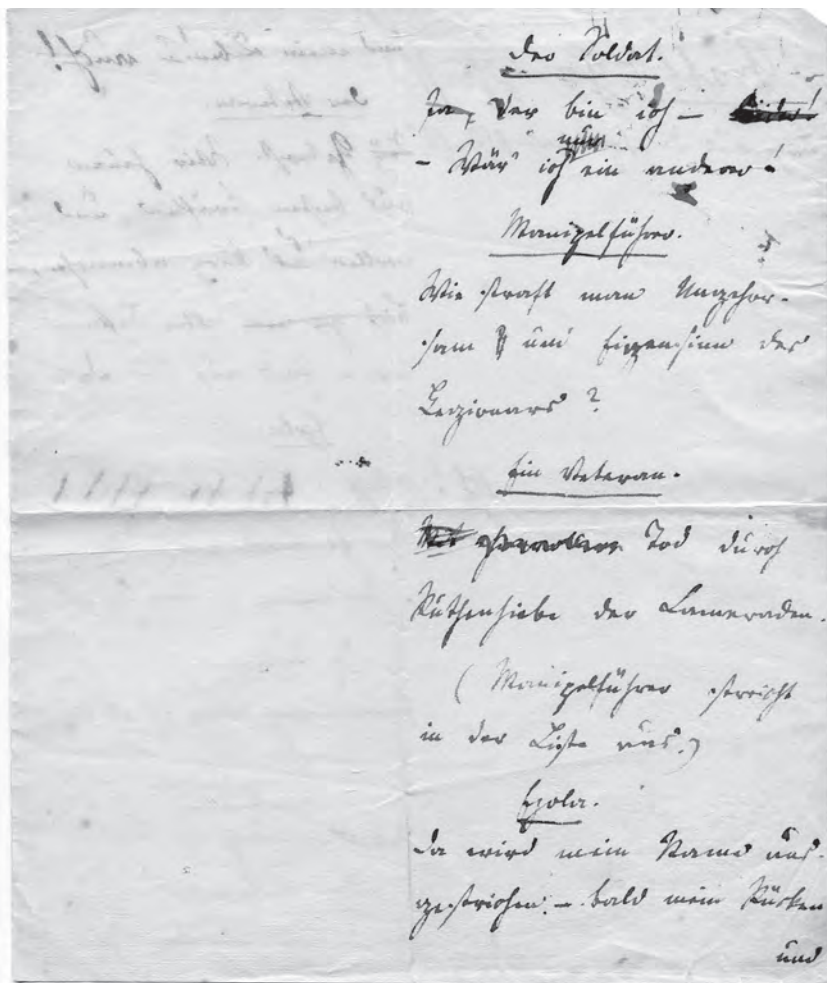
hat:) [ergänzt: er vergeblich auf Varus eingestürmt hat:)  
 Schonen wir unsre Kräfte bis [ergänzt: zur  
 Frühe.] morgen. Bei Nacht sind Spitzbuben  
 wie sie [ergänzt: die] immer im Vortheil. Mor-  
 gen  
 (Für sich:)  
 Das grämt!  
 Sie sollen uns schon mürber wer-  
 den, stellt nur Wachen um  
 sie, daß sie nicht im Dunkel  
 entwischen.  
 sie werden sollen doch schon [ergänzt: aber] mürber  
 werden, Tag für Tag. Um-  
 stellt sie mit dreidoppelten, beo-  
 bachtenden Wachen, und schickt  
 Boten, welche [ergänzt: die] den Schritt der  
 her

### *Bruchstück 106*

Umfang: 1 Bl. in 4° (2 beschr. S.) 25 x 21 cm  
 Papier: Velinpapier, leicht gebräunt, minimal braunfleckig  
 kein Wasserzeichen  
 ohne Paginierung  
 In der linken oberen Ecke der Rückseite mit blauem Stift:  
 „Grabbes Handschrift. Frag. aus der Hermannsschlacht“  
 Referenztext: Akademie-Ausgabe Bd. 3, S. 321 Z. 18 – S. 322 Z. 3  
 Stargardt: 675 Nr. 150. Zuschlag: 8.000 DM  
 Inv.-Nr.: LA 2001/14  
 Signatur: GA Ms 612

Es handelt sich um einen Entwurf zum Anfang der ersten Szene des „Eingangs“. Es treten auf: der Manipelführer, ein Veteran und der Soldat Ejola. Das Fragment stammt aus den ersten Entwürfen des Dramas, kenntlich an der fehlenden Paginierung und dem Namen Ejola für die später *Vero* genannte Figur. Es deckt sich mit keinem der anderen bekannten Bruchstücke und bildet zu keinem einen direkten Anschluss.





Der Soldat.

Ja, das bin ich – leider!

– Wär' ich [eingefügt: nur] ein anderer!

Manipelführer.

Wie straft man Ungehorsam und Eigensinn des

Legionars?

Ein Veteran.

Mit ehrenvollem Tod durch  
Ruthenhiebe der Cameraden.  
(Manipelführer streicht  
in der Liste aus.)

Ejola.

Da wird mein Name aus-  
gestrichen. – Bald mein Rücken  
und

Grabbeil Gaertringen und mein Leben auf!  
Ihr Kameraden.  
 Ich habe. Mir freies  
 und bespaßes Verstand, und  
 wollen's mit Kiny abzurufen,  
 bis zu dem alten Kameraden-  
 tag. – Jetzt auf! – Ja!  
Gyler.  
 Of! Auf! ~~und~~ ~~und~~ ~~und~~ ~~und~~  
 (Es sieht aus als ob  
 Gierigkeit, sein Gierigkeit.)  
Ihr Kameraden.  
 Ich ~~am~~ ~~am~~ ~~am~~ ~~am~~ ist es?  
Manipelführer.  
 Gekündigt sind die Kameraden?  
Ihr Kameraden.  
 Aber heute. Sie kann' sich



[v]

und mein Leben! – auch!

Der Veteran.

Seÿ Getrost. Wir hauen  
aus besten Kräften, und  
wollen [eingefügt: 's] es kurz abmachen,  
bist ja ein alter Bekann-  
ter – Paß auf! – Da!

Ejola

[eingefügt: Oh!] Weh! Mein alter Vater!  
(Er stirbt unter der  
Geißelung.) dem Geißeln.)

Der Veteran.

Er ist weg. Weg [eingefügt: Fort] ist er!

Manipelführer.

Geknirsch durch die Bäume?

Der Veteran.

Windbrüche. Die kenn' [eingefügt: ich] seit  
dern

### *Bruchstück 107*

Umfang: 1 Bl. in 4° (2 beschr. S.) 25 x 21,2 cm

Papier: Velinpapier, leicht gebräunt, etwas braunfleckig, Ausriss an der rechten oberen Ecke

kein Wasserzeichen

ohne Paginierung

Referenztext: Akademie-Ausgabe Bd. 3, S. 348 Z. 32 – S. 349 Z. 9

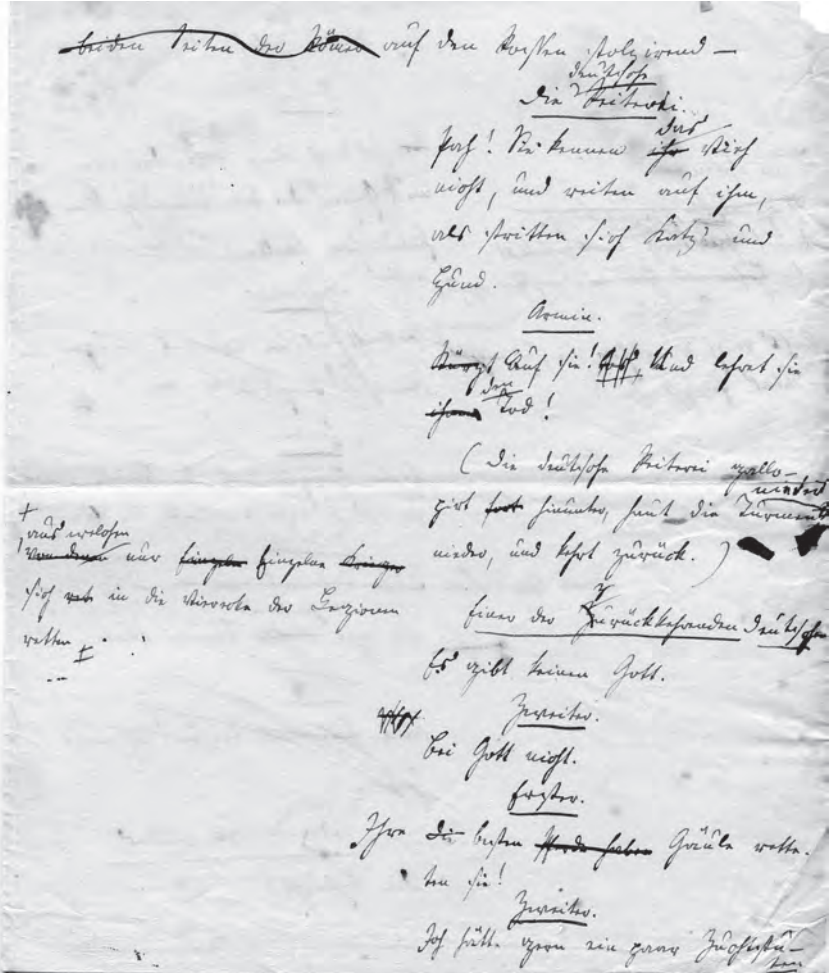
Stargardt: 675 Nr. 151. Zuschlag: 6.400 DM

Inv.-Nr.: LA 2001/15

Signatur: GA Ms 613

Es handelt sich um einen Entwurf zur ersten Szene des „Ersten Tages“ mit erheblichen Korrekturen. Es treten auf: die deutsche Reiterei, Armin, Einer der zurückkehrenden Deutschen, Zweiter, Stimme des Varus. Das Fragment stammt aus den ersten Entwürfen des Dramas, kenntlich an der fehlenden Paginierung und dem Namen Armin für die später Hermann genannte Figur. Es bildet zu keinem der anderen bekannten Bruchstücke einen direkten Anschluss, ist aber eine unmittelbare Vorstufe zur Version der Szene „Auf der Höhe der Dörenschlucht“,

die Grabbe 1835 in Düsseldorf dem Publizisten Ignaz Hub in die Feder diktiert hatte und die dieser im zweiten Jahrgang der Zeitschrift „Rheinisches Odeon“ 1838 veröffentlicht hat.<sup>28</sup>



beiden Seiten der Römer auf den Rossen stolzirend – Die [eingefügt: deutsche] Reiterei. Pah! Sie kennen ihr [eingefügt: das] Vieh nicht, und reiten auf ihm,

als stritten sich Katz' und  
Hund.

Armin.

Stürzt aAuf sie [eingefügt: !] los; uUnd lehret sie  
ihren [eingefügt: den] Tod!

(Die deutsche Reiterei gallo-  
piert fort hinunter, haut die Türmen [eingefügt: nieder,  
von denen [eingefügt: aus welchen] nur Einzelne Einzelne Krieger  
sich ret in die Vierecke der Legionen  
retten;]  
nieder, und kehrt zurück.)

Einer der Zzurückkehrenden [Eingefügt: Deutschen]

Es gibt keinen Gott.

Zweiter.

Bei Gott nicht.

Erster.

Die [eingefügt: Ihre] besten Pferde haben Gäule rette-  
ten sie!

Zweiter.

Ich hätte gern ein paar Zuchtstu-  
ten

[v.]

ten davon gehabt.

Erster.

Sie Ich auch. Nun steht [eingefügt: liegt] das ar-  
me [eingefügt: geraubte cheruskische] Gethier,  
[eingefügt: auf [unleserlich] vom feuchtem Stroh, unabgesattelt,  
ohne Hafer und Heu = Fressen –  
[eingefügt: bei ihnen], das kein lateinisch kann  
hinter ihren Wällen, und begreift sie  
nicht.

Zweiter.

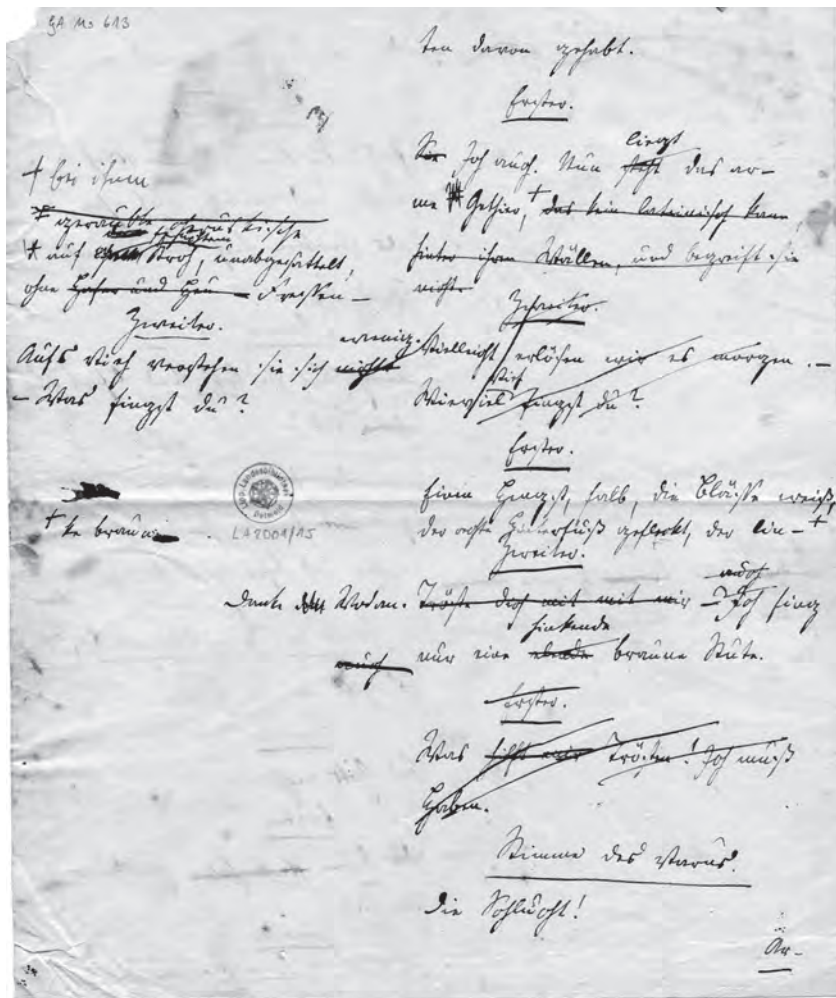
Vielleicht erlösen wir es morgen. –  
Wieviel [eingefügt: Vieh] fingst du?

Zweiter.

Aufs Vieh verstehen sie sich nicht [eingefügt: wenig].  
– Was fingst du?

Erster.

Einen Hengst, falb, die Blässe weiß,



der rechte Hinterfuß gefleckt, der lin- [eingefügt: ke braun.]

Zweiter.

[eingefügt: Danke dem Wodan.] Tröste dich mit mit mir – [eingefügt: auch]

Ich fing

[eingefügt: auch] nur eine elende [eingefügt: hinkende] braune Stute.

Erster.

Was hilft mir Trösten! Ich muß

Haben.

Stimme des Varus.

Die Schlucht!

Ar-

*Bruchstück 108*

Umfang: 1 Bl. in gr.4° (2 beschr. S.) 26,3 x 20,8 cm

Auf der Rückseite weitere Notizen von dritter Hand mit Bleistift

Papier: feingeripptes Schreibpapier, leicht braunfleckig, links scharf beschnitten, Einrisse an den Seiten mit Reparaturfilm ausgebessert

kein Wasserzeichen

Paginierung: [1]43 und 144

Referenztext: Akademie-Ausgabe Bd. 3, S. 356 Z. 2-3

Stargardt: 675 Nr. 152. Zuschlag: 6.500 DM

Inv.-Nr.: LA 2001/16

Signatur: GA Ms 614

Es handelt sich um einen Entwurf zum Schluss der Szene „Erster Tag“ mit erheblichen Korrekturen. Es treten auf: Hermann, zwei Bructerer und ein Cherusker. Das Fragment stammt aus einer Fassung im fortgeschrittenen Arbeitsstadium, denn die Hauptfigur heißt bereits Hermann und die Seiten sind paginiert.

Schließt direkt an an Bruchstück 102 (GA Ms 69a), pag. 145f.  
und Bruchstück 46 (GA Ms 70), pag. 145ff.

ziemenden Jammer. Auf dem  
Siegelsfelde [ergänzt: indeß] würde sie dich mit  
den ersten Knesgen erblick-  
test du sie wieder.

Hermann (in sich:)

Siegelsfeld? Das kann [ergänzt: liegt vielleicht] noch  
weit hinausliegen.

(Er lehnt sich an eine Eiche  
[ergänzt: und beobachtet das Ge-  
treib umher.]

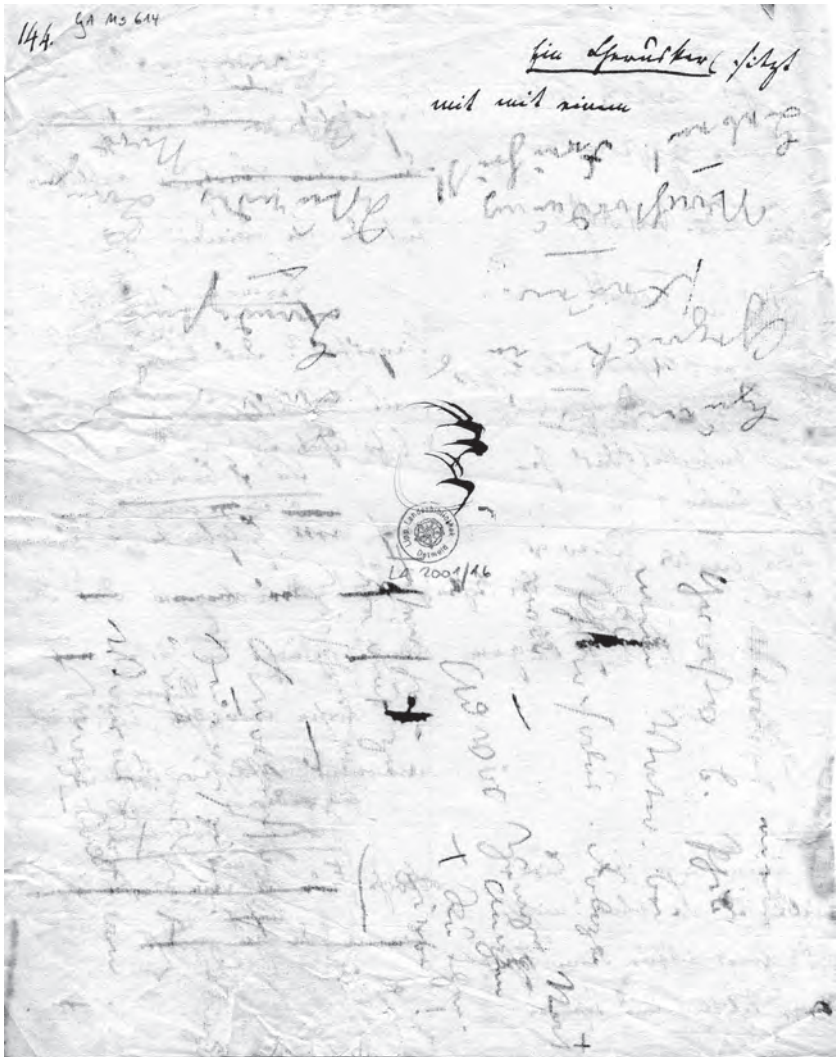
Ein Bructerer.

Noch zwei [ergänzt: neue] [ergänzt: einige paar] Holzblöcke in's auf  
Feuer! [ergänzt: die Kohlen!] Das regnet das





[ergänzt: wenn nur sein Him-  
melskessel da oben nicht  
zu groß ist für deine Schei-  
ter Splitter und Scheiter]  
Ein  
Ein



Auf dem Korrekturrand außerdem:

700 Jahre hatte

Rom gestanden

die Leibwacht.

Mösien wankt

Kein Sterblicher übertrifft

die Deutschen in den Waffen

und in der Treue.

Das wilde Thier ist frei

[144]

Ein Cherusker (sitzt

mit mit einem

### *Bruchstück 109*

Umfang: 1 Bl. in 4° (2 beschr. S.) 23,5 x 19,7 cm

Papier: feingeripptes Schreibpapier, leicht gebräunt, stärker braunfleckig, kleine Fehlstelle am oberen Rand, Einrisse an den übrigen drei Seiten mit Reparaturfilm ausgebessert

kein Wasserzeichen

ohne Paginierung

In der linken unteren Ecke der Vorderseite mit Tinte:

„Aus der Hermannsschlacht von Grabbe (das vollständige Autograph im Besitze Adolf Böttger's)“

Referenztext: Akademie-Ausgabe Bd. 3, S. 351 Z. 12-34

Stargardt: 676 Nr. 129. Zuschlag: 3.300 EUR

Inv.-Nr.: LA 2002/5

Signatur: GA Ms 618

Es handelt sich um einen Entwurf zur Szene „Erster Tag“. Es treten auf: Ingomar, Armin, Viele und Varus. Das Fragment stammt aus den frühen Entwürfen des Dramas, kenntlich an der fehlenden Paginierung und dem Namen Armin für die später Hermann genannte Figur, jedoch nicht mehr aus den ersten Entwürfen auf Konzeptpapier. Es bildet zu keinem der anderen bekannten Bruchstücke einen direkten Anschluss, ist aber eine unmittelbare Vorstufe zur Version der Szene „Auf der Höhe der Dörenschlucht“, die Grabbe 1835 in Düsseldorf dem Publizisten Ignaz Hub in die Feder diktiert hatte und die dieser nach seiner eigenen Handschrift im zweiten Jahrgang der Zeitschrift „Rheinisches Odeon“ 1838 veröffentlicht hat.<sup>29</sup>

Die Notiz „das vollständige Autograph im Besitze Adolf Böttger’s“ scheint eine neue Information zur Besitzgeschichte des heute in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz befindlichen Originalmanuskripts der „Hermannsschlacht“ zu bieten<sup>30</sup> Soweit sich diese bisher hatte rekonstruieren lassen, befand sich die Fassung letzter Hand zum Zeitpunkt von Grabbes Tod im Sterbehaus Unter der Wehme. Moritz Leopold Petri, der sie im Auftrag des Autors kritisch durchgesehen hatte, erschien dann bei der Witwe und entlich das Manuskript, um eine Abschrift für den Druck fertigen zu lassen. Statt des Originals erhielt sie am 12. Oktober 1836 allerdings die Abschrift zurück und musste die Herausgabe des Originals gerichtlich durchsetzen. Nach einer von ihr veranlassten Abschrift wurde das Drama 1838 in Düsseldorf gedruckt. Das Originalmanuskript lag vermutlich bei Luise Christiane Grabbes Tod 1848 in ihrem Nachlass, über den der Kammersekretär Kestner als ihr Testamentsvollstrecker verfügte. Erst 1882 ist es wieder nachweisbar. Es wurde von der Autographenhandlung Otto August Schulz in Leipzig für 150 Mark angeboten. Offenbar hat sich längere Zeit kein Interessent dafür gefunden. Robert Hallgarten in München, selbst Besitzer von „Hermannsschlacht“-Fragmenten, die er 1911 der Bayerischen Staatsbibliothek München schenkte, machte schließlich Eduard Grisebach, der gerade an seiner Grabbe-Werkausgabe (erschien 1902) arbeitete, auf das Angebot aufmerksam. Grisebach veranlasste die Firma Schulz, die Handschrift der Königlichen Bibliothek in Berlin anzubieten, und diese erwarb sie im Jahr 1901.

Die Notiz auf dem Bruchstück 109 legt nun nahe, dass das Originalmanuskript sich nach 1848 im Besitz des Schriftstellers Adolf Böttger (1815-1870) befand, der 1870 in Leipzig verstarb. Böttger besaß eine bei seinem Tod 1630 Nummern umfassende Autographensammlung, die 1871 in Leipzig bei List & Francke versteigert wurde. Ein Manuskript der „Hermannsschlacht“ ist darin verzeichnet.<sup>31</sup> Es umfasst allerdings nur 5 Seiten im Quartformat und kann daher nicht die aus 170 Blättern bestehende Fassung letzter Hand gewesen sein. Die äußerst knappen Angaben im Auktionskatalog lassen eine Identifizierung dieses Fragments nicht zu. Woher die Autographenhandlung Otto August Schulz das von ihr 1882 angebotene Manuskript der Fassung letzter Hand erworben hat, bleibt weiterhin ungeklärt.

#### Ingomar.

Das ist eine verfluchte [eingefügt: schlimme] Geschichte.  
Hier sind noch zwei [ergänzt: Stück, daraus]; die schlechte-  
[ergänzt: sten]. sten, aber [ergänzt: denn] Unkraut vergeht  
nicht. Die übrigen blieben [ergänzt: liegen] lie-  
gen unten, mausetodt.

Armin.

Ich warnte dich.

Ingomar.

[ergänzt: Hat Tapferkeit Ohren? ein Ohr?]

Der Muth hat kein Ohr. - Sieh,

dicht vor uns stellen [ergänzt: stellen] sie sich

[ergänzt: stellt sich's] auf - Jeder Hund [ergänzt: belferte und] griffe sie

an - Wer folgt mir? [ergänzt: mir?] Dem

Ingomar auf den Feind?

Ingomar. Pfeilerst.  
 Ist es ein ~~Abstreifen~~ <sup>Geistesstern</sup>.  
 Was ist was? ~~gibt~~ <sup>ist</sup> Sie ~~schaffen~~ <sup>schaffen</sup>.  
~~Die~~ <sup>Die</sup> ~~Schiffe~~ <sup>Schiffe</sup> ~~überall~~ <sup>überall</sup>  
 nicht. Sie übrige ~~bleiben~~ <sup>bleiben</sup> ~~hin~~ <sup>hin</sup>.  
Armin.  
 Ich warnte dich.  
Ingomar.  
 Hat ~~Schiff~~ <sup>Schiff</sup> ~~von~~ <sup>von</sup> ~~Sie~~ <sup>Sie</sup> ~~ein~~ <sup>ein</sup> ~~Ohr?~~ <sup>Ohr?</sup>  
 Der Muth hat kein Ohr. - Sieh,  
 dicht vor uns ~~stellen~~ <sup>stellen</sup> sie sich  
 auf - Jeder Hund ~~belferte~~ <sup>belferte</sup> und griffe sie  
 an - Wer folgt ~~mir?~~ <sup>mir?</sup> Dem  
 Ingomar ~~auf~~ <sup>auf</sup> den Feind?  
Armin.  
 Ich warnte dich.  
Ingomar.  
 Hat ~~Schiff~~ <sup>Schiff</sup> ~~von~~ <sup>von</sup> ~~Sie~~ <sup>Sie</sup> ~~ein~~ <sup>ein</sup> ~~Ohr?~~ <sup>Ohr?</sup>  
 Der Muth hat kein Ohr. - Sieh,  
 dicht vor uns ~~stellen~~ <sup>stellen</sup> sie sich  
 auf - Jeder Hund ~~belferte~~ <sup>belferte</sup> und griffe sie  
 an - Wer folgt ~~mir?~~ <sup>mir?</sup> Dem  
 Ingomar ~~auf~~ <sup>auf</sup> den Feind?  
Armin.  
 Ich warnte dich.  
Ingomar.  
 Hat ~~Schiff~~ <sup>Schiff</sup> ~~von~~ <sup>von</sup> ~~Sie~~ <sup>Sie</sup> ~~ein~~ <sup>ein</sup> ~~Ohr?~~ <sup>Ohr?</sup>  
 Der Muth hat kein Ohr. - Sieh,  
 dicht vor uns ~~stellen~~ <sup>stellen</sup> sie sich  
 auf - Jeder Hund ~~belferte~~ <sup>belferte</sup> und griffe sie  
 an - Wer folgt ~~mir?~~ <sup>mir?</sup> Dem  
 Ingomar ~~auf~~ <sup>auf</sup> den Feind?  
Armin.  
 Ich warnte dich.

# Buch, ~~Schiff~~  
 ficht nicht, ~~wird~~ <sup>ist</sup> ~~lost~~.

Armin, ich warnte dich  
 Ingomar, hat Tapferkeit Ohren?  
 Der Muth hat kein Ohr. Sieh,  
 dicht vor uns stellen sie sich  
 auf - Jeder Hund belferte und  
 griffe sie an - Wer folgt mir?  
 Dem Ingomar auf den Feind?

Viele.

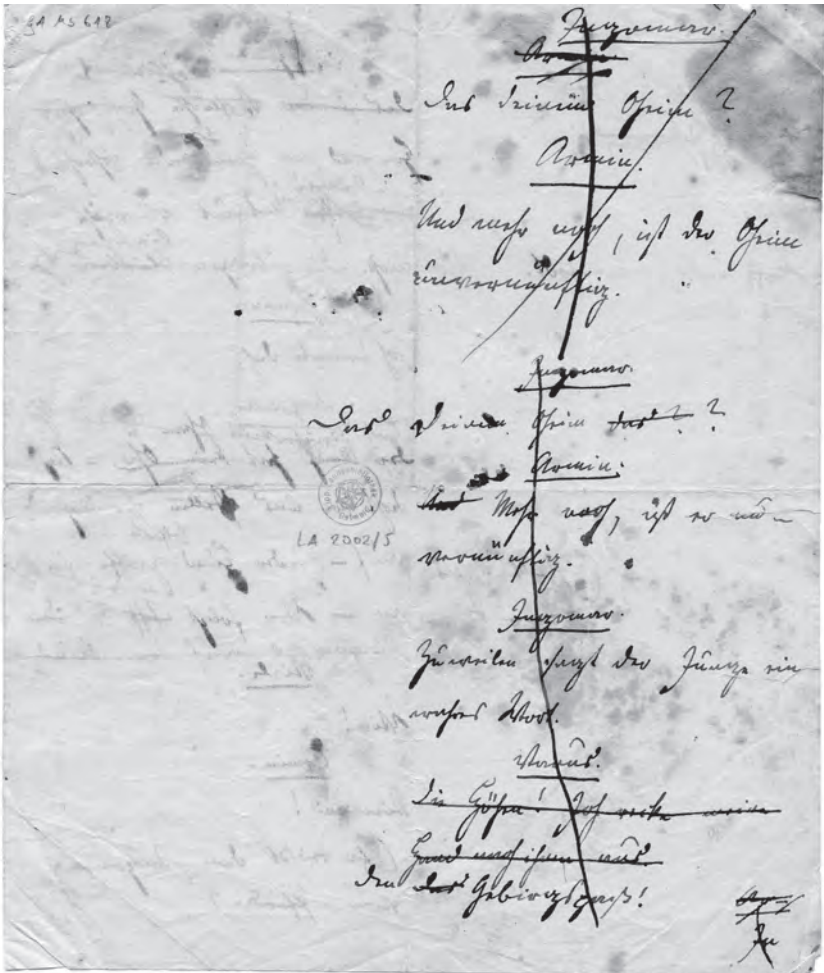
Wir!

Armin.

Niemand!

(Er reißt den Ingomar vom Pferde.)

In-



[v]

Armin. [ergänzt: Ingomar.]

Das deinem Oheim?

Armin.

Und mehr noch, ist der Oheim  
unvernünftig.Ingomar.

[ergänzt: Das] Deinem Oheim das??

Armin.Und Mehr noch, ist er un-  
vernünftig.Ingomar.Zuweilen sagt der Junge ein  
wahres Wort.Varus.Die Höhen! Ich recke meine  
Hand nach ihnen aus.[ergänzt: ~~Den~~] ~~Der~~ Gebirgspaß!~~Ar~~

In

*Bruchstück 110*

Umfang: 1 Bl. in gr.4° (2 beschr. S.) 26,2 x 21 cm

Auf der Rückseite Notizen in Bleistift.

Papier: feingeripptes Schreibpapier, leicht gebräunt und braunfleckig, Fehlstellen am oberen und am linken Rand, Einrisse an allen Seiten mit Reparaturfilm ausgebessert

Wasserzeichen: wohl die Schwanzfedern eines heraldischen Adlers ohne Paginierung

Referenztext: in Akademie-Ausgabe Bd. 3 nicht enthalten

Stargardt: 676 Nr. 130. Zuschlag: 3.700 EUR

Inv.-Nr.: LA 2002/6

Signatur: GA Ms 619

Es handelt sich um einen Entwurf zum Anfang der Szene „Dritter Tag“. Es treten auf: Armin, Die Feldherrn des Varus, Ein Cherusker. Das Fragment stammt aus den ersten Entwürfen des Dramas, kenntlich an der fehlenden Paginierung und dem Namen Armin für die später Hermann genannte Figur, jedoch nicht

mehr aus den ersten Entwürfen auf Konzeptpapier. Es deckt sich mit keinem der anderen bekannten Bruchstücke und bildet zu keinem einen direkten Anschluss. In der Fassung letzter Hand ist von dem in diesem Fragment überlieferten Text nichts mehr enthalten.

Dritter Tag.

Armin.

Auf, es regnet stark und stärker, und heut erlöscht ~~ih~~ [ergänzt: das] Licht [ergänzt: von Rom] in Blut- und Wolkenströmen.

Die Feldherrn des

Varus.

Vorwärts!

Armin.

Hätt' ich die Chatten! Sie sperrten den Ausgang! Ich [ergänzt: Thor verbot's ihnen bis ich beföhle!]

Ein cheruskischer Bote:

Sie sind

Ein Cherusker.

Die Chatten sind da, [ergänzt: seit das Wild von den Höhen stäubt,] bitten ~~um~~ [ergänzt: um] Entschuldigung, ~~und fragen, ob sie den Weg heraufkommen und dir~~

[v]

~~dir in die Waffen werfen dürften?~~ Ihre Haupteute hätte ihnen ~~ver~~[ergänzt: ge]boten, [ergänzt: nicht] voreilig gegen deinen Befehl [ergänzt: Anweisung] zu handeln, sie aber hätten gemeint, es sey Zeit, wären aufgebrochen wegen ihrer voreiligen Schritte!

Armin.

Heil di [nachträglich (von dritter Hand?) ergänzt: paenitisch]

Zweiter Tag.

Armen.

Auf, so wegwand, stark und  
stärker, und fühl' die  
Lüfte so leicht in Blut  
und Atmungsraum.

Sie Salzfarn der  
Staub's.

Staub's!

Armen.

Wilt' ich die Spalten! Die  
Spalten der Auldigung! ~~Ich~~  
Einmal die Spalte.

Ich

Einmal die Spalte.

Die Spalten sind die, <sup>die</sup> ~~die~~  
fuldsalzigung, und fragst, ob  
für die Auldigung ~~und~~

~~Ich~~ ~~die~~ ~~Spalte~~ ~~die~~ ~~Spalte~~  
~~die~~ ~~Spalte~~!

Ich die die Spalte von  
den Spalte Spalte,

die



*(Faint handwritten notes on the left side of the page, including names like "Karl" and "Herr")*

Sie in die Klaffen werfen köf-  
ten? Ihre Fingerringe fürthen ifen  
wobolw, <sup>niht</sup> vorwilling gegen die  
Ausscheidung Befehl zu handeln, ifen aber fürthen  
gewohnt, es ifen Ziel, welches  
erfüllbar ifen  
wegen ifer vorwillingen Schritte?  
Armen.  
Ziel ife paeristift.

*(Circular stamp with text "LA 2002/6" and "Müller")*

*(Faint handwritten notes on the right side of the page, including names like "Herr" and "Karl")*

*Anmerkungen*

- 1 Vgl. Alfred Bergmann: *Meine Grabbe-Sammlung. Erinnerungen und Bekenntnisse*. Detmold 1942; Klaus Nellner: *30 Jahre Grabbe-Archiv Alfred Bergmann*. In: *Mitteilungsblatt. Verband der Bibliotheken des Landes Nordrhein-Westfalen N.F.* 19 (1969), S. 142-145; Alfred Bergmann: *Das Grabbe-Archiv der Lippischen Landesbibliothek*. Detmold 1973 (Nachrichten aus der Lippischen Landesbibliothek Detmold: 3); Karl-Alexander Hellfaier: *Alfred Bergmann und das Grabbe-Archiv der Lippischen Landesbibliothek*. In: *Heimatland Lippe* 70 (1977) 1, S. 40-46; Klaus Nellner: *Das Grabbe-Archiv Alfred Bergmann der Lippischen Landesbibliothek. Geschichte, Bestände, Erschließung*. In: *Grabbe-Jahrbuch* 4 (1985), S. 37-45.
- 2 Die Erwerbungs-geschichte wurde von Klaus Nellner anhand umfassenden archivari-schen Quellenmaterials ausführlich dargestellt: Klaus Nellner: *Der Ankauf von Alfred Bergmanns Grabbe-Sammlung für die Lippische Landesbibliothek im Jahre 1938*. In: *Nationalsozialismus in Detmold. Dokumentation eines stadtgeschichtli-chen Projekts*. Bearb. von Hermann Niebuhr und Andreas Ruppert. Bielefeld 1998 (Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe: 50), S. 123-150.
- 3 Christian Dietrich Grabbe: *Werke und Briefe. Historisch-Kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden*. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Bearb. von Alfred Bergmann. 6 Bde. Emsdetten 1960-1973. Im folgenden abgekürzt: *Akademie-Ausgabe*.
- 4 Alfred Bergmann: *Grabbe-Bibliographie*. Amsterdam 1973.
- 5 URL: <<http://www.llb-detmold.de/lla/grabbe.html>>.
- 6 Julia Hiller von Gaertringen, Detlev Hellfaier: *Grabbe im Original. Autographen, Bilder, Dokumente*. Detmold 2001 (Auswahl- und Ausstellungskataloge der Lippi-schen Landesbibliothek Detmold: 35).
- 7 URL: <<http://germazope.uni-trier.de/Projects/HHP>>.
- 8 Grabbe an Louise Christiane Grabbe. Düsseldorf, 8.1.1835. Abdruck: *Akademie-Ausgabe* Bd. 6, S. 129f.
- 9 Vgl. etwa Martin Runkel in den *Westlichen Blättern für Unterhaltung, Kunst, Lite-ratur und Leben (Aachen)* vom 5.7.1837. Abdruck in: *Grabbe in Berichten seiner Zeitgenossen*. Hrsg. von Alfred Bergmann. Stuttgart 1968, S. 177 Nr. 115.
- 10 Grabbe an Elisa Gräfin von Ahlefeldt. Düsseldorf, 25.9.1835. Abdruck: *Akademie-Ausgabe* Bd. 6, S. 283.
- 11 *Akademie-Ausgabe* Bd. 6, S. 503.
- 12 J. A. Stargardt: *Autographen aus verschiedenem Besitz*. Auktion am 17. November 1961 in Marburg. Katalog 555 (1961), S. 20 Nr. 576a und 576b.
- 13 *Akademie-Ausgabe* Bd. 3, S. 503.
- 14 Inv.-Nr.: *Grabbe-Archiv* 1961/13a und 13b vom 28.11.1961, Signaturen: GA Ms 63a (= Bruchstück 101) und GA Ms 69a (= Bruchstück 102).
- 15 *Akademie-Ausgabe* Bd. 3, S. 230f. unter Nr. 56 und S. 238 unter Nr. 57.

- 16 J. A. Stargardt: Autographen aus allen Gebieten. Auktion am 25. und 26. Februar 1975 in Marburg. Katalog 605 (1975), S. 32f. Nr. 116 m. Abb.
- 17 J. A. Stargardt: Autographen aus allen Gebieten. Auktion am 2. und 3. Dezember 1975 in Marburg. Katalog 606 (1975), S. 41 Nr. 135.
- 18 J. A. Stargardt: Autographen aus allen Gebieten. Auktion am 9. und 10. März 1988 in Marburg. Katalog 641 (1988), S. 51f. Nr. 140 m. Abb.
- 19 Inv.-Nr.: Lippisches Literaturarchiv 1988/4 vom 21.3.1988, Signatur: GA Ms 538 (= Bruchstück 100).
- 20 Akademie-Ausgabe Bd. 3, S. 202f. unter Nr. 39.
- 21 J. A. Stargardt: Autographen aus allen Gebieten. Auktion am 27. und 28. Juni 1990 in Marburg. Katalog 647 (1990), S. 167f. Nr. 167 m. Abb.
- 22 J. A. Stargardt: Autographen aus allen Gebieten. Auktion am 13. und 14. November 2001 im Opernpalais Berlin. Katalog 675 (2001), S. 71-74 Nr. 150-155, Abb. zu Nr. 152, 155.
- 23 J. A. Stargardt: Autographen aus allen Gebieten. Auktion am 11. und 12. Juni 2002 im Opernpalais Berlin. Katalog 676 (2002), S. 64f. Nr. 129-131, Abb. zu Nr. 130.
- 24 Stargardt-Katalog 675 (s.o. Anm. 22), S. 7.
- 25 Julia Hiller von Gaertringen: Kanonenstyl und Mädchendiscant. Zwei Neuerwerbungen für das Lippische Literaturarchiv. In: Grabbe-Jahrbuch 24 (2005), S. 43-64.
- 26 Akademie-Ausgabe Bd. 5, S. 13 Nr. 20, S. 394 Anm.
- 27 Akademie-Ausgabe Bd. 3, S. 498. Abdruck ebd. S. 214 Z. 14-24.
- 28 Akademie-Ausgabe Bd. 3, S. 592 Nr. III. Abdruck ebd. S. 313 Z. 5-22.
- 29 Akademie-Ausgabe Bd. 3, S. 592 Nr. III. Abdruck ebd. S. 315 Z. 14-24.
- 30 Vgl. Akademie-Ausgabe Bd. 3, S. 610-613.
- 31 Verzeichniss der Autographen-Sammlung des Dichters Adolf Böttger in Leipzig, welche nebst einigen anderen werthvollen Autographen-Sammlungen durch die Herren List & Francke in Leipzig ... am 21. Mai 1871 ... öffentlich versteigert werden soll. Leipzig 1871. S. 8 Nr. 225. – Das Verzeichniss aus dem Besitz Stefan Zweigs befindet sich im Deutschen Literaturarchiv Marbach.

JÜRGEN POPIG

## Grabbes Hermann heute

Überlegungen im Vorfeld der Osnabrücker Inszenierung  
des Dramas *Die Hermannsschlacht* von Christian Dietrich Grabbe

In dem Monty-Python-Film *Life of Brian* (1979) gibt es eine Szene, in der die Widerstandskämpfer der Volksfront von Judäa gegen die römischen Besatzer hetzen. Die Szene nimmt einen unerwarteten Verlauf:

- Sie haben uns ausbluten lassen, diese Schweine, sie haben uns alles genommen, was wir hatten. Und was haben sie uns als Gegenleistung erbracht, frag ich!
- Den Aquädukt.
- Oh ja ja ja ja, den haben sie uns gegeben, das ist wahr.
- Und die sanitären Einrichtungen!
- Oh ja, die sanitären Einrichtungen. Weißt du noch, wie es früher in der Stadt stank?
- Also gut, ja. Ich gebe zu, der Aquädukt und die sanitären Einrichtungen, das haben die Römer für uns getan.
- Und die schönen Straßen!
- Ach ja, selbstverständlich, die Straßen, versteht sich ja von selbst, oder? – Abgesehen von den sanitären Einrichtungen, dem Aquädukt und den Straßen...
- Medizinische Versorgung!
- Schulwesen!
- Na ja, gut, das sollte man erwähnen...
- Und der Wein!
- Ja, das ist wirklich etwas, das wir vermissen würden, wenn die Römer weggingen.
- Die öffentlichen Bäder!
- Und jede Frau kann es wagen, nachts die Straße zu überqueren.
- Ja ha ha, die können Ordnung schaffen, denn wie es hier vorher ausgesehen hat, darüber wollen wir gar nicht reden.
- Also gut, mal abgesehen von sanitären Einrichtungen, der Medizin, dem Schulwesen, Wein, der öffentlichen Ordnung, der Bewässerung, Straßen, der Wasseraufbereitung und der allgemeinen Krankenkassen: was, frage ich euch, haben die Römer je für uns getan?
- Den Frieden gebracht!
- Ach Frieden! Halt die Klappe!

Denen, die aufbegehren wollten gegen die römische Fremdherrschaft, fallen eigentlich nur Vorteile ein, die das Land durch die Kolonisierung hat. Ähnlich geht es den Germanen in der *Hermannsschlacht*. Verblüffend ist daran, Deutschland einmal nicht in seiner längst gewohnten Rolle in der „ersten Welt“ zu

sehen, sondern als Entwicklungsland: die Römer erst bringen die Segnungen der Zivilisation ins naturwüchsige Germanien. „Wie sehr beförderst du [...] in diesen Landen die Humanität und Zivilisation“: so lobt in Grabbes Drama der Prokonsul Varus seinen vermeintlichen Bundesgenossen Hermann, und Hermann stellt „für sich“ diese Begriffe in Frage: „Humanität? [...] Zivilisation?“ (Eingang 5). Auf der anderen Seite sind sich die Germanen zwar einigermaßen einig darüber, wogegen sie kämpfen – gegen Rom –, aber weit weniger einig sind sie darüber, wofür sie denn eigentlich kämpfen. Das von Hermann anachronistisch gebrauchte „Deutschland“ stößt bei seinen eigenen Leuten auf Unverständnis. Thusnelda kann nichts mit dem Begriff anfangen (Eingang 4), und in Hermanns Heer entbrennt eine Diskussion darüber, wo dieses Deutschland eigentlich liege (Erster Tag):

- Er spricht oft davon. Wo liegt das Deutschland eigentlich?
- Bei Engern, wie ich glaube, oder irgendwo im kölnischen Sauerlande.
- Ach was! es ist chattisches Gebiet.

Hermanns Gefolgsleute identifizieren sich als Marsen, Brukterer, Cherusker, aber nicht als Germanen. Entsprechend geht das Ganze aus: nach der gewonnenen Schlacht ist – außer Hermann – niemand daran interessiert, die Römer weiter anzugreifen, also etwa ihre Festungen am Rhein zu erobern. „Viele im Volk“, „Ein Herzog“ und „Manche der übrigen Großen“ sprechen sich ausdrücklich dagegen aus – auch, weil sie ahnen, dass ein solcher längerfristiger Zusammenschluss der germanischen Stämme nur unter dem Oberbefehl Hermanns möglich wäre, und das möchten sie unter keinen Umständen, denn: „Er reckt den Kopf doch schon zu hoch, und würde wohl uns alle nach der Eroberung Roms als Unterbediente behandeln“ (Dritte Nacht). Wieder einmal stellt Grabbes großes Schlachtengemälde vor allem eins unmissverständlich dar: die Sinnlosigkeit jeden Krieges.

Die – schon bei Grabbe vielfach gebrochene und ironisierte – Auseinandersetzung mit solchen Fragen wird einen Schwerpunkt der Osnabrücker Inszenierung bilden. Außerdem soll der Entstehungsprozess der *Hermannsschlacht* reflektiert werden, soll Grabbes Kampf mit seinem Stoff in die Aufführung mit einfließen. Wie bei kaum einem anderen Werk von Grabbe lässt nämlich *Die Hermannsschlacht* einen Blick in seine Schreibwerkstatt zu, wie kaum sonst wird hier Grabbes „aufschwellende“ Arbeitsweise (Alfred Bergmann) deutlich erkennbar. Das Inszenierungskonzept sieht vor, dass – abgesehen von den Hauptfiguren – alle Schauspieler sowohl einen Römer wie auch einen Germanen spielen, dass also z.B. der römische Prätor in der nächsten Szene als Cherusker auftritt oder der Veteran im Herr des Varus uns als Hermanns Haushofmeister wieder begegnet.

Dagegen kehren die vier „durchgehenden“ Hauptfiguren Varus, Hermann, Thusnelda und Segest im Nachspiel (Schluss) wieder als Augustus, Tiberius, Livia und Prätorianerhauptmann. Das „vertikale“ Bühnenbild von Etienne Pluss greift die bei Grabbe angedeuteten schroffen Schnitte zwischen „oben“ und „unten“ auf, zwischen den Höhen der Dörenschlucht und der engen Heerstraße bergunter. Regie führt Philip Tiedemann, der vor allem als Oberspielleiter am Berliner Ensemble unter der Intendanz von Claus Peymann bekannt geworden ist.

Die *Hermannschlacht* von Christian Dietrich Grabbe wurde 1934 von der Freilichtbühne Nettelstedt uraufgeführt, erfuhr zahlreiche Inszenierungen im Dritten Reich (z.B. in Detmold 1936) und wurde nach 1945 von keinem professionellen Theater mehr gespielt, tauchte allenfalls als Fußnote im Zusammenhang mit Inszenierungen von Kleists gleichnamiger Tragödie auf. Jetzt, 2009, zum 2000jährigen Jubiläum der Schlacht, steht das Drama plötzlich wieder auf den Spielplänen der Theater Bielefeld, Detmold und Osnabrück. Aber nur in Osnabrück handelt es sich eindeutig um eine Inszenierung von Grabbes Text, während Bielefeld *Hermannschlachten* ankündigt, eine Collage der Dramen von Grabbe und Kleist, und Detmold unter dem Titel *Eine deutsche Betrachtung* den „sensiblen Umgang mit diesem Thema [...] Ursprung, Wirkung und (Missbrauchs-) Geschichte eines nationalmythischen Stoffs“ sucht. Ein Vergleich der drei unterschiedlichen theatralischen Ansätze dürfte jedenfalls spannend werden.



Scenenbild der Osnabrücker Aufführung (Photo Klaus König)



Szenenbild der Osnabrücker Aufführung (Photo Klaus König)



Szenenbild der Osnabrücker Aufführung (Photo Klaus König)



Szenenbild der Osnabrücker Aufführung (Photo Klaus König)



Zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Lothar Ehrlich, Weimar am 25. Februar 2008 wurde die unten abgebildete Festschrift herausgegeben. Sie wurde u.a. mit Unterstützung der Grabbe-Gesellschaft e.V. Detmold vom Aisthesis Verlag, Bielefeld im Jahre 2008 veröffentlicht (ISBN 978-3-89528-698-8) und bei einem Festakt in Weimar am 10. November 2008 vorgestellt. In ihr finden sich zu Grabbe die Aufsätze: Holger Dainat und Burkhard Stenzel: *Goethe, Grabbe und die Pflege der Literatur. Zum Geleit*; Georg Bollenbeck: *Ein „sentimentalischer Defizitärrealist“ auf dem Weg in die Moderne? Grabbe bei Georg Lukács und Theodor W. Adorno*; Claudia Albert und Andreas Disselnkötter: *Das „Grotesk-Komische“ – Grabbe liest Kleist*; Peter Schütze: *„Mut und Begier, dem Vaterlande zu leben“. Hermann der Cherusker im Werk von Goethe und Grabbe*; Bodo Plachta: *1789 – 1815 – 1830: Grabbes Napoleon-Drama vor dem Hintergrund historischer Schnittstellen*; Michael Vogt: *Faust und Don Juan und Faust. Zwei bis drei Titanen auf der Bühne des frühen 19. Jahrhunderts*. Im Folgenden ist der Text der Ansprache von Prof. Dr. Paul Raabe beim Festakt abgedruckt.



Holger Dainat / Burkhard Stenzel (Hgg.)

Goethe, Grabbe  
und die Pflege der Literatur

AISTHESIS VERLAG

PAUL RAABE

## Lothar Ehrlich am 10. November 2008 und die Zukunft Weimars

Dass wir heute an diesem noblen Ort der Herzogin Anna Amalia Bibliothek Lothar Ehrlich eine Festschrift überreichen, erfüllt mich mit Genugtuung, auch wenn es mehr als ein Schönheitsfehler ist, dass sie nicht von der Klassik Stiftung Weimar, wie die Wortfolge heute lautet, unterstützt wurde. Gewürdigt werden seine fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Geschichte des deutschen Dramas, insbesondere seine Studien zu Goethe, Schiller, Grabbe, Hebbel, Brecht.

Doch daneben und zeitlich danach sind es die Verdienste, die sich Lothar Ehrlich als der letzte Generaldirektor der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur und als der erste Präsident der 1991 gegründeten Stiftung um die Rettung der Institution erworben hat. Ich habe dies in der Festrede zu Lothar Ehrlichs Verabschiedung am 25. Februar dieses Jahres – ich glaube hinreichend – begründet. In abgewandelter Form kann man diese historischen Fakten auch in der Einleitung der Festschrift nachlesen.

Auch auf die zweite Leistung von Lothar Ehrlich in den dann folgenden Jahren bis 2008 wird eingegangen: seine großen Verdienste um die Forschungsförderung in einer Institution, die ihre Legitimation aus der wissenschaftlichen Erforschung und Auseinandersetzung mit der Weimarer Klassik, mit Goethe und seinen Zeitgenossen und mit der Wirkungs- und vor allem der Rezeptionsgeschichte der Goethezeit bezieht. Die Einrichtung eines Stipendiatenprogramms nach dem Vorbild der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel hat in diesen anderthalb Jahrzehnten Hunderten von Wissenschaftlern aus dem In- und Ausland einen Studienaufenthalt in Weimar ermöglicht. Auf der anderen Seite waren es die Tagungen und Symposien, die unter Lothar Ehrlichs Ägide in dieser Zeit veranstaltet wurden und sich vor allem mit der völkischen, nationalsozialistischen und in der DDR-Zeit der sozialistischen Instrumentalisierung der kulturellen Traditionen Weimars auseinandergesetzt haben.

Die Ergebnisse dieser historischen und literaturwissenschaftlichen Vorträge und Aufsätze, Diskussionen und Vorarbeiten liegen unter Einschluss weiterer Themen aus dem Umkreis der Klassik in zehn Forschungsbänden vor. Ich meine, das ist eine respektable wissenschaftliche Leistung, die die Auszeichnung durch eine Festschrift verdient.

Der Hinweis auf die Arbeit von Lothar Ehrlich, auf die Stipendiaten und Gäste aus vielen Ländern der Erde ist einer der vielen Belege, die die inzwischen

aus berufenem Munde vertretene Meinung widerlegt, dass die Stiftung Weimarer Klassik in den ersten zwölf Jahren ihres Wirkens eine *splendid isolation* gepflegt habe, dass sie und die Stadt in einem Dornröschenschlaf gelegen hätten. Was wurde nicht alles in dieser Zeit gerettet, gebaut und wieder belebt: das Nietzsche-Archiv und das Goethe-Nationalmuseum, die Fürstengruft und das Römische Haus, die Herzogin Anna Amalia Bibliothek und das Kirmskrackow-Haus, und seitens der Stadt das Neue Museum, das Bauhaus-Museum, die Stadtbibliothek, das Stadtarchiv; die Bertuchhäuser, die Stadthalle usw., ohnehin die historische Bausubstanz der Stadt, die Straßen und Plätze, dazu seitens des Freistaats Thüringen die Franz Liszt-Hochschule und die Bauhaus-Universität. Und was für ein unvergessliches Europäisches Kulturstadtjahr 99 hat die Welt erlebt. So viel Aufbruch war noch nie.

Allerdings muss man als Freund Weimars mit Entsetzen feststellen, dass die Stadt diesem Ruhm und Anspruch nicht gewachsen ist, dass sie offensichtlich als eine Kommune von 66.000 Einwohnern damit überfordert ist. Wie konnte es sonst geschehen, dass sie das Haus der Frau von Stein, diese denkwürdige, vernachlässigte Ikone der Goethezeit an einen in der internationalen Kunstszene unbekanntem spanischen Sammler veräußert, der gerade an diesem Ort ein dorthin nicht passendes Dali-Museum als Verkaufsgalerie einrichten will und sich damit brüstet, dass dahinter das Schengener Europa-Museum in Luxemburg stünde, das aus ein paar Räumen im Dachgeschoss einer Villa besteht? Es ist bedenklich, dass alle Stadtverordneten für den Verkauf der Liegenschaft stimmten, als handle es sich um eine Lagerhalle. Warum hat die Klassik Stiftung, die doch die Lufthoheit für das kulturelle Weimar beansprucht, nicht so lange verhandelt, bis eine einvernehmliche Lösung gefunden wurde? Hätten sich die oberen Geschosse nicht vorzüglich als Gästehaus für die Stipendiaten der Stiftung an diesem prominenten Platz geeignet? Nun, ich habe für mich aus dem Desaster die Konsequenz gezogen und die Urkunde des mir 2007 verliehenen Weimar-Preises heute früh im Rathaus zurückgegeben.

Als unverbesserlicher Idealist verbinde ich mit diesem Protest die Hoffnung, dass nun in der Stadt und auch in der Stiftung meine Überlegungen zu Weimar, die ich in der Festschrift für Klaus-Dieter Lehmann vor ein paar Jahren veröffentlicht habe, jedenfalls Gehör finden. Immerhin hat der Bundespräsident Horst Köhler in seiner Weimarer Rede am 25. Oktober 2007 den Kernsatz meiner Überlegungen wörtlich zitiert: „Weimar ist als europäische Kulturstadt eine gesamtstaatliche Aufgabe.“

Was bedeutet das? In aller Kürze will ich es erläutern. Zwei Mittelstädte in Deutschland erfüllen einen nationalen und internationalen kulturellen Anspruch: Wittenberg und Weimar, die Stadt Martin Luthers und die Stadt Goethes. Die beiden Kommunen sind finanziell und auch intellektuell

überfordert, das ihnen überkommene geistige Erbe allein aus ihren Haushalten so zu pflegen und zu gestalten, wie es der reichen, ihnen im Laufe der Zeit zugefallenen Überlieferung entsprechen sollte und angemessen ist. Sie bedürfen der gesamtstaatlichen Förderung und der nationalen Mitverantwortung. Auf Weimar bezogen, heißt das, der Fall des Hauses der Frau von Stein darf sich nicht wiederholen.

Die Klassik Stiftung Weimar hat, wie Sie alle wissen, kürzlich einen Masterplan für die kommenden zehn Jahr vorgelegt und angesichts der Freude, endlich den Schlosskrieg zu ihren Gunsten gewonnen zu haben, das Stadtschloss zum Zentrum der Klassik Stiftung und zum Zentrum eines „Kosmos Weimar“ erklärt. Man wird dem Präsidenten der Stiftung nicht eine Refeudalisierung unterstellen wollen, wenngleich für ihn in seiner Topographie die „Fürstliche Hofhaltung“ an erster Stelle steht und nicht Goethes Weimar. Es würde zu weit führen, jetzt die Konsequenzen zu thematisieren, die sich aus diesen Vorstellungen für das Erbe Goethes ergeben. Vielmehr geht es mir um den Anspruch der Stiftung, mit ihrem gedachten „Kosmos Weimar“ die Kultur in der Stadt allein vertreten zu wollen. Aus dieser Haltung erklären sich auch die seit Jahrzehnten bestehenden Spannungen zwischen den Goethestätten und der Stadt. Wären sie nicht vorhanden gewesen, wäre es sicherlich auch nicht zum Verkauf des Hauses der Frau von Stein gekommen. Leider trägt für mich auch die Stiftung eine Mitschuld an dem Skandal.

Es ist gut, dass die Stiftung ihren Masterplan vorgelegt hat. Das eröffnet die Möglichkeiten einer Diskussion, nicht über die Zukunft der Stiftung, die scheint, soweit es sich um Baumaßnahmen handelt, gesichert. Vielmehr sollte der Topos von dem „Kosmos Weimar“ auf die ganze Stadt übertragen werden. Dazu gehören das Deutsche Nationaltheater ebenso wie die Franz Liszt-Hochschule, die Bauhaus-Universität, die Gedenkstätte Buchenwald, das Staatsarchiv und die weiteren kulturellen Einrichtungen in kommunaler, kirchlicher und privater Trägerschaft. Sie bilden, als eine Einheit gedacht, den einmaligen kulturellen Kosmos Weimar.

Auch wenn sich die Bundeskanzlerin, ihr Kulturstaatsminister und der Deutsche Bundestag angesichts der Widerstände aus den sechzehn Bundesländern nicht entschließen können, dem Antrag einer Bundestagsfraktion zuzustimmen, das Grundgesetz um einen Satz zu vervollständigen – „Der Staat schützt und fördert Kultur“ –, bleibt die Mitverantwortung des Bundes für die beiden europäischen Kulturstädte Wittenberg und Weimar. Sie müssen freilich selbst die Initiative ergreifen.

Es ist nach den jüngsten Ereignissen an der Zeit, dass sich die entscheidenden Kulturträger Weimars noch einmal, um bei einem griechischen Begriff zu bleiben, zu einem Areopag, einem Rat der Weisen, zusammenschließen, der die

Richtlinien für die Zukunft der Kultur der europäischen Kulturstadt Weimar im 21. Jahrhundert festlegen sollte. Ehe es so weit kommen könnte, müssten sich die Mitglieder dieses Rates über eine gemeinsame Strategie zur Förderung von Kultur und Wissenschaft in Weimar verständigen. Ist man sich über die gemeinsamen Ziele und Aufgaben erst einmal einig, würde sich daraus in absehbarer Zeit ein Kulturentwicklungsplan ergeben, der vorsieht, die Aktivitäten der kulturellen und wissenschaftlichen Einrichtungen Weimars zu bündeln, auf einander abzustimmen und gemeinsam nach innen und außen zu vertreten.

Es liegt auf der Hand, wer diesem Areopag angehören müsste. Das sind selbstverständlich der Präsident der Klassik Stiftung, der Intendant des Deutschen Nationaltheaters, die Stadtkulturdirektorin und der Direktor der Gedenkstätte Buchenwald, aber auch der Rektor der Franz-Liszt-Hochschule für Musik und der Rektor der Bauhaus-Universität. Wenn die fachliche Arbeit geleistet ist, sollte man die Repräsentanten der öffentlichen Hand dazu bitten, den Oberbürgermeister der Stadt Weimar, den Kultusminister des Freistaates Thüringen und einen Vertreter des Beauftragten des Bundes für Kultur und Medien. Vielleicht könnte es auch gelingen, den Bundespräsidenten als Schirmherrn zu gewinnen.

Angesichts der gesamtstaatlichen, überregionalen Bedeutung Weimars müsste es die Aufgabe des dann neunköpfigen Gremiums sein, den Bund zu überzeugen, über die bisherige Förderung der Klassik Stiftung hinaus zusätzliche Mittel für die Kultur in Weimar, ihren Unterhalt und ihre Erweiterung zur Verfügung zu stellen. Auch wenn die derzeitige Lage für die Förderung kultureller Innovationen düster ist, sollte sich der gedachte Rat der Weisen Gedanken machen über das, was in Weimar noch fehlt und was den Kosmos Weimar erst vollenden würde: eine Gedenkstätte für die Geschichte der Weimarer Republik, ein Bauhaus-Museum, eine Bundesakademie für kulturelle Bildung, ein Johann Gottfried Herder-Museum. Über eine staatliche Förderung hinaus sollte man versuchen, Stifter und Stiftungen zu gewinnen, die sich die Zukunft Weimars zu Eigen machen.

Meine Damen und Herren, ich habe die Gelegenheit der Gunst der Stunde genutzt für einen knappen Ausflug in die Zukunft Weimars nach meinen Vorstellungen. Lothar Ehrlich, den wir heute noch einmal feiern, hat seinen Anteil an der Förderung der Wissenschaft in Weimar. Dass auch sie ein Eckpfeiler in dem Gebäude der Klassik Stiftung bleibt, erwarten wir von einem Gesamtkonzept der Stiftung, das sich einfügen würde in die Vielfalt der Aufgaben einer europäischen Kulturstadt Weimar, die die Provinz zur Welt machen könnte.

Anmerkung der Herausgeber: Wer Ohren hat, zu hören, in Detmold, der höre!

ROLF FÜLLMANN

## Modekrieg statt *Hermannsschlacht*

Zur Semiotik der Mode in Grabbes *Napoleon oder Die Hundert Tage* und *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung*

Geschichtsdramen wie Grabbes *Hermannsschlacht* unterscheiden sich von zeitgeschichtlichen Dramen wie *Napoleon oder die hundert Tage* bzw. *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung* unter anderem durch die Möglichkeit, dass bei letzteren auch das Zeitphänomen Mode behandelt werden kann. Wo ansonsten spätestens seit der Epoche des Historismus in der Regel auf mehr oder weniger historische Kostüme, die auf verfllossene Jahrhunderte verweisen, zurückgegriffen wird, kann das zeitgeschichtliche Drama aktuelle Phänomene der Kleidermode kritisch reflektieren oder satirisch beleuchten. Die zeitgeistige Zeitzeichenfunktion von Mode beschäftigt wiederum auch Historiker wie Eric Hobsbawm in seinem *Zeitalter der Extreme*, der sich – den inneren Zusammenhang zwischen den Diskursen der Mode und der Politik betreffend – folgende Frage stellt, mit der er in der semiotischen Tradition Walter Benjamins steht:

Weshalb es Modeschöpfern von Rang, bekanntlich ein Menschenschlag, dem analytisches Denken fremd ist, immer wieder gelingt, professionellen Propheten bei der Vorhersage künftiger Formen und Gestalten zuvorzukommen, ist eine der geheimnisvollsten und für Kulturhistoriker zentralsten Fragen der Geschichte. [...] Unbestritten ist, dass diese Künste den Zusammenbruch der liberalen bürgerlichen Gesellschaft bereits mehrere Jahre im Voraus empfunden haben.<sup>1</sup>

Nicht nur der Zusammenbruch des Bürgerlichen Zeitalters nach 1914, auch und gerade das Ende des französischen *Ancien Régime* nach 1789 wurde mit Hilfe der Mode inszeniert, ja antizipiert: Die (gepuderten) Zöpfe ebenso mussten fallen wie die Kniehosen, eine Entwicklung, die sich schon lange vor dem Sturm auf die Bastille, z. B. durch die Werthertracht, andeutete. Modemacher waren überdies an der Revolution ebenso beteiligt wie an der Gegenrevolution und demnach kann es auch nicht verwundern, dass ein durch die Revolutionsmode um Lohn und Brot gebrachter Perückenmacher einer der Anführer des antirevolutionären Aufstands war. So führte „im bretonischen Moorland der Perückenmacher Gaston“<sup>2</sup> eine Revolte gegen Revolutionstruppen an.

Auch Karl Marx stellt jenseits der von ihm als grundlegend angesehenen sozioökonomischen Prozesse fest, dass sich „die Revolution von 1789-1814 [...] abwechselnd als römische Republik und römisches Kaisertum“ „drapierte“.<sup>3</sup>

Er erkannte mithin die Inszenierung von Epochenbrüchen mittels modischer Zeitzeichen als historischen Faktor an. Das zeitgenössische, im fernen Weimar erscheinende *Journal des Luxus und der Moden* stellt in dem von Marx betrachteten Zeitraum die öffentlich inszenierte Pariser Politik der symbolischen Formen im Bereich der Mode unter dem Titel *Wandel gesellschaftlicher Zustände – Schneller Wechsel in der Mode* in seiner Ausgabe vom Oktober 1792 besonders heraus:

Im Reiche der Moden ist, für Paris wenigstens, mit der Staats-Revolution zugleich eine nicht geringe Revolution vorgegangen. Da es keinen Hof, keine Etiquette mehr giebt, so giebt es auch keine Saisons-Kleider mehr. Sonst bestund die Mode immer in dieser und jener Farbe und Stickerey der Hofkleider, und diese Mode stund immer richtig eine Saison der 3 Monate.<sup>4</sup>

Neue Zeiten kommen in neuen Kleidern daher, die Perücken und Zöpfe fallen und die Männerhosen werden lang. So war es „im Frühjahr 1794 nicht ungefährlich, auf Pariser Straßen mit der ‚falschen‘ Hose, nämlich einer Kniehose, angetroffen zu werden.“<sup>5</sup> Manchmal geht die Inszenierung neuer Zeiten mit Prügel und Verhaftungen einher, ja bei Grabbe wird die als modische Inszenierung einer neuen Zeit geplante Wiederkehr Napoleons gar zu einem regelrechten ‚Mordspektakel‘, dem ausgerechnet sein angemaßter Regisseur zum Opfer fällt. Doch zunächst zeigen nach 1789 harmlose dreifarbige Kokarden und neue – von der Philosophie der Aufklärung inspirierte<sup>6</sup> – Moden die neuen republikanischen Zeiten an. Nicht allein ein neuer Kalender sollte die neue Zeit markieren, die mit dem Sturm auf die Bastille begann, auch eine neue Mode, die jedoch schon auf englische<sup>7</sup> Vorbilder zurückgreifen konnte, die ab ca. 1750 in Erscheinung traten. Schließlich trat neben „die bisher geschmacksbestimmende französische Hofmode (dreiteilige *Robe à la française* bzw. Herrenanzug aus reich bestickter Seide, kombiniert mit gepuderter Hochfrisur) und die davon abgeleitete städtische Mode [...] immer stärker der englische *informal style of dress*: aus Wolltuch gefertigte Herrenkleidung, [...] und die einfachen, an der Antike inspirierten Damenkleider“.<sup>8</sup> Die symbolische Funktion des endgültigen Modewechsels nach 1789 ist dieselbe wie die bei anderen Revolutionssymbolen – etwa dem Freiheitsbaum. In Christian Dietrich Grabbes 1829 bis 1831 entstandenem zeitgeschichtlichen „Drama in fünf Aufzügen“ *Napoleon oder die hundert Tage*, das die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba nach Paris und das damit verbundene letzte Aufflackern der Revolution im Jahre 1815 vor der Bourbonischen Restauration darstellt, ist in der 1. Szene des 3. Aufzugs, nicht zufällig ein Schneidermeister damit befasst, Revolution zu machen. Er will über die Mode als revolutionäres Zeichen vom „Geschichtemachen“ profitieren.

Beim Auftritt des Kleidermachers handelt sich um eine der „disparaten Episoden“ eines dramatischen Epochenpanoramas, die „Grabbes Geschichtskonzeption mit ungemainer Eindruckskraft“<sup>9</sup> veranschaulichen.

Von dem abgedankten kaiserlichen Gardisten Chassecoeur gefragt, wer er sei, antwortet der Modemacher recht selbstbewusst: „Herr Mensch, ein Pariser Kleiderfabrikant, der Sie, wenn Sie seine Ehre beleidigen, mit dieser Nadel siebenundsiebenzigmal durchbohrt, ehe Sie ihm eine einzige Wunde mit dem Degen anflicken!“<sup>10</sup> Das neue bürgerliche Zeitalter nach der Bürgerlichen Revolution, in dem nicht nur in Novellen Gottfried Kellers das Motto „Kleider machen Leute“ vertreten wird, verschafft dem bürgerlichen Stand des Schneiders ein neues Selbstbewusstsein. Nicht nur mit Waffen wie dem Degen als traditionellem Symbol des freien Mannes, auch mit der Nadel des Modemachers wird nunmehr Geschichte oder Epoche gemacht. Die Semiotik der Mode bildet historische Brüche und Prozesse ab, Vertreter des Alten wie zurück gekehrte „Emigranten“ erscheinen nicht nur in Grabbes Geschichtsdrama nach diesen Epochenbrüchen geradezu unwirklich, auch durch ihre im Wortsinne bezeichnende Kleidung: „Welche Rockschoße, welche Backentaschen, welche altfränkische Mienen und Gedanken, welche Gespenster aus der guten, alten und sehr dummen Zeit!“<sup>11</sup> Gespenstischen abgelebten Adeligen steht der neue und sehr vitale Überlebenssinn des Dritten Standes entgegen. Bürgerliche Erwerbsethik verbindet sich etwa im Falle des Modemachers und „Kleiderfabrikanten“ mit bürgerlichem Patriotismus, eine zweckmäßige Verbindung, wie der Schneidermeister „leise“ einräumt. Käme Napoleon „zurück, so wäre das viel für Frankreichs Ehre und für meine Wohlfahrt.“ Deshalb ruft der Modemacher seiner Frau zu: „Geh, Nadeln und Zwirn angeschafft, soviel du kannst! Wir machen bald Monturen!“, und anschließend sondiert er instinktsicher das Terrain, um damit den prophetischen Gaben, die der Historiker Hobsbawm seinem Stand zuschreibt, aufzuhelfen: „Ich sondiere hier nur noch ein bisschen die Stimmung von Paris, – es ist der beste Platz dazu.“ Anhand der (alt-)modischen Zeitzeichen Ludwig des XVIII analysiert der Schneider treffend, dass die Bourbonenherrschaft der Restauration nach dem Wiener Kongress ein Anachronismus ist. Nicht allein das „battistene [...] Schnupftuch voll gestickter Lilien“, mit dem der König seine Tränen abwischt, verweist auf das *Ancien Régime* und bringt übrigens auch ohne Bourbonenlilien einen „jungen Menschen“ in Büchners Revolutionsdrama *Dantons Tod*<sup>12</sup> in Lebensgefahr durch lynchende Jakobiner; auch der Rock des Königs ist im Jahre 1815 völlig veraltet.<sup>13</sup> Nicht „nur“ der (modische) Zeitgeist wird da vom wackeren „Kleiderfabrikanten“ angerufen, auch die Transzendenz und die in Frankreich nie besonders gelittenen Engländer müssen herhalten, um das Geschene zu verkraften: „Jesus! heiliger Geist! Da kommt der König! Und welchen Rock trägt er! De anno 1790 – Geschmack, Geschmack,



du sinkst in das Meer! Das verschulden die Engländer!“ Der englische Rock verweist auf die Feindesmacht, die dem Bourbonen Exil gewährte, während sein Vaterland Frankreich unter der Kontinentalsperre litt. Die Zeichenhaftigkeit dieses königlichen Restaurationsfracks ist dem Schneider nunmehr Anlass zu einer semiotischen Analyse von geschichtsphilosophischer Tiefe. Anachronistische Mode steht für den Sachverständigen für abgelebte politische Inhalte: „Erhöhe sich der König nur nicht, bleibe er nur ruhig sitzen, und verdeckte seine Frackschöße, denn von allen im Universum sind sie die abscheulichsten.“ Die mit der Modekritik traditionell verbundene Kritik an der Fremdländerei brandmarkt das Staatsoberhaupt als unpatriotisch: „Weit auseinanderklaffend! Ist das französisch? Es ist nicht einmal englisch – es ist barbarisch! – An dem Kleide den Mann – wer sich albern kleidet, ist albern – Aus mit unserm schönen Lande!“ Praktische Aspekte des revolutionären Kampfes, der in Perücke und Puder schwer zu bewerkstelligen ist, verbinden sich in der zeitgeschichtlichen Analyse des Experten mit einer Reflexion über das Entwürdigende unfreiwilliger Entblößung: „So gewiss die Revolution nicht entstehen konnte, wenn man Reifrock, Perücke und Puder beibehalten und sich daher wohl gehütet hätte, einander auf den Leib oder in die Haare zu kommen, so sicher kann die königliche Würde nicht bestehen, wenn der König durch seine Frackschöße eine Sache zeigt, die zwar auch groß und gewaltig, aber nichts minder als majestätisch ist.“ Der Bourbonenkönig erscheint hier fast ebenso entlarvt wie der nackte Monarch in dem alten maurischen Märchenstoff, der wenige Jahre später von Andersen in seinem Kunstmärchen *Des Kaisers neue Kleider* behandelt wurde. Die genaue Datierung des in mancherlei Hinsicht unmöglichen Kleidungsstücks auf den Anfang der Revolutionszeit („De anno 1790“) erweist den König geradezu als Wiedergänger seines kopflos geendeten Bruders, Ludwig XVI. So kann es nicht verwundern, dass der Schneidermeister, dem an neuen und nicht an alten Kleidern, ihrer Produktion und ihrem Verkauf gelegen ist, das Volk, das wetterwendisch, wie es bei Grabbe gerne skizziert wird, eben noch dem „große[n] Monarchen[en]“ ehrerbietig lauschte, aufstachelt: „Volk, Volk, lass dich durch Mitleid und Edelmut nicht um deine Klugheit betrügen! Der König will nach Wien und dort auf dem Kongresse Frankreichs beste Provinzen verschenken! Dafür sollen ihm die Russen helfen, alle Nicht-Emigranten zu unterdrücken! Das ist schon lange im Werk gewesen!“ Und das Volk funktioniert: „VOLK (wütend). Der verfluchte bourbonische Heuchler! Ihm nach – fanget, fesselt ihn!“ Der an modischer Veränderung interessierte Modemacher verbirgt hierbei bürgerlichen Utilitarismus hinter der Maske des ebenso bürgerlichen Patriotismus: „SCHNEIDERMEISTER. Recht so – und soll er verbluten, so tu er es an unseren treuen Herzen! (Für sich) Das verdirbt die Kleider, und nützt meinem Geschäft.“<sup>14</sup> Das reale ökonomische Interesse, das sich hinter politischem

Idealismus meist gut verbirgt, wird von Grabbe in der Gestalt des Schneidermeisters geradezu personifiziert. Blut muss auch für seinen Profit fließen, seine Produkte sollen schließlich die neue Zeit inszenieren. Um den neuen Zeiten zur Macht zu verhelfen greift der Schneidermeister auch zu durchaus drastischen Maßnahmen. Er erweist sich als (falscher) Prophet im Sinne Hobsbawms und murmelt wie ein Seher: „Gefahr – Paris – Die Seine – Aristokraten“. Sein Orakel erfährt durch das umstehende Volk eine recht konkrete Deutung: „Verstehst du nicht? Die Aristokraten wollen Paris untergraben, es mit Pulver von Vincennes in die Luft sprengen, wollen die Seine ableiten, und die Zufuhr sperren!“<sup>15</sup> Grabbes manipulativer Modemacher entwickelt angesichts der von ihm aufgehetzten Volksmasse eine Reflexionsfähigkeit, die ihm ein Historiker wie Hobsbawm wohl kaum zugebilligt hätte: „Sie wissen nicht, was sie wollen, und werden nehmen, was sie bekommen. – Ich aber weiß mein Teil, – neue Regierung neue Kleider! (Halb für sich) Das Brot – Gott, das Brot“. Als dann jedoch die Sansculotten auf den Pariser Straßen Wiederauferstehung feiern und unmodisch zerlumpt, wie sie sind, Revolution inszenieren, wird es dem *agent provocateur* neuer politischer und vestimentärer Moden schnell mulmig: „Na, Opern, jetzt ist es aus mit euch!“ Eine brutale Realität betritt nun die öffentliche Bühne, die die Opernbühne überbietet. Mit Jakobinermützen allein lässt sich auch für revolutionäre Schneider kein Geschäft machen. Letztendlich wird nun der Schneidermeister zum Opfer der revolutionären Geister, die er rief. Ein Jakobinerführer, von Grabbe nach dem Revolutionär Matthieu Jouve Jordan benannt, der allerdings seinerseits schon 1794 hingerichtet wurde, mithin 1815 selbst ein Gespenst aus der Vergangenheit ist, durchschaut den Schneider an seinem blinzelnden Blick und erschlägt ihn daraufhin: „Dieser, merk ich, ist ein Schuft, der seine Courage da hat, wo er nichts zu fürchten braucht, – der die Fahne auf der einen Seite weiß, auf der anderen dreifarbig trägt, und sie nach dem Winde schwingt. – Seht, wie er anfängt, sich hin und her zu wenden – er möchte jetzt gern fort, nach Haus, sich dort mit seiner Familie hinter den Ofen verstecken, bisweilen an die Fensterladen schleichen, durch die Ritzen guten, und ohne Gefahr bemerken, was es auf der Straße für Unheil gibt, um gleich darauf in Sicherheit darüber zu schwatzen – Derlei Memmen sind schändlicher als die öffentlichsten Mordbrenner“. Selbst der Beruf des „Schuftes“ wird vom Revolutionär scharfsichtig erkannt: „Schneiderfetzen, (denn so etwas wirst du sein) Courage, Schere, Nadeln heraus, – hier mein Schmiedehammer – Wehre dich oder krepriere! SCHNEIDERMEISTER. Weh mir! JOUVE. Nieder! (Er schlägt ihn zur Erde) VORSTÄDTER UND ANDERES VOLK. Ha! Blut! Blut! Blut! – Schaut, schaut, schaut, da fließt, da flammt es – Gehirn, Gehirn, da spritzt es, da raucht es – Wie herrlich! Wie süß! JOUVE. Schneiderblut und Schneidergehirn – Besseres Blut tut uns not – Wer noch keine rote Mütze hat, färbe sich, bis wir edleres

haben, mit diesem Blute das Haar. (Viele Vorstädter tun es) Vorwärts – die Tuilerien angesteckt – Es lebe die Freiheit!<sup>16</sup> Blutiger Ernst siegt über modische Launen. Der Schneidermeister, der die Körper seiner Kunden gewinnträchtig mit Revolutionsmode verhüllen wollte, muss nun selbst seinen Körpersaft für die Revolution opfern. Was als semiotisch-manipulatives Spiel, als eine der „satirischen Episoden“ des Stückes, die „die Überlebtheit des Bourbonischen Hofes“<sup>17</sup> geißeln, begann, endet im blutigen Ernst. Schließlich überdauern, so der blutrünstige Berufsrevolutionär Jouve, der übrigens gegen einen eleganten Frack für sich selbst nichts einzuwenden hat, „die Jakobinermützen [...] am Ende doch alles“, selbst und gerade dann, wenn ihr Rot durch echtes Blut ersetzt wird. Auch am Schluss der Szene siegt mithin die blutige Realität über eine zeichenhafte Politik mit symbolischen Formen, in diesem Falle mit Kokarden. Da ruft Jouve: „Es beginnt zu dämmern! Hausbewohner, Lichter an die Fenster, zu Ehren des Kaisers und der Nation! – Damen von Paris, muss man euch erinnern? Das Volk erwartet schon lange von euren schönen Händen dreifarbig Kokarden! (Die Fenster werden erhellt, – Damen eilen an dieselben und werfen die Kokarden in Menge unter das Volk)“. Wehe jedoch dem *citoyen*, der wie ein zufällig anwesender Krämer ein Geschäft mit den politischen Gezeitenwechseln machen möchte. Der Krämer, der „mit seiner Frau aus dem Gewölbe“ tritt, fordert dieselbe auf, „die weißen Kokarden, die sie wegwerfen, morgen mit dem frühesten aufzusuchen“, und „sorgfältig in einen Koffer“ zu „packen“. Das hat seinen guten geschäftsmäßigen Grund: „Vor einem Jahre macht ich es ebenso mit dreifarbigem, habe drei Koffer davon voll und pass auf, ich setze sie jetzt reißend ab.“ Als der Krämer jedoch laut „dreifarbig Kokarden, das Stück zu einem Sou!“ anpreist, greift ihn Jouve mit den Worten „Hund, du wagst die Farben der Nation zu verkaufen? – Du kommst meiner Laune gelegen!“ an. Er fordert seine Leute auf, ihm die Kokarden zu nehmen und lässt seinem revolutionären Furor – ähnlich wie zuvor beim Schneidermeister – freien Lauf: „Dir schaff ich dafür das Trikolour umsonst: sieh, diese Faust ballt sich unter deiner Nase, und du wirst weiß, – jetzt erwürgt sie dich und du wirst blau wie der heitere Himmel, – nunmehr zerstampf ich deinen Kopf, und du wirst rot vor Blut.“ Nachdem er seine barbarisch-revolutionäre Ankündigung in die Tat umgesetzt hat, richtet sich Jouvés Aggression auf die Frau des Opfers: „Die Gans fällt in Ohnmacht – notzüchtigt sie, wenn sie soviel wert ist, aber im Namen des Kaisers!“ Am Schluss der Szene ertönt dann der Schlachtruf: „Nach den Tuilerien!“<sup>18</sup> Die „patriotische“ Barbarei bricht in das Paris der modebewussten Damen und Flaneure ein, die subtile Modesemiotik des Schneidermeisters wird, von ihm ursprünglich mit provoziert, durch die brutale Vernichtungssymbolik Jouvés ersetzt, bei dem die Farbsymbole der Revolution blutiger, ja tödlicher Ernst und fleischliche Realität werden. Nicht mehr der Schnitt eines königlichen Rockes wird hier semiotisch

gedeutet, der historische Einschnitt wird durch Schnitte ins lebendige Fleisch vollzogen. Nicht nur in Schillers *Glocke* werden mithin revolutionäre „Weiber zu Hyänen“, auch Grabbe sieht – was zu seiner Zeit schon ein deutscher Topos geworden ist – vor allem „Nihilismus und Bestialität“<sup>19</sup>, ja die Umwertung aller Werte und die Herrschaft des Teufels am Werke, wenn revolutionäre Volksmassen entfesselt sind.

Leichter verbleibt die Auseinandersetzung mit alten Moden aus der Zeit vor 1789, wenn Grabbe wie in der 1822 vollendeten Komödie *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung* eine surreale Welt erschafft, die „Konventionen des romantischen Lustspiels benutzt“, ja erweitert, „um die Romantik selbst zu widerlegen“<sup>20</sup>. Auch hier greift zwar der Teufel, der im Napoleon-Stück von den Volksmassen bejubelt wird („Der Teufel soll Gott sein!“), nach der Macht. Doch er verbleibt in der Sphäre komödiantischer Irrealität, obwohl er sich auch in der älteren Komödie rühmt „schon mehrere Werke ans Licht gestellt“ zu haben, „wie erst kürzlich die Französische Revolution, ein Trauerspiel in vierzehn Jahren, mit einem Prologe von Ludwig XV. Das Stück ist aber außerordentlich schlecht aufgenommen worden, besonders wegen des Fehlers, dass es die Kritiker guillotinierte.“<sup>21</sup> In Grabbes selbstreferenziellem Stück erscheint die „Welt als bruchstückhaftes Machwerk, produziert und perzipiert aus einer Primanerlaune heraus“<sup>22</sup> und die Machwerke der verzopferten Mode der alten vorrevolutionären Zeit werden in das ironische Spiel integriert. Da bekommt Schillers *Wallenstein*, der nach seinem Tod in der Hölle als Schulrektor arbeitet, in hoffmannesker Manier von hinten „einen großen papiernen Zopf angesteckt“<sup>23</sup> und ein anderer Pädagoge, „der Konrektor an der Stadtschule, ein schäbiger filou, [...] trug eine Beutelperücke, welcher die Hunde und Katzen von frühmorgens bis Mitternacht nachstellten, weil sie dieselbe für ein Wasserrattennest hielten.“<sup>24</sup> In der absurden Komödie als selbstreferenzieller zeitbezogener Literatursatire ist die klare zeichenhafte Zuordnung, die im ‚ernsten‘ zeitgeschichtlichen Drama wie *Napoleon oder die hundert Tage* vorherrscht, aufgehoben. Neue, der traditionellen Modelogik zuwiderlaufende Funktionsdefinitionen alter Perücken ergeben sich somit, und sei es eine Zuweisung als Behausung für Nagetiere. Gerade dadurch, dass der Perücke oder dem Zopf eine vermeintliche Funktion zugeführt wird, wird ihre Nutzlosigkeit entlarvt.

Was einst als Zeichen ständischer Würde von Königen und Konrektoren galt, die Insignien der vorrevolutionären Zopfzeit, ist im Heute nur noch lächerlich und wird völlig zweckentfremdet der Lächerlichkeit preisgegeben, entblößt unschöne Körperteile oder wird zum Jagdobjekt von Haustieren. Hier bestätigt sich, was schon in zeitgenössischen Quellen, wie z. B. Friedrich Johann Justin Bertuchs (1749-1822) besagtem *Journal des Luxus und der Moden* vom März 1818 als „Weltherrschaft der Mode“ thematisiert wird:

Die Zwingherrschaft der Mode ist von einer sehr sonderbaren Natur. Ihre Ordonanzen, welche sie ausgehen läßt, werden mit gar keinem Geräusch promulgiert, und doch von der ganzen Welt gehört, und mit mehr Gewissensanhänglichkeit als selbst geschriebene Gesetze [...] befolgt. [...] Dieß kommt daher, [...] daß sie den Skeptikern, welche es wagen, ihrer Gerichtsbarkeit zu widersprechen, von allen Strafen die aufbehalten habe, welche gerade die fürchterlichste ist in der Meinung der Menschen, nämlich die Strafe des Ridicüls.<sup>425</sup>

Dieser Strafe der Lächerlichkeit fallen viele der anachronistischen Rock- und Perückerträger mit ihrer Rokokogarderobe in den Werken der spätrömantischen Epoche anheim. Bisweilen verschärft sich die Lächerlichkeit zur brutalblutigen Geschichtsgroteske wie in Grabbes *Napoleon oder die hundert Tage*, bisweilen verbleibt alles im satirischen Spiel – oder eben in den Sphären von *Scherz, Satire, Ironie*, auch dort versehen mit einer historisch bedingten ‚tieferen Bedeutung‘, der der Unwiederbringlichkeit vergangener Zeiten, mithin der Vergleichbarkeit jedweder Restauration.

### Anmerkungen

- 1 Eric Hobsbawm: *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. München/Wien 1995, 228.
- 2 François Furet, Denis Richet: *Die französische Revolution*. Frankfurt/Main 1993. 251.
- 3 Karl Marx: *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*. In: Karl Marx/Friedrich Engels. *Ausgewählte Schriften*. Berlin 1989, 267.
- 4 *Heimliche Verführung. Ein Modejournal 1786-1827*. Jörn Göres (Hrsg.), Düsseldorf 1978, 139.
- 5 Siegfried Müller: *Die Mode und die Revolution. Das Beispiel Frankreich*. In: *Kleider machen Politik. Zur Repräsentation von Nationalstaat und Politik durch Kleidung in Europa. Vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*. Ders. (Hrsg.), Oldenburg 2002, 35f.
- 6 Siehe zu den ideologischen Hintergründen antifeudaler Modekritik vor 1789: Julia Bertschik: *Mode und Moderne. Kleidung als Spiegel des Zeitgeistes in der deutschsprachigen Literatur (1770-1945)*. Köln/Weimar/Wien 2005, 29-34.
- 7 Elizabeth Wilson skizziert die bei Grabbe erwähnten englischen Verbote des Modewandels von 1789 folgendermaßen: „Im achtzehnten Jahrhundert deutet sich bereits die Metamorphose der Kleidung des 19. Jahrhunderts an. Den Landadel konnte man bereits guten Gewissens als ländliche Kapitalisten bezeichnen. Ihre normale Arbeitskleidung wurde zur Uniform des neunzehnten Jahrhunderts. Reit- und Sportkleidung aus Wolle in gedeckten Farben wurden zur Alltagskleidung der modernen städtischen Bevölkerung und verdrängte Brokat, Spitze und Samt, die früher für den Stadtmenschen ein absolutes Muss waren. [...] Ganz sicher ist [...],

- dass das Zusammentreffen von industrieller Revolution und den Vorstellungen der Romantik zu grundlegenden Veränderungen in der männlichen Kleidung führte.“ (Elisabeth Wilson: *In Träume gehüllt. Mode und Modernität*. Hamburg 1989, 37)
- 8 *Ridikül! Mode in der Karikatur*. Adelheid Rasche, Gundula Wolter (Hrsg.): Köln 2003, 185.
  - 9 Ladislaus Löb: *Christian Dietrich Grabbe*. Stuttgart 1996, 63.
  - 10 Christian Dietrich Grabbe: *Napoleon oder die hundert Tage*. In: Christian Dietrich Grabbe. Werke und Briefe. Historisch-Kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden, Akademie der Wissenschaften in Göttingen (Hrsg.), Alfred Bergmann (Bearb.), Emsdetten (Westf.) 1960-1970. Bd. 2, 375. Die Ausgabe wird im Folgenden als ‚Grabbe‘ zitiert.
  - 11 Grabbe, 331.
  - 12 In Büchners Drama sorgt das hier wie bei Grabbe royalistisch konnotierte Schnupftuch für eine dramatische Zuspitzung im politischen Alltag: „EINIGE STIMMEN. Er hat ein Schnupftuch! Ein Aristokrat! An die Laterne! An die Laterne! ZWEITER BÜRGER. Was? Er schneuzt sich die Nase nicht mit den Fingern? An die Laterne! (Eine Laterne wird heruntergelassen.) JUNGER MENSCH. Ach, meine Herren! ZWEITER BÜRGER. Es gibt hier keine Herren! (Georg Büchner: *Dantons Tod*. In: Ders: Werke und Briefe, München 1981, 13)
  - 13 Martin Beutelspacher schildert in seinem Aufsatz *Lichter an der Oberlippe* die historische Entwicklung des Taschentuchs vom sozialen Distinktionszeichen, das „den unteren Ständen zum Teil ausdrücklich, zum Beispiel 1595 in Dresden, verboten“ (S. 19.) war, zum Instrument der Hygiene. (Martin Beutelspacher: *Lichter an der Oberlippe*. In: Menschen, Nasen, Taschentücher. Gabriele Donder-Langer, Harry Michael Zwergel (Hrsg.), Kassel 1998, 19-26.)
  - 14 Grabbe, 377.
  - 15 Ibid., 378.
  - 16 Ibid., 381.
  - 17 Löb, 65.
  - 18 Grabbe, 384f.
  - 19 Löb, 67.
  - 20 Ibid., 26.
  - 21 Grabbe, Bd.1, *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung*. 241.
  - 22 Rudolf Druх: *Literaturtheater oder von der tieferen Bedeutung der Ironie in Ch. D. Grabbes Komödie*. In: Grabbe-Jahrbuch 2006, 25. Jg., Kurt Roessler, Peter Schütze (Hrsg.), Bielefeld: Aisthesis, 2007, 103.
  - 23 Grabbe, Bd. 1, *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung*. 245.
  - 24 Ibid., 260.
  - 25 Göres, 33.

HANS HERMANN JANSEN

„So ist Grabbe nicht ganz gestorben“

Gedanken zu Otto Nietens Grabbe-Werkausgabe und Biographie

### *1. Die Editionsprojekte Otto Nietens*

Im Jahre 1908 erschienen zeitgleich im Verlag Max Hesse in Leipzig eine sechs-bändige Werkausgabe<sup>1</sup> und in der Reihe der Bonner Literarhistorischen Gesellschaft eine erste moderne Biographie<sup>2</sup> über Christian Dietrich Grabbe (1801-1836). Herausgeber war in beiden Fällen der Duisburger Studienrat, Professor und Literaturhistoriker Dr. Otto Nietens.<sup>3</sup>

Im Vorwort zur Lebens- und Werkbeschreibung äußert sich Nietens zu seinem Versuch, „Neuland zu bebauen“.<sup>4</sup> Angeregt durch ein großzügig bewilligtes Forschungs-jahr und innerlich bewegt durch die Wandlung, „was sein persönliches ästhetisches Werturteil gegenüber den verschiedenen Schöpfungen des Dichters anlangt“, ist ein umfassendes Forschungsergebnis entstanden, das nach den tendenziösen Lebensbeschreibungen von Duller<sup>5</sup> und Ziegler<sup>6</sup> aus der Mitte des 19. Jahrhunderts und nach der ersten, allerdings unvollständigen und textlich unbefriedigenden Gesamtausgabe 1870<sup>7</sup> erstmalig verlässlichere biographische Informationen in einer fundierten Werkbetrachtung vereinen will: „Leben und Werk sollen sich gegenseitig auseinander erklären.“<sup>8</sup> Die vierbändige ‚kritische‘ Gesamtausgabe von Eduard Grisebach aus dem Jahre 1902 stellt allerdings das biographische Material hinten an. Die Vorbereitungen zu diesem für damalige Zeit erstaunlich großen Grabbe-Projekt einer ‚vollständigen‘ GA durch Otto Nietens reichen bis ins Jahr 1901 zurück, das Jahr des Gedenkens an den Geburtstag des westfälischen Dramatikers vom 11. Dezember 1801. Schon im Januar 1902 veröffentlicht er nämlich als Summe seiner Vorträge eine kleine Einführung von 44 Seiten zu Grabbe, die im Berliner Behr-Verlag verlegt wird.

### *2. Zur populären Werkausgabe Otto Nietens und der Grabbe-Rezeption bis 1933*

Der noch bis zum Beginn des 1. Weltkriegs stetig expandierende Buchmarkt und die unverändert anhaltende Nachfrage der literarischen Öffentlichkeit nach Gesamtausgaben und enzyklopädischem Wissen verdeutlichen, wie sehr deutsche Dichter geeignet waren, zum einen für das bürgerliche Milieu Bücher-

schränke und Bibliotheken zu schmücken und zudem zu einem Wettstreit der fortschreitenden Werkforschung aufzurufen.

Im handlichen Format<sup>9</sup> und mit vergoldeter Jugendstilornamentik auf hellgrünem Grund sind die sog. Hesse-Ausgaben<sup>10</sup> sehr an ihren erfolgreichen Vorbildern orientiert, den *Meyers Klassiker Ausgaben mit 150 Bänden*<sup>11</sup> oder auch *Bongs Goldene Klassiker Bibliothek*<sup>12</sup>. Wie auch in anderen Editionen dieser Zeit üblich, wurden die Gesamtausgaben-Größen als 6-bändige Werkausgabe durch geschickte verlegerische Einteilungen in zwei Bänden zusammengefasst.

Otto Nieten hat dem ersten Band eine allgemein übliche kurze Biographie im Umfang von 70 Seiten vorangestellt, die dem Leser ein persönliches und zugleich informatives Lebensumfeld Grabbes skizziert.

Werkausgaben inkl. der Lebensbilder, einer Vorform der biographischen Arbeit in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, spiegeln zugleich das wachsende Interesse und den Aufschwung, den der Dramatiker vor 100 Jahren nahm.

- 1872 *Christian Dietrich Grabbes sämtliche Werke*. Hrsg. und eingeleitet von R. Gottschall, 2 Bde., Leipzig: Reclam.
- 1874 *Christian Dietrich Grabbes sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß*. Hrsg. und erläutert von O. Blumenthal, 4 Bde., Detmold: Meyer.
- 1875 *Christian Dietrich Grabbes sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß*. Hrsg. und erläutert von O. Blumenthal, 4 Bde., Berlin: Grote.
- 1902 *Christian Dietrich Grabbes sämtliche Werke*. Hrsg. mit textkritischem Anhang und der Biographie des Dichters von E. Grisebach, 4 Bde., Berlin: Behr.
- 1907 *Grabbes Werke in sieben Büchern*. Mit Einleitung [...] von P. Friedrich. Berlin: Weichert.
- 1908 *Christian Dietrich Grabbes sämtliche Werke in sechs Bänden*. Hrsg. und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von O. Nieten, 2 Bde., Leipzig: Hesse.
- 1910 *Grabbes Werke*. Hrsg. von A. Franz und P. Zaunert, 3 Bde., Leipzig / Wien: Bibliogr. Inst.
- 1913 *Grabbes Werke in sechs Teilen*. Hrsg. mit Einleitung und Anmerkungen versehen von S. Wukadinovic, 2 Bde., Berlin: Bong.

Aufschlussreich mag in diesem Zusammenhang auch ein Blick auf die Neuinszenierungen bis 1933 sein. *Don Juan und Faust* erreicht immerhin 39 Inszenierungen, *Scherz, Satire ...* 38, *Napoleon* 28, *Hannibal* 16, *Herzog Theodor von Gothland* 5, *Barbarossa* 4 und *Heinrich der VI.* 8 Premieren auf deutschsprachigen Bühnen.<sup>13</sup>



Auch nach dem ersten Weltkrieg erschienen noch zwei Werkausgaben, die belegen könne, welches Interesse Grabbe auch schon vor der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten im Jahre 1933 auslöste.

- 1923 *Christian Dietrich Grabbes Gesammelte Werke*. Hrsg. von P. Friedrich, 4 Bde., Weimar: Lichtenstein.  
 1924 *Grabbe: Werke*. Ausgew. und hrsg. von P. Zech, 2 Bde., Berlin: Volksbühnen-Verlag.

Drei Werkausgaben und kleineres, oftmals pseudowissenschaftliches Schrifttum zwischen 1939 und 1945 zeigen die Vereinnahmung durch die Ideologen des Hitler-Regimes.

- 1939 *Christian Dietrich Grabbe. Was ist mir näher als das Vaterland?* Im Auftrag der Grabbe-Gesellschaft hrsg. von H. Kindermann, Berlin: Bücher-gilde Gutenberg.  
 1943 *Chr. Dietrich Grabbe. Auswahl in 2 Bdn.* Hrsg. und eingeleitet von Benno von Wiese, Stuttgart: Hohenstaufen.  
 1944 *Christian Dietrich Grabbe. Dramatische Dichtungen*. Hrsg. von H. Stre-sau, 3 Bde., Berlin: Rabenpresse.

Doch zurück zu den Anfängen des 20. Jahrhunderts. In einer wissenschaftlichen Beilage zum Jahresbericht des Duisburger Gymnasiums liefert Nieten zu Ostern 1911 unter dem Reihentitel *Nachträge zur Grabbe-Forschung* einen ersten Beitrag *I. Grabbe und die Romantik*, in dem er noch einmal seinen Weg in der Beschäftigung mit dem „Grabbe-Problem“ nachzeichnet. Diesem Aufsatz folgen jedoch keine weiteren. Allerdings geht aus einem Literaturverzeichnis von 1917 hervor, dass Otto Nieten noch im *Westfälischen Magazin* von 1910 und 1911 über Neuigkeiten zum Thema Grabbe berichtet.<sup>14</sup>

### 3. Die Lebens- und Werkbeschreibung von 1908

Otto Nieten hatte vor seinem „Grabbe-Forschungsjahr“ zu anderen literaturwissenschaftlichen Fragestellungen gearbeitet. Aus seinen Veröffentlichungen vor der Jahrhundertwende sei nur der im Jahre 1896 erschienene Aufsatz mit dem Titel: *Lessings religionsphilosophische Ansichten bis zum Jahre 1770 in ihrem historischen Zusammenhang und in ihren historischen Beziehungen*<sup>15</sup> erwähnt. Diese Schrift war auch als Dissertation in der Bonner Universität vorgelegt worden.<sup>16</sup> Seinen biographischen Anmerkungen schickt er ein Vorwort voraus,

in dem er seine ‚Vorbilder‘ benennt und zugleich einordnet: Rudolf von Gottschall<sup>17</sup>, Oskar Blumenthal<sup>18</sup>, Eduard Grisebach<sup>19</sup> und Paul Friedrich.<sup>20</sup> Besondere Beachtung findet die Einarbeitung der Forschungsergebnisse von Berthold Litzmann aus dem Jahre 1908 und die Vorstellung bisher nicht edierter Faksimiles, die er von Robert Hallgarten aus München erhalten hat.

Immer wieder wird deutlich, wie sehr sich jeder Zugang zu Grabbe durch die Biographie und die Werkgestalt erschwert. Der Versuch, in seiner Biographie Grabbes Stellung in der deutschen Literatur zu beschreiben, kann Nieten nur insofern gelingen, als er zum einen die gängigen Urteile und Vorurteile aufnimmt, um sie in einer sehr gewählten Ausdrucksweise wiederzuerzählen, z. B. „... Wie in einem Zaubertheater ein Vorhang hinter dem anderen aufgeht, so daß immer ein neuer Hintergrund sich eröffnet, so liebte Grabbe es, nach romantischer Art, immer neue Standpunkte übereinander zu errichten.“<sup>21</sup> und auf der anderen Seite zu wesentlichen Thesen vom „Nationaldichter“ vorzudringen.

Grabbes Werk, seine Biographie und nicht zuletzt sein geistiges Umfeld sind voller ungelöster Widersprüche, die als Widersprüche einer Zeit, der Kunst und der menschlichen Existenz überhaupt anzusehen sind. Insofern sind angesichts der Zielsetzung dieser Werkausgabe und der Schwierigkeit, Grabbe aus der Perspektive des frühen 20. Jahrhunderts einordnen zu können, Grenzen gesetzt, die erst durch die Forschertätigkeit Alfred Bergmanns und später mit dem Erscheinen der Biographie von Lothar Ehrlich in unseren Tagen (1983) oder Roy C. Cowen (1996) überwunden wurden.

Otto Nietens Verdienst ist es, durch intensive Recherche und Quellenstudium richtungsweisend Werk und Biographie miteinander in Beziehung zu sehen. Seine Analysen der Dramen sind auf hohem Niveau. So ist ‚sein‘ Grabbe durch seine wegweisende Arbeit weder für die Literaturwissenschaftler noch für den begeisterten Leser in der Zeitgeschichte gestorben.

### *Anmerkungen*

- 1 Christian Dietrich Grabbes sämtliche Werke in sechs Bänden. Hg. und mit Einl. und Anm. versehen von O. Nieten. 2 Bde. Leipzig: Hesse [1908].
- 2 Otto Nieten: *Christian Dietrich Grabbe: Sein Leben und seine Werke*. Dortmund, 1908.
- 3 Otto Nieten wurde am 27. September 1872 in Duisburg geboren und entstammt einer für die Regionalgeschichte bedeutenden Familie. August Nieten wird als der Stammvater der weit verzweigten niederrheinischen Gelehrtenfamilie genannt. Weitere Familienvertreter sind der Sanitätsrat Dr. Ernst Nieten (1843-1902), Gründer des Vaterländischen Frauenvereins, der Stadtverordnete und Beigeordnete Karl

- Nieten (1845-1918). Otto Nieten war Oberlehrer am Landfermann-Gymnasium. Er starb im Jahre 1935.
- 4 Nieten, Werkausgabe, Vorwort, III.
  - 5 Eduard Duller: *Grabbes Leben*. In: Christian Dietrich Grabbe. Die Hermannsschlacht. Düsseldorf, 1838.
  - 6 Karl Ziegler: *Grabbe's Leben und Charakter*. Hamburg, 1855.
  - 7 *Grabbes Sämtliche Werke. Erste Gesamtausgabe*, Rudolf von Gottschall (Hrsg.), Leipzig 1870
  - 8 Nieten, Werkausgabe, Vorwort, V.
  - 9 16,7 zu 12,5 cm.
  - 10 Der Verlag Max Hesse war in Leipzig und Berlin angesiedelt und ist von 1900-1920 nachweisbar.
  - 11 18,5 zu 13 cm.
  - 12 19,2 zu 13 cm.
  - 13 Quelle: Grabbe-Archiv der Lippischen Landesbibliothek in Detmold.
  - 14 *Neue Kunde über Grabbe*, Westf. Magazin 1910. Nr. 12/13 und *Neue Grabbe-Literatur*, Westf. Magazin 1911. Nr. 2/3.
  - 15 Nebst Anhang: Grundzüge von Lessings Religionsphilosophie Dresden 1896.
  - 16 Weitere Hinweise finden sich im Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums (GV) München 1984.
  - 17 Deutscher Schriftsteller und Literaturkritiker, geb. 1823 in Breslau, gest. 1909 in Leipzig. Seine 2-bändige Grabbe-Ausgabe erschien bei Reclam 1879.
  - 18 Deutscher Theaterkritiker und Bühnenautor, geb. 1852, gest. 1917 in Berlin, seine Grabbe-Ausgabe erschien 1874.
  - 19 Dt. Literaturwissenschaftler, geb. 1845, gest. 1906. Seine G.-Ausgabe erschien 1907
  - 20 Paul Friedrichs Grabbe-Werkausgabe erscheint 1907 und eine weitere in Weimar im Jahre 1923.
  - 21 Nieten, a.a.O. S. 69f.

PETER SCHÜTZE

## Grabbe auf der Bühne

... und immer wieder *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung* ...

Grabbes sarkastisches Lustspiel hat es nicht nur den professionellen Theatern angetan. Auch Amateur- und Schüler-Ensembles erproben ihr Können gerne daran und erobern sich ihren Zugang zum burlesken, aber auch durchtriebenen und gar nicht so leicht durchschaubaren Bühnenspaß des schreibenden Studenten Grabbe. Den einen liegt dabei mehr die komödiantische Seite des Werks, seine vergnügliche und phantastische Außenseite sozusagen, am Herzen, und sie spielen mit seinen szenischen Möglichkeiten; andere versuchen demgegenüber gerade die „Bedeutung“ auszuloten und suchen Wege, sie auf der Bühne sinnfällig wiederzugeben. Diese Tiefe des Stückes zog offenbar den Theaterpädagogen Eckard Bade an, der das Stück im Sommer 2007 mit der 12. Klasse der Waldorfschule Freiburg-Rieselfeld inszenierte. Er fand ein auf den ersten Blick erstaunliches Interpretament: „Christian Dietrich Grabbe ... gilt als der bedeutendste Erneuerer des deutschen Dramas“, schreibt Bade in seinen Überlegungen zur Inszenierung, veröffentlicht im lesenswerten Programmheft der Aufführung, und fährt fort:

Sich von Klassik, Romantik und Biedermeier seiner Zeit klar distanzierend war er Vorbild für Vertreter aller nachfolgenden Literaturepochen. Zeitgleich mit Georg Büchner schaffte er die Basis für das moderne Drama...das zweite große Drama Grabbes ist bis heute eine der wirkungsvollsten deutschen Komödien und steht am Anfang dieser Erneuerung. Die zynisch-groteske Komödie entblößt schonungslos die Gesellschaft seiner Zeit, was ihr – angesichts Grabbes eigener Biographie – einen tragischen Kern verleiht: Das Lachen wird im sich gegenüber Entwicklungen und Veränderungen – und damit auch Grabbe gegenüber – verschließenden Umfeld zum ‚Lachen der Verzweiflung‘.

Hier knüpft die vorliegende Inszenierung an das Höhlengleichnis von Platon als Interpretationsbasis an. Drei Ebenen liegen dem Höhlengleichnis ebenso wie Grabbes Komödie zugrunde: Zum einen die Ebene der rein sinnlichen, in Erkenntnis- und Abstraktionsfähigkeit eingeschränkten Wahrnehmung des ‚einfachen Volkes‘ – die gefesselten, auf die Schattenbilder an der Höhlenwand starrenden Menschen im Höhlengleichnis und die vom Biedermeier geprägte, weltverschlossene Dorfgemeinschaft in Grabbes Komödie. Zum zweiten die Ebene der illusionserzeugenden Menschen, die Kenntnis von der wahrhaftigen Welt haben und diese in der Höhle als Schatten abbilden – im Drama der mit den Menschen der Dorfgemeinschaft spielende Teufel. Die dritte Ebene beschreibt Platon im Höhlengleichnis als den Zugang

zum erweiterten abstrakten und philosophischen Denken: Das Schauen der Sonne ist Sinnbild für den höchsten Grad der Erkenntnis. In Grabbes Stück entspricht dies dem am Ende des Dramas auftretenden Verfasser selbst ...

Diese Parallelität versuchte die Regie für die *Darstellungsform* wirksam zu machen: „Klassisches“, illusionistisches Spiel auf der Hauptbühne (die Darsteller schlüpfen in ihre Rollen); von der „zweiten Ebene“ – sprich der Nebenbühne – aus beobachten „einerseits die inaktiven Darsteller und andererseits Regie und ‚Autor‘ den Verlauf des Stückes“ – sie können ihn von dort aus auch beeinflussen.

Als dritte Ebene verstehen wir das Publikum, das sich die Aufführung anschaut, dabei alle Ebenen durchschaut und damit in das Spiel integriert ist. – Auch die Bühnen- und Kostümgestaltung greift die Spannung zwischen den Ebenen auf: Handlungsorte und Rollencharakteristika werden abstrakt abgebildet, auf der Illusionsebene bespielt, von den inaktiven Spielern eingesetzt und vom Publikum erkannt. Auf naturalistische Bühnenelemente wird weitestgehend verzichtet, die Struktur des Dramentextes wird immer wieder aufgelöst, und die Theaterillusion wird durch eine offene Darstellung der geschaffenen Ebenen vielfach durchbrochen. – So wird der Kamin in der literarischen Vorlage zur Duschkabine in der Darstellung, die abstrakt als Holz-Folienkonstruktion konstruiert wurde.

Soviel zu diesem intellektuellen und szenischen Experiment, dessen Konzept dem Verfasser bemerkenswert genug erschien, um an dieser Stelle darauf aufmerksam zu machen.

Handfester und gar nicht umwegig scheint es im gleichen Sommer in Wehrheim zugegangen zu sein. Dort setzte Olaf Velte das Stück mit der „Spielbühne der Landjugend“ in Szene – als ein „tolldreistes, ja aberwitziges Lustspiel“. Velte hat sich auch als Lyriker und Erzähler intensiv mit Grabbe beschäftigt: hier sei auf seine großartige Novelle *Herr Auditeur Grabbe / Zur Stadt Frankfurt* verwiesen. Ein Auszug daraus und eine Rezension finden sich im Grabbe-Jahrbuch 2002. In seinem Heimatort Wehrheim in Hessen hat Velte es nun auch als Regisseur und Akteur mit Grabbe aufgenommen, und das, wie man nachlesen kann, mit einigem Erfolg. Hochkarätiges, dabei höchst vergnügliches Theater, das mit Talenten aufwarten konnte und bisweilen auch den Klamauk nicht scheute, bescheinigte ihm die Kritik.



Szenenbild der Aufführung in Freiburg-Rieselfeld aus dem Beiheft: Die Naturforscher



Szenenbild aus der Aufführung in Wehrheim aus dem Beiheft:  
Schulmeister (Frank Hammen) und Teufel (Matthias Mony)

PETER BRANDT

## Die deutsche Revolution 1848/49<sup>1</sup>

*Für Volker Schröder, den jahrzehntlang unermüdlichen Vorkämpfer der „Aktion 18. März“, zum 27. Dezember 2008!*

Für eine ganze Generation, vor allem, aber nicht allein von Intellektuellen, war die Revolution 1848/49 das große politische Erlebnis schlechthin gewesen, das sie über alle Fährnisse des individuellen Schicksals hinweg für das ganze Leben tief geprägt hat. Sie hießen in den Folgejahrzehnten die „Achtundvierziger“ (so wie man heute – mehr oder weniger plausibel – von den „Achtundsechzigern“ spricht).

Dabei erfasste die revolutionäre Bewegung nicht nur Deutschland. Große Teile Europas, insbesondere Frankreich, zudem das damals bis weit ins heutige Polen, in die Ukraine, nach Rumänien und Serbien sowie Italien reichende Österreich, ferner Italien selbst, ebenso wie Deutschland staatlich zersplittert; waren betroffen. In Spanien, dem russischen Teil Polens und namentlich in Großbritannien – mit der Reform des politischen Systems und den Wahlrechtsbewegungen der 1830er und 40er Jahre – waren die Unruhen 1848 hauptsächlich vorbei. Der Schweizer „Sonderbundkrieg“ war soeben zu Ende gegangen und beflügelte die Phantasie der Progressiven, der „Partei der Bewegung“, wie man lange sagte. Russland und das Osmanische Reich, die politisch wie sozialökonomisch rückständigen Großreiche im Osten und Südosten Europas, blieben noch weitgehend unberührt.

Es ist nicht schwer, in Frankreich, wo der Pariser Februarumsturz den Auslöser (aber auch nicht mehr) für die Vorgänge in Deutschland bildete, beginnend in Mannheim am 27. Februar, eine eigene, vom restlichen Kontinentaleuropa abweichende, gewissermaßen radikalere Variante der Revolution zu erkennen. Sie hatte mit der revolutionären Tradition und dem Mythos von 1789 zu tun, mit stärkeren linksdemokratischen und frühsozialistischen Bestrebungen, die in der Millionenmetropole Paris unter dem dort bereits riesigen Proletariat gediehen, sowie damit, dass das, was vielerorts noch gar nicht durchgesetzt war, der monarchische Verfassungsstaat, in Frankreich bereits lange existierte, zuletzt in der Form des „Bürgerkönigtums“, das nur einem kleinen Teil der erwachsenen Männer – etwa 2% – das Wahlrecht zugestand (vom Frauenwahlrecht war auch bei den Radikalen noch keine Rede).

Das Bürgerkönigtum, seinerseits das Ergebnis der Revolution von Juli 1830, stützte sich allein auf einen Teil des Großbürgertums, namentlich die

Finanzbourgeoisie, und sorgte mit einer in den 1840er Jahren verschärft repressiven Politik dafür, dass andere Teile des Bürgertums, zusammen mit breiteren Schichten des Volkes, sich 1848 republikanisch orientierten. In dem Richtungskampf, der im Frühjahr 1848 nach dem Sturz der Monarchie in Frankreich sogleich einsetzte, standen bürgerliche und linke, tendenziell sozialistische Republikaner gegeneinander, und der äußerst blutig niedergeschlagene Juni-Aufstand der Pariser Arbeiter in Reaktion auf die Schließung der Nationalwerkstätten wurde zum Schreckbild für das Bürgertum überall in Europa.

Abgesehen von England hatte sich die Industrialisierung noch nirgendwo durchgesetzt, allerdings vielerorts begonnen, so auch in den Staaten des Deutschen Bundes, namentlich in Preußen. Die Ablösung ständisch-feudaler und zunft Handwerklicher Wirtschaftsformen war weit fortgeschritten. Es war, insgesamt gesehen, eine Gesellschaft im Übergang zum Kapitalismus. In Deutschland gab es Mitte des 19. Jahrhunderts sechs Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern. Von den 1,2 Millionen als Fabrikarbeiter gezählten Arbeitskräften waren die meisten noch in Kleinst- und Kleinbetrieben mit vorindustrieller Technologie beschäftigt. Zahlenmäßig stärker war die in der Revolution besonders aktiv hervortretende Gruppe der Handwerksgesellen. Die deutliche Mehrzahl der Bevölkerung lebte hingegen noch auf dem Lande und betrieb Agrarwirtschaft, sei es als Bauern unterschiedlicher Kategorien, sei es als Landarbeiter oder Gesinde. Das eigentliche gehobene Bürgertum, die Bourgeoisie und die akademisch Gebildeten, machten nur wenige Prozente der Bevölkerung aus.

Zu den Voraussetzungen der Revolution gehörte die strukturelle und konjunkturelle Krise der 1840er Jahre: Die Strukturkrise war vor allem gekennzeichnet durch die fortlaufende Auflösung feudaler Bindungen und die zur Aufnahme der dadurch und durch die starke Bevölkerungsvermehrung überschüssigen Arbeitskräfte noch nicht ausreichend expandierende Industrie sowie eine langfristige agrarische Überproduktion seit Mitte der 1820er Jahre. Die Konjunkturkrise war hervorgerufen durch die Kombination der letzten – durch Missernten bedingten – vorindustriellen Hungersnot mit den ersten Ausläufern einer internationalen, schon vom Kapitalzyklus bestimmten Industrie- und Handelskrise Mitte der 1840er Jahre. Die Verelendung breiter Volksschichten und die daraus resultierenden Hungerrevolten bilden die unmittelbare Vorgeschichte der Revolution.

Die bürgerlich-liberale Opposition wurde zum Repräsentanten der Gegnerschaft des ganzen Volkes gegen die unhaltbar gewordenen politischen und sozialen Verhältnisse. Ihre politischen Forderungen, wie sie im Februar/März 1848 überall in Deutschland erhoben und weitgehend durchgesetzt wurden, schufen eine programmatische Plattform zur Vereinheitlichung der Volksbewegung. Wenn die Revolution von 1848/49 vielfach als „bürgerliche Revolution“ be-



zeichnet worden ist, nicht nur von marxistischen Autoren, dann bedeutet das nicht, die Besitz- und Bildungsbürger selbst hätten hauptsächlich auf den Barrikaden gekämpft oder hätten allein oder ganz vorwiegend den politischen Prozess getragen. Nahezu alle Klassen und Schichten waren aktiv beteiligt. Sinn macht die Formel von der bürgerlichen Revolution dennoch: sowohl im Hinblick auf die Hauptträgerschaft als auch im Hinblick auf die Konstellation der sozialen Interessen und die objektive Dynamik der Ereignisse. Gegen welche Verhältnisse richtete sich die Revolution, und welche Verhältnisse beförderte sie – trotz ihrer Niederlage? Die liberale und demokratische Opposition – als „Demokraten“ bezeichneten sich nur die radikaleren, „Volkssouveränität“ fordernden Oppositionellen – gegen das System politischer Repression und staatlicher Zersplitterung wurde bis in die 1840er Jahre hinein fast ausschließlich vom Bildungsbürgertum, insbesondere der akademischen Jugend, getragen. Erst mit dem durch die Gründung des Deutschen Zollvereins 1834 und dem etwa gleichzeitigen Beginn des Eisenbahnbaus in Gang gekommenen industriellen Durchbruch verlagerte sich das Schwergewicht des deutschen Liberalismus auf die wirtschaftliche Führungsschicht des Bürgertums: die handels-, bank- und industriekapitalistischen Kreise vor allem des Rheinlands. An deren früheren Repräsentanten (Mevissen, Camphausen, Hansemann) lässt sich am deutlichsten zeigen, dass das deutsche Großbürgertum nicht erst durch den vermeintlichen „Extremismus“ der unteren Volksschichten im Verlauf der Revolution nach rechts getrieben wurde, sondern von Anfang an revolutionsskeptisch eingestellt war. Das gleiche gilt neben den Führern des nordwestdeutschen (Stüve, Vincke) und des ostpreußischen (Schön) Liberalismus auch von den akademischen Vertretern der liberalen Opposition norddeutscher (Dahlmann) und südwestdeutscher Richtung (Rotteck, Welcker).

Bereits im Verlauf der Verfassungskämpfe nach den antinapoleonischen Befreiungskriegen und zu Beginn der 1830er Jahre war die Neigung des Großbürgertums sichtbar geworden, aus der gegen das herrschende System gerichteten Oppositionsfront des Volkes nach Erreichung der von ihm als unerlässlich betrachteten Forderungen auszuscheren und gegenüber den radikaleren Bestrebungen der plebejischen Volksschichten den Ruf nach „Ruhe und Ordnung“ zu unterstützen. Die Französische Revolution – in Deutschland durch den Expansionismus Napoleons zusätzlich diskreditiert – schien zu beweisen, dass eine radikale bürgerliche Revolution dazu tendierte, wenigstens kurzfristig die zentralen Werte (und Interessen) des Bürgertums selbst zu bedrohen: Eigentum, Rechtssicherheit und individuelle Freiheit. Als vorbildlich für Deutschland galt den Vormärz-Liberalen überwiegend weniger die französische als die britische Verfassungsentwicklung und deren vermeintliche Kennzeichen: „organische“ Kontinuität und Kompromiss. England schien ein Beispiel dafür zu sein, dass ein Klassenkompromiss zwischen Adel und

Bourgeoisie nicht nur unter bestimmten Bedingungen möglich war und ungehindertes kapitalistisches Wirtschaften sowie politische Emanzipation erlaubte, sondern bei Vorhandensein dieser Bedingungen vom Standpunkt bürgerlicher Herrschaftsinteressen auch risikoloser war.

In den meisten deutschen Mittel- und Kleinstaaten, namentlich im Süden und Südwesten, waren – teils mit Vorläufern in der napoleonischen Zeit – in zwei Wellen ab 1814/15 und ab 1830 Verfassungen erlassen oder durchgesetzt worden, die, bei deutlichem Übergewicht der monarchischen Exekutive, die Existenz parlamentarischer Landtage teils noch halbständischen Zuschnitts beinhalteten. Die Opposition in den zweiten Kammern, den eigentlichen Volksvertretungen, artikulierte von der Tribüne des Parlaments aus deutlich ihre Ziele, die auf eine Ausfüllung und liberale Weiterentwicklung der geschriebenen politischen und auf eine Liberalisierung der ungeschriebenen gesellschaftlichen Verfassung gerichtet waren. Das Großherzogtum Baden, das während der Revolution einen der Brennpunkte bilden sollte, wurde schon in den Jahrzehnten davor zu einem Zentrum liberaler und demokratischer Bestrebungen. Obwohl in manchen der Mittelstaaten die Auseinandersetzung um die liberale Ausgestaltung der einzelstaatlichen Ordnung im Bewusstsein der Akteure dominierte, war die gesamt-nationale Dimension untergründig stets präsent (nicht nur durch die Interessen des Wirtschaftsbürgertums); sie wurde bei Erschütterungen der bestehenden Ordnung, so schon 1830/32, sofort zum Gegenstand konkreter Forderungen und Initiativen.

Die beiden deutschen Großstaaten befanden sich noch in einem vorkonstitutionellen Zustand, wobei der monarchische Absolutismus des 18. Jahrhunderts in eine Art bürokratischen Halbabsolutismus, einen Verwaltungs- und reduzierten Rechtsstaat mit monarchischer Spitze übergegangen war. Gegenüber Preußen mit seiner Reformperiode der Jahre 1807-1820 war Österreich das rückständigere und unbeweglichere Gebilde, obwohl es mit Wien und Teilen Böhmens auch dort gesellschaftlich fortgeschrittenere Zonen gab. Die Staatsstruktur Österreichs war relativ wenig durchgebildet und vor allem mit der zunehmenden Nationalitätenproblematik belastet. So, wie es war, konnte Österreich die Führung in Deutschland nicht übernehmen: 1848/49 nicht und auch in der Folgezeit nicht.

Neben der Garantie staatsbürgerlicher Freiheiten mittels einer Verfassung, die neu ausgearbeitet oder fortentwickelt werden musste, stand – ebenfalls in ganz Europa und eng, oft untrennbar mit der konstitutionellen Problematik verbunden – die nationale Frage auf der Tagesordnung, das Verlangen nach einem eigenen Nationalstaat oder nationaler Autonomie, also nach Beendigung von Fremdherrschaft oder nach Beseitigung territorialer Partikularität. Den Ausgangspunkt bildeten das Vorbild der Französischen Revolution und dann die

dialektische Reaktion der Völker auf die repressive Hegemonialordnung Napoleons. Das 1814/15 auf dem Wiener Kongress begründete neue, „restaurative“ internationale System, beruhend auf der Solidarität der etablierten Mächte gegen die Kräfte der Revolution – und dazu zählte man den Nationalgedanken –, enttäuschte die in den bürgerlichen Schichten verbreiteten, wenn auch vagen liberalen und nationalen Hoffnungen. Das gilt besonders für Italien, das, soeben als Gesamtnation erwacht, auf einen geographischen Begriff reduziert wurde; es gilt ebenso für Deutschland, wo die Befreiungskriege zwar, anders als in Italien, die Unabhängigkeit der deutschen Staaten nach außen gesichert hatten, während aber die Kleinstaaterei kaum angetastet worden war. Anstelle des 1806 aufgelösten Alten Reiches entstand der Deutsche Bund, ein Zusammenschluss souveräner Staaten mit einigen bundesstaatlichen Zügen, eine Konstruktion, die bei entsprechendem politischen Willen ausbaubar gewesen wäre; das hätte aber vorausgesetzt, dass sich an der Spitze der Einzelstaaten, vor allem der größten, reformerische Gruppen durchgesetzt hätten. Stattdessen präsentierte sich der Deutsche Bund hauptsächlich über die von ihm betriebene massive und kleinliche Unterdrückung der liberalen und nationalen Regungen vor allem seitens der Burschenschaftsstudenten nach 1819 und nach 1833.

Staatsbürgerliches und sprachlich-kulturelles Verständnis von „Nation“ und „Volk“ kamen im vormärzlichen Europa in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen vor; Mitte des 19. Jahrhunderts ging beides meist Hand in Hand, denn außerhalb der etablierten Verfassungsstaaten fehlte die nationale wie die staatsbürgerliche Selbstbestimmung gleichermaßen, und beide Aspekte der politischen Emanzipation befruchteten sich gegenseitig. In den multiethnischen Großreichen des Ostens, in der Donaumonarchie, in Russland und im Osmanischen Reich, stand die nationale Bewegung meist noch in einer frühen Phase ihres Daseins. Intellektuelle erneuerten oder kreierten eigene Schriftsprachen, machten das Studium der Nationalgeschichte, die Pflege der Nationalkultur sowie des spezifischen Brauchtums zum Programm, und sie schickten sich an, ein eigenes kulturelles, gesellschaftliches und wirtschaftliches Vereinswesen aufzubauen, durch das sich die neu „erweckten“ Nationen im Schoß der überkommenen Staatskonstruktion bereits faktisch separat konstituierten.

Als der revolutionäre Prozess in Europa 1848 begann, traten die diversen kultur-nationalen Bewegungen als unmittelbar politische Faktoren in Erscheinung, und es stellte sich schnell heraus, dass sie keineswegs untereinander harmonierten, sondern nicht selten in einen unversöhnlichen Gegensatz gerieten. So lag es etwa für die Kroaten, dem historischen Großungarn zugehörig, näher, ihre Eigenständigkeitsinteressen im Bündnis mit den Habsburgern und deren Zentralregierung als im Zusammengehen mit den aufständischen Magyaren zu verfolgen.

In Deutschland war das mit dem politischen Liberalismus eng verknüpfte kulturnationale Vereinswesen in den 1840er Jahren zu einem Massenphänomen geworden, während der deutsche Sprachraum, nicht zuletzt wirtschaftlich, mehr und mehr zu einem überstaatlichen Verkehrs- und Kommunikationsraum zusammenwuchs. In Österreich vollzog sich diese gesellschaftliche Nationsbildung in wichtigen Aspekten, wie gesagt, unabhängig von den gesamtstaatlichen Strukturen und gegen sie. In einer negativen Allianz standen die Nationalitäten gegen das nach dem langjährig führenden Staatsmann genannte Metternichsche System. Anfangs lauteten die Forderungen lediglich auf Autonomie innerhalb der Gesamtmonarchie und auf politisch-gesellschaftliche Reformen, zuerst formuliert im ungarischen Landtag am 3. März 1848; kurz darauf folgten die Tschechen mit entsprechendem Verlangen.

Noch Ende Februar war der Pariser Funke auf den deutschen Südwesten übergesprungen, wo sich von der breiten, kampferprobten liberal-nationalen Bewegung in den Vorjahren eine radikalere national-demokratische Strömung klar abge sondert hatte. Die eingangs erwähnte Versammlung im badischen Mannheim am 27. Februar 1848 formulierte diejenigen Punkte, die, mit leichten Variationen, als „Märzforderungen“ den entsprechenden lokalen und regionalen Bewegungen als programmatische Vorlage dienten: Pressefreiheit, Volksbewaffnung, Schwurgerichte, Verfassungsgebung oder Verfassungsreform und Wahl eines gesamtdeutschen Parlaments. In den mittleren und kleineren deutschen Staaten brach die alte Ordnung meist schnell und fast ohne Gegenwehr zusammen. Ihre Repräsentanten schätzten ihre Lage als aussichtslos ein und legten die Macht in die Hände neuer Politiker, meist die bekannten Führergestalten der liberalen Kammerfraktionen. Die Monarchie blieb überall bestehen, auch in Bayern, wo die königliche Günstlingswirtschaft und insbesondere die im Ursprung unpolitische Affäre um Lola Montez, die Geliebte des Königs, zum Sturz Ludwigs I. entscheidend beitrugen.

Auch in den deutschen Großstaaten und über Deutschland hinaus begann die Revolution gewaltlos als Petitions- und Versammlungsbewegung. Zu Bauernunruhen kam es in größerem Ausmaß im Südwesten, wo klein- oder pachtbäuerliche Existenzen dominierten und sich besonders in den früheren Standesherrschaften unter Druck sahen, während des Frühjahrs; sie endeten schnell nach der Durchsetzung der wichtigsten Ziele, der Aufhebung restfeudaler Dienste und Abgaben. Die Träger längerfristiger Radikalisierung waren eher in den Unterschichten und unteren Mittelschichten der großen Städte zu finden, hauptsächlich unter Arbeitern und Handwerksgesellen, auch unter Studenten. Sie verfügten über ihre eigenen, teilweise noch von vormodernen Äußerungsformen (wie den „Katzenmusiken“), mit denen sie den als Gegnern identifizierten Personen ihr Missfallen bekundeten. Vor allem im Spätsommer

und Frühherbst 1848 verband sich das stets präsente soziale Protestverhalten der Unterschichten mit politisch radikalen Bestrebungen in bürgerkriegsähnlichen Zusammenstößen, hauptsächlich in Wien, Berlin und Frankfurt/M., wobei es vereinzelt auch zu Fällen von Lynchjustiz kam.

Die nationalen Probleme am Rande und im Umfeld des Territoriums des Deutschen Bundes wirkten in verschiedener Weise auf die Entwicklung in den Kerngebieten Deutschlands ein. Österreich hatte neben der ungarischen, kroatischen und tschechischen auch mit einer slowenischen und namentlich einer italienischen Frage zu tun. Letztlich war die Weiterexistenz des multinationalen Staatsgebildes überhaupt bedroht. Als Österreich im Sommer 1848 gegen das Königreich Piemont-Sardinien in den Krieg zog, das liberal-nationale Erhebungen in Oberitalien unterstützte, verteidigte es zugleich das Habsburgerreich als solches. Die Niederwerfung des aufständischen Ungarn erforderte im Folgejahr ein massives russisches Eingreifen. Russland war 1848/49 in Europa die einzige intakte gegenrevolutionäre Macht, und es entbehrt nicht der Logik, dass die äußerste Linke, etwa in Gestalt des jungen Redakteurs der *Neuen Rheinischen Zeitung*, Karl Marx, den Krieg gegen Russland propagierte.

Die polnische Nationalbewegung betraf 1848 vor allem Preußen und dort speziell die Provinz Großherzogtum Posen, wo ein eigenes polnisches Gemeinwesen als Keimzelle des angestrebten Nationalstaats Polen, seit 1795 bzw. 1815 restlos aufgeteilt zwischen den drei Ostmächten, zu entstehen schien. Die Polenbegeisterung der Liberalen ganz Europas aus den frühen 1830er Jahren war nicht vergessen, doch die staatliche Realität der Zugehörigkeit der Provinz Posen zu Preußen und der Widerspruch der dortigen deutschen Minderheit gegen eine Ausgliederung aus Deutschland verhinderten eine großzügig polenfreundliche Lösung.

Noch gravierender war der rechtlich komplizierte Konflikt zwischen der dänischen und der deutschen Nationalbewegung in bzw. um Schleswig. Hier führte Preußen im Auftrag des Deutschen Bundes Krieg gegen Dänemark, musste aufgrund internationalen Drucks aber einen Waffenstillstand abschließen, der von den Demokraten und auch vielen gemäßigten Liberalen als Verrat an der deutsch-schleswig-holsteinschen Revolutionsregierung betrachtet wurde. So führt der Waffenstillstand von Malmö (26. August 1848) zu schweren Zerwürfnissen. Auch wenn ein großer europäischer Krieg nicht ausbrach, so markierten und verschärften zugleich die diversen zwischenstaatlichen bzw. Interventionskriege die Restriktionen, unter denen sich die Revolution von 1848/49 entfaltete.

Das entscheidende Datum für Preußen – und darüber hinaus – wurde (nachdem einige Tage zuvor in Wien nach revolutionären Unruhen Fürst Metternich zurückgetreten und geflüchtet war) der 18. März 1848. Obwohl die alten Machtträger bereits beschlossen hatten, der liberalen Opposition in mehreren

wesentlichen Punkten nachzugeben, wurde vor dem Berliner Stadtschloss aus letztlich ungeklärten Gründen aus den Reihen des dort zusammengezogenen Militärs zweifach auf die versammelte Volksmenge geschossen. Der Vorfall löste heftige Barrikadenkämpfe aus, die am Folgetag mit der politischen Kapitulation des Königs endeten. Dieser zog die (ungeschlagenen, aber auch nicht voll erfolgreichen) Truppen aus der Hauptstadt zurück. In einer für ihn demütigenden Szene wurde Friedrich Wilhelm IV. genötigt, sich vor den Leichen der gefallenen Barrikadenkämpfer (wie in Wien und anderswo auch ganz überwiegend unterbürgerlicher Herkunft) zu verneigen. Mit dem Anlegen der einst verbotenen, aus der Urburschenschaft stammenden neuen Nationalfarben schwarz-rot-gold in der Öffentlichkeit und vor allem mit dem Aufruf *An mein Volk und die deutsche Nation* vom 21. März 1848 versuchte Friedrich Wilhelm einen Augenblick lang, aus der Not eine Tugend machend, sich an die Spitze des nationalen Aufbruchs in Deutschland zu setzen. So ist offenbar der bemerkenswerte Satz zu verstehen: „Preußen geht fortan in Deutschland auf“<sup>2</sup>. Als im Frühjahr 1849 die Möglichkeit bestand, legitimiert durch die gewählten Repräsentanten des deutschen Volkes, an die Spitze der Gesamtnation zu treten, versagte sich der Preußenkönig.

Die Entwicklung in dem (außerhalb Österreichs) mit Abstand größten und mächtigsten Einzelstaat folgte einer eigenen Bahn: Ende März 1848 nahm auch in Preußen ein liberales Ministerium die Arbeit auf. Die Wahl einer „Preußischen Nationalversammlung“ setzte allein aus quantitativen Gründen ein zweites parlamentarisches Kraftzentrum neben die gesamtdeutsche Nationalversammlung in Frankfurt; dazu kam, dass in der verfassunggebenden Versammlung Preußens die demokratische Linke gegenüber den Gemäßigten erheblich stärker vertreten war. Die liberalen Minister waren eingeklemmt zwischen dem nach links tendierenden und von der Revolutionsbewegung weiter in diese Richtung gedrängten Parlament einerseits und den mehr und mehr an Selbstbewusstsein zurückgewinnenden Vertretern des alten Regimes und der sie stützenden Sozialgruppen, in erster Linie der großen Gutsbesitzer (der „Junker“) und des Offizierskorps, andererseits. An die Spitze der Gegenrevolution in Preußen trat der ultra-konservative persönliche Zirkel um den König, die „Hofkamarilla“, ihr Instrument war die intakt gebliebene Armee.

Im November 1848 ging ein neues konservatives Ministerium auf Konfrontationskurs mit der Preußischen Nationalversammlung, die ins kleinstädtische Brandenburg verlegt und anschließend aufgelöst wurde. Die Verfassung, die der König flankierend einseitig erließ, kam zunächst den Interessen und Auffassungen des liberalen Bürgertums weit entgegen. Die oktroyierte Verfassung Preußens vom 5. Dezember 1848 wurde in den Folgejahren mehrfach revidiert, zuerst nur einige Monate später mit der Umwandlung des demokratischen Wahlrechts in das oligarchische Dreiklassenwahlrecht, das für die Zweite

Kammer des preußischen Landtags bis 1918 bestehen blieb. Aus der indirekt zu wählenden Ersten Kammer wurde 1854 das aristokratische „Herrenhaus“. Etwa gleichzeitig mit dem Staatsstreich in Preußen siegte die Gegenrevolution in Österreich, als die im Wiener Oktober-Aufstand kulminierende revolutionäre Volksbewegung von der Armee niedergeschlagen und einige Wochen danach mit dem Fürsten Schwarzenberg ein neuer, machtbewusster Regierungschef ans Ruder kam. In Frankreich hatten sich die innenpolitischen Kräfteverhältnisse schon mit der Niederschlagung des Juni-Aufstands verschoben. Es war dann aber nicht der republikanische Besieger des Pariser Proletariats, Cavaignac, sondern Louis Bonaparte, der spätere Napoleon III., der bei der Präsidentschaftswahl am 10. Dezember 1848 die Früchte erntete.

Die symbolisch (und potentiell auch realpolitisch) wichtigste Schöpfung der „Märzrevolution“ war die am 18. Mai 1848 eröffnete Deutsche Nationalversammlung, die in der Frankfurter Paulskirche tagte, ähnlich wie die preußische und andere Landesparlamente nach hier regional uneinheitlichem, die große Mehrheit einbeziehenden, gleichen, aber noch nicht allgemeinen Männerwahlrecht gewählt. Vorausgegangen waren, ebenfalls in Frankfurt, um die Monatswende März/April die Zusammenkünfte des selbst ermächtigten, naturgemäß weniger repräsentativen Vorparlaments, wo sich schon das Bestreben der gemäßigt-liberalen Mehrheitsströmung abzeichnete, dem souveränen Machtanspruch kraft revolutionären Rechts die „Vereinbarung“ mit den etablierten Mächten vorzuziehen. Trotzdem: das Paulskirchenparlament war die erste, durch Volkswahlen legitimierte Vertretung der deutschen Gesamtnation. Vor ihm stand die gewaltige Aufgabe, Deutschland bundesstaatlich unter einer ganz neu auszuarbeitenden Verfassung zu einigen.

Man konzentrierte sich nach dem französischen Vorbild von 1789 erst einmal auf die Erstellung eines umfassenden Grundrechte-Katalogs. Die Sicherung der individuellen und kollektiven Freiheitsrechte entsprach den Erfahrungen der Abgeordneten, von denen viele in den Jahrzehnten davor von staatlicher Repression betroffen gewesen waren, keineswegs nur die Radikalen. Auch mochte es vernünftig erscheinen, mit dem zu beginnen, was vergleichsweise unumstritten war. Es lässt sich aber nicht übersehen, dass das zeitliche Vorziehen der Beratungen über die Grundrechte die Paulskirche gegenüber den einzelstaatlichen Vorgängen in Verzug brachte, vollends mit dem Sieg der Gegenrevolution in Preußen wie in Österreich im Herbst 1848 (auch wenn es zunächst nur nach einer halben, sich im Rahmen des liberalen Verfassungsstaats haltenden Gegenrevolution aussah). Daneben drückten die einzelstaatlichen verfassungsgebenden Versammlungen regional spezifische soziale Bedingungen und politische Traditionen aus, die durchaus Abweichungen von der vorherrschenden Denkungsart der Deutschen Nationalversammlung begründen konnten.

Am deutlichsten erkennbar war das beim österreichischen Reichstag, der seit Juli 1848 tagte. Er stand insgesamt deutlich weiter rechts als das Frankfurter Paulskirchenparlament, und die deutschen Abgeordneten befanden sich darin, trotz des Boykotts seitens der Ungarn und der Italiener, in der Minderheit. Unter diesen Umständen gelang es der in Frankfurt neu installierten provisorischen Reichsregierung unter dem österreichischen Erzherzog Johann als gewähltem „Reichsverweser“ nicht, sich als eine den Einzelstaaten übergeordnete Macht zu etablieren.

Der Nationalversammlung und der Regierung des „Reichsverwesers“ standen keine eigenen Machtmittel zur Verfügung. Ohne die Bereitschaft der einzelstaatlichen Regierungen zur Zusammenarbeit besaßen sie praktische keinerlei Handlungsmöglichkeiten außer dem von der gemäßigten Mehrheit abgelehnten Appell an die Selbsttätigkeit des Volkes. Der von der großen Mehrheit des Bürgertums erstrebte Kompromiss mit den Fürsten und dem Adel scheiterte letztlich an der Dynamik des revolutionären Prozesses, der die Politik der Liberalen immer wieder zunichte machte: Wandten sich die bürgerlichen Führer eindeutig gegen die Volksmassen (soweit diese selbsttätig in Erscheinung traten), liefen sie Gefahr, die Radikalisierung des demokratischen Lagers – auf Reichsebene zunächst in der Minderheit, aber in manchen Regionen (besonders in Baden und Sachsen) die Volksmehrheit umfassend und im Verlauf der Revolution Zuspruch gewinnend – in Kauf zu nehmen und einen Polarisierungsprozess einzuleiten, dessen Opfer sie selbst zu werden drohten. Suchten sie den Konsens aller (liberalen und demokratischen) „Volkskräfte“, so bestärkten sie die unnachgiebige Fraktion der Vertreter der alten Ordnung, die jedes wesentliche Entgegenkommen ablehnte und allenfalls zu taktischen Zugeständnissen bereit war. Wie immer die konkreten politischen Entscheidungen ausfielen, in jedem Fall wurde das liberale Bürgertum von einem der politischen Pole abhängiger und verlor dadurch an Manövrierfähigkeit.

In den Grundfragen war die Entscheidung für die Verständigung mit Monarchie und Adel eindeutig. Eine der frühen Weichenstellungen der Revolution, die klare Ablehnung der breiten, teils aufstandsähnlichen antifeudalen Bewegung der Landbevölkerung im Frühjahr 1848 – zum Teil wurde seitens der liberalen Regierungen Militär eingesetzt – ist zweifellos in diesem Zusammenhang zu sehen. Die Verteidigung der Eigentümer-Rechte der Großgrundbesitzer war indessen nicht nur bündnispolitisch motiviert, sondern auch grundsätzlich gemeint; angesichts eines noch kleinen, aber wachsenden Industrieproletariats inmitten des etwa die Hälfte der Bevölkerung umfassenden Heeres von Besitzlosen wurde Missachtung des Eigentums in einem Sektor der Gesellschaft als Präzedenzfall angesehen. Von ähnlich machtpolitischer Bedeutung waren die Niederschlagung des republikanischen Aufstandes in Baden im April 1848 unter der Führung von Friedrich Hecker, der Beginn der Kriege gegen die



nationalen Befreiungsbewegungen in Posen, Prag, der Lombardei, schließlich auch in Ungarn, vor allem aber die Hinnahme des preußischen Waffenstillstands mit Dänemark durch die Mehrheit der Nationalversammlung und die Niederschlagung des folgenden Volksaufstandes in Frankfurt durch preußische, österreichische und württembergische Truppen im September.

Der tief greifende, sich ein gutes Jahr ungehindert entfaltende Prozess der Fundamentalpolitisierung Deutschlands lenkt den Blick vom sozial gehobenen, bildungsbürgerlich geprägten Zentralparlament in Frankfurt, wo sich in den verschiedenen Fraktionen Vorformen moderner Parteien herausbildeten, auf die alltäglichen Auseinandersetzungen auf lokaler und regionaler Ebene. Dort entwickelte sich ein reges politisches Vereinsleben mit einem gewissen Schwerpunkt bei den gemäßigten Demokraten; der im November 1848 gegründete Zentral-Märzverein soll bis zu 500 000 Mitglieder gezählt haben. Doch auch konstitutionell-liberale, konservative und katholische Vereine schossen aus dem Boden. Handwerksgesellschaften und Arbeiter gründeten die „Arbeiterverbrüderung“, der sich auch frühe gewerkschaftliche Organisationen zugesellten. Gleichrangige Erwähnung verdient der Aufschwung (in Zahl und Auflagenhöhe) wie die Politisierung der Zeitungsperiodika. Seit 1848 kann man für Deutschland von einer politischen Massenpresse sprechen.

Wie aus dem Deutschen Bund ein Nationalstaat werden sollte, lag keineswegs auf der Hand. Die Grenzen des Bundes reichten an manchen Stellen deutlich über die ethnischen Grenzen hinaus, hauptsächlich in Böhmen, in Slowenien und im Trentino. An anderen Stellen, so in Schleswig und im östlichen Preußen, schlossen sie umfangreiche deutschsprachige Gebiete aus. Das Kernproblem war indessen die Stellung des außerhalb des Bundesterritoriums weit nach Osten, Südosten und Süden ausgreifenden Österreich zum neu entstehenden Reich. Eine Aufnahme der gesamten multiethnischen Donaumonarchie erschien den meisten Abgeordneten der Deutschen Nationalversammlung weder machbar noch wünschenswert. Nur die historisch „deutschen“ Teile einzubeziehen, hätte faktisch die Auflösung des Habsburgerreiches bedeutet; die Verbindung zwischen den deutschen und außerdeutschen Ländern hätte sich auf eine monarchische Personalunion beschränkt. Vor allem den Verfechtern der österreichischen integralen Gesamtstaatsidee, die sich nicht nur in den alten aristokratisch-bürokratisch-militärischen Führungsschichten fanden, musste eine solche „großdeutsche“ Vereinigung als die schlechteste aller Möglichkeiten erscheinen.

Es blieb am Ende nur die „kleindeutsche“ Lösung mit dem König von Preußen als dem Deutschen Kaiser. Die knappe parlamentarische Entscheidung für das Erbkaisertum (statt für eine Wahlmonarchie oder ein republikanisches Oberhaupt) und damit für die preußische Spitze ließ allenfalls noch die Option eines „weiteren“, Deutschland und Gesamtösterreich umfassenden Bundes offen.

Die im Frühjahr 1848 somit schließlich mehrheitlich gefundene Lösung des Verfassungsproblems, ermöglicht durch die Hinnahme des allgemeinen, gleichen Wahlrechts seitens der gemäßigten Liberalen, war in sich durchaus schlüssig – entstanden wäre eine im europäischen Vergleich ausgesprochen fortschrittliche konstitutionelle Monarchie mit dem Machtschwergewicht im Parlament; das setzte aber das Einverständnis des preußischen Königs voraus, der die ihm zuge dachte Rolle nicht akzeptieren wollte und die von den Volksvertretern angebotene Kaiserkrone am 3. April 1849 ablehnte.

Bei dieser Entscheidung kam die Aversion Friedrich Wilhelm IV. gegen den demokratischen Ursprung und die konstitutionelle Beschränkung der Kaiserwürde ebenso zum Tragen – niemals wollte er, so schon im Dezember 1848 in einem Brief, eine mit dem „Ludergeruch der Revolution“ verunehrte Krone annehmen<sup>3</sup> – wie seine Furcht vor einem Zusammenstoß mit Österreich.

Der Gesichtspunkt preußischen Machtgewinns hätte übrigens auch für eine andere Entscheidung zu Buche schlagen können, wie sie der alles andere als demokratiefreundliche Prinz Wilhelm, der spätere König und Kaiser Wilhelm I., eines Versuchs wert fand: nämlich das Dilemma der Paulskirche, den erwählten Kandidaten auf den Kaiserthron nicht entbehren zu können, durch Funktionalisierung der liberal-nationalen Bewegung für die Erzwingung der preußischen Hegemonie in Deutschland auszunutzen.

Dazu kam es zunächst nicht, wohl aber – mit zeitlicher Verzögerung – zu einem reformkonservativen Nachspiel der Revolution mit ihrem nationalen Einigungsimpuls, als Preußen unter der Regie von Josef Maria von Radowitz, einem engen Berater des Königs, durch Verständigung der Fürsten und monarchischen Regierungen untereinander eine deutsche „Union“ im weiteren Bündnis mit Österreich zu erreichen. Ein großer Teil der erbkaiserlich-kleindeutsch orientierten Liberalen unterstützte den Plan, da er Gewähr dafür zu bieten schien, wenigstens einiges von den eigenen Zielen zu retten. Doch hatte Preußen mit seiner bewaffneten Intervention in anderen deutschen Staaten während des Frühjahrs 1849, mit der Ausschaltung der revolutionären Drohung, diejenige Kraft eigenhändig eliminiert, deren Vorhandensein allein die partikularen Gewalten und die konservative Richtung (nicht zuletzt in Preußen selbst) hätte veranlassen können, den Bestrebungen von 1848/49 durch ein eigenes, nationale und liberale Ansätze teilweise aufnehmendes Projekt statt durch die blanke Reaktion zu begegnen. Den negativen Endpunkt der Unionspolitik bildete die Wiederherstellung des alten Deutschen Bundes, nachdem Preußen gegenüber Österreich in der Punctuation von Olmütz (29. November 1850) unter russischem Druck allen Ambitionen auf eine Neugestaltung der deutschen Verhältnisse unter seiner Führung entsagen musste.

Bevor die Radowitzsche Unionspolitik zum Zuge kam und scheiterte, hatte im Mai und Juni 1849 noch einmal eine oft unterschätzte Revolte des demokratischen Flügels der 48er-Bewegung Platz gegriffen, die in einigen Regionen von der Bevölkerungsmehrheit getragen schien und mancherorts, so in Teilen des Rheinlands, heftigere Unruhen auslöste als die Märzrevolution ein Jahr zuvor. Ausgangspunkt der Erhebung war die Hilflosigkeit der Deutschen Nationalversammlung, deren gemäßigte Mitglieder sich (nach den Österreichern) mehr und mehr von den einzelstaatlichen Regierungen abberufen ließen oder aus freien Stücken ausschieden, nachdem die Reichsverfassung vom 28. März 1849 zunächst von sämtlichen einzelstaatlichen Volkskammern und den meisten fürstlichen Regierungen anerkannt worden war.

Die am 6. Juni 1849 nach Stuttgart, wo sie am 18. Juni endgültig geschlossen wurde, ausgewichene Rumpfnationalversammlung sah sich als Haupt des Widerstands gegen die Missachtung der Verfassung, der „Reichsverfassungskampagne“; die faktische Bedeutung des Rumpfparlaments für die Ereignisse blieb gering, als in Sachsen, in der bayerischen Rheinpfalz und vor allem in Baden die Revolutionäre den bewaffneten Kampf aufnahmen. In Baden, wo auch die Armee auf die Seite der Aufständischen übertrat, stand die Innenpolitik im Zentrum; die Reichsverfassung war faktisch nur ein Punkt unter mehreren.

Es waren nicht nur dort überwiegend Republikaner, radikale Demokraten und „Sozial-Demokraten“ mit viel weitergehenden Zielen, die unter der Parole der Verteidigung der Reichsverfassung antraten und nur durch das rigorose Eingreifen der preußischen Armee niedergeworfen werden konnten. Die Kapitulation der Festung Rastatt am 23. Juli 1849, der überaus harte Vergeltungsmaßnahmen folgten, darf als das Enddatum der Revolution von 1848/49 in Deutschland gelten. In Ungarn zogen sich die Kämpfe der nationalen Streitkräfte noch drei Wochen hin, bis deren Hauptmacht am 13. August vor den einmarschierten Russen die Waffen streckte. Die Strafmaßnahmen gegen die besiegten ungarischen Revolutionäre übertrafen in ihrer Brutalität noch das badische Exempel.

Während Preußen – trotz der nachträglichen Revision seiner Dezember-Verfassung und trotz starker absolutistischer Tendenzen in den frühen und mittleren 1850er Jahren – definitiv zu einem (sehr konservativ geprägten) Konstitutionalismus übergegangen war, galt die am 4. März 1849 für Österreich oktroyierte Verfassung auch formell nur bis zum Jahresende 1851 und wurde überdies praktisch kaum relevant. Für zehn Jahre stand die Habsburgermonarchie jetzt unter dem Regiment eines offenen Neoabsolutismus. Die am 4. November 1848 von der französischen Nationalversammlung für die dortige Republik verabschiedete Verfassung blieb ebenfalls nur gut drei Jahre in Kraft, als Louis Napoleon sie durch eine auf die Bedürfnisse seiner spezifisch bonapartistischen

Herrschaft zugeschnittene neue ersetzte. Doch es gibt auch andere Beispiele; in Dänemark, in den Niederlanden, in der Schweiz und in Piemont-Sardinien überdauerten die 1848/49 gelegten konstitutionellen Grundlagen die Reaktionsperiode der 1850er Jahre und blieben langfristig bestimmend.

Auf der Ebene der Gesellschaftspolitik ging die im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert begonnene Entfeudalisierung weiter und erhielt, vor allem im Agrarsektor, einen neuen Schub: Die auf Grund und Boden liegenden Dienste und Abgaben konnten in Deutschland und Österreich, sofern das nicht schon vorher möglich gewesen war, jetzt abgelöst werden. Dazu kam die Beseitigung überkommener grundherrlicher Jagd- und Weideprivilegien, Gerichts- und Polizeibefugnisse. In Preußen bezog ein Regulierungsgesetz endlich auch die untere bäuerliche Schicht in die sich über Jahrzehnte erstreckende Ablösung ein. Die überragende Machtstellung der ostelbischen Großgrundbesitzer auf dem Lande, die ebenfalls hatte reduziert werden sollen, blieb mit dem Triumph der politischen Reaktion unangefochten, bis 1872 sogar einschließlich der gutherrlichen Polizeigewalt. Auch auf anderen Gebieten fand 1848/49 oder im unmittelbaren Gefolge der Revolution eine Anpassung rechtlicher Bestimmungen an die Erfordernisse der kapitalistischen Gesellschaft statt, so im Bergbau- und Aktienrecht.

Der soziale Aufstieg des Bürgertums setzte sich nach 1849 verstärkt fort, als der industrielle Aufschwung die gesamte Gesellschaft zu erfassen begann. Auf der Ebene der Staatspolitik weit zurückgedrängt, arbeiteten Unternehmer aller Wirtschaftssektoren, aber auch Vertreter des Bildungsbürgertums in der kulturellen und wissenschaftlichen Sphäre, mit ungebremsster Energie an der Schaffung einer neuen gesellschaftlichen Realität. Wirkliche Verfolgung und Unterdrückung traf die demokratische, radikale Strömung der Revolutionsbewegung von 1848/49; die gemäßigten Liberalen blieben ziemlich ungeschoren. Eine gewisse Pressefreiheit bestand weiter. Nicht mehr die Vorzensur, wie in früheren Jahrzehnten, sondern die nachträgliche Sanktion bedrohte die freie publizistische Meinungsäußerung. Ähnliches galt für das Vereinswesen. Eine Rückkehr zu den Zuständen der 1820 und 30er Jahre fand nicht statt und wäre auf dem gegebenen gesellschaftlichen Entwicklungsniveau kaum möglich gewesen.

Die desillusionierten 48er-Liberalen kapitulierten nicht einfach geistig, näherten sich mehrheitlich aber einem Realismus des Denkens – der Begriff der „Realpolitik“ kam auf –, der opportunistische Züge annehmen konnte. Rund zehn Jahre nach dem Ende der Revolution zeigten mehrere Herrscherwechsel und liberale Wahlerfolge in den deutschen Einzelstaaten, namentlich in Preußen, einen erneuten Gezeitenwechsel an. Die italienische Einigung im Gefolge des Krieges zwischen Österreich und dem mit Frankreich verbündeten Piemont-Sardinien elektrisierte die neu belebte politische Öffentlichkeit Deutschlands; die überall in Deutschland stattfindenden, oftmals gegen obrigkeitlichen

Widerstand durchgesetzten Feiern zum 100. Geburtstag Friedrich Schillers machten sichtbar, wie fest ein – wie vage auch immer – freiheitliches gesamtdeutsches Nationalbewusstsein inzwischen in breiten Volksschichten, weit über das Besitz- und Bildungsbürgertum hinaus, verankert war.

Der mit der Paulskirchenverfassung von den gewählten Vertretern der deutschen Gesamtnation erhobene Anspruch auf Einheit und Freiheit ließ sich angesichts des gewaltigen und nachhaltigen Politisierungsschubs von 1848/49 mit seinen organisatorischen und publizistischen Ausdrucksformen nicht mehr aus den Köpfen verbannen. Der Grundrechtskatalog der Paulskirche beeinflusste maßgeblich die Weimarer Verfassung von 1919 wie das Grundgesetz von 1949. Der 1859 von führenden Liberalen und Demokraten gegründete Deutsche Nationalverein machte sich die Wiedereinsetzung oder Inkraftsetzung der Paulskirchenverfassung und die dementsprechende Lösung der Deutschen Frage zum zentralen Ziel. Dass es dahin nicht kam, lag maßgeblich am Ausgang des preußischen Heeres- und Verfassungskonfliktes der 1860er Jahre zwischen der monarchischen Regierung, seit 1862 von Otto von Bismarck geführt, und der liberalen Parlamentsmehrheit. Das Scheitern dieses erneuten liberalen Vorstoßes bildete – zusammen mit den sog. Einigungskriegen Preußens und seiner Verbündeten gegen Dänemark, Österreich und Frankreich – die Voraussetzung für die Reichsgründung von 1871.

Doch anders als es sich am 18. Januar 1871 in Versailles bei der Kaiserproklamation, dem sog. „Reichsgründungstag“, darstellte, war das Bismarckreich kein reiner Fürstenbund, zustande gekommen allein durch preußische Machtpolitik und Vereinbarung unter den Monarchen, sondern eine Resultante des Ringens unterschiedlicher, teilweise gegensätzlicher sozialer und politischer Kräfte, woran die liberal-nationale Bewegung einen wichtigen Anteil hatte. Dass Bismarck, 1848/49 ein entschiedener Gegner der Revolution auch in ihrer nationalen Zielsetzung, u. a. mit der Einführung des demokratischen Wahlrechts von 1849, meinte, an die liberalen und demokratischen Bestrebungen in der Gesellschaft appellieren zu sollen und dass das Kaiserreich von 1871 – bei allen Einschränkungen – erstmals in der deutschen Geschichte einen nationalen Verfassungsstaat schuf, ist ohne die Ereignisse von 1848/49 schwer vorstellbar.

### *Anmerkungen*

- 1 Es handelt sich hier um das für Drucklegung überarbeitete und etwas erweiterte Manuskript meines Vortrags am 13. September 2008 in Detmold. Aufgrund des Charakters des Textes sind nur einige wörtliche Zitate direkt belegt. Am Ende finden sich doch einige Hinweise auf weiterführende Literatur.

- 2 *Die Revolution von 1848/49. Eine Dokumentation.* Walter Grab (Hrsg.), München 1980, 59f.
- 3 *Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte.* Ernst Rudolf Huber (Hrsg.), Bd. 1, Stuttgart u. a. <sup>3</sup>1978, 402f.

### *Weiterführende Literatur*

#### *Quellen*

- Quellen zur Alltagsgeschichte der Deutschen 1815-1870.* Hartwig Brandt / Ewald Grothe (Hrsg.), Darmstadt 2005.
- Nach der Revolutoin 1848/49. Verfolgung, Realpolitik, Nationsbildung. Politische Briefe deutscher Liberaler und Demokraten 1848-1861.* Christian Jansen (Bearb.), Düsseldorf 2004.
- Flugblätter der Revolution.* Karl Obermann (Hrsg.), Berlin 1970.
- Die Grundrechtsdiskussion in der Paulskirche. Eine Dokumentation.* Heinrich Scholler (Hrsg.), Darmstadt 1973.

#### *Vorgeschichte und historisches Umfeld*

- Manfred Botzenhart: *1848/49: Europa im Umbruch.* Paderborn u. a. 1998.
- Eric J. Hobsbawn: *Europäische Revolutionen.* Zürich 1962.
- Dieter Langewiesche: *Europa zwischen Restauration und Revolution 1815-1849.* München, <sup>4</sup>2004.
- Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte.* Bd. 2, München, <sup>4</sup>1996.

#### *Überblicks- und Gesamtdarstellungen*

- Frank Engehausen: *Die Revolution von 1848/49.* Paderborn u. a. 2007.
- Ernst-Rudolf Huber: *Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789.* Bd. 2, Stuttgart 1960.
- Wolfram Siemann: *Die deutsche Revolution von 1848/49.* Frankfurt/M., <sup>7</sup>1997.
- Veit Valentin: *Geschichte der deutschen Revolution von 1848-1849.* 2. Bd., Berlin 1930/31.

#### *Sozialer Protest und regionale Spezifika*

- Ernst Bruchmüller: *1848. Revolution in Österreich.* Wien 1999.
- Manfred Gailus: *Straße und Brot. Sozialer Protest in den deutschen Staaten unter besonderer Berücksichtigung Preußens.* Göttingen 1990.
- Rüdiger Hachtmann: *Berlin 1848. Eine Politik- und Gesellschaftsgeschichte der Revolution.* Bonn 1997.
- Wolfgang von Hippel: *Revolution im deutschen Südwesten. Das Großherzogtum Baden 1848/49.* Stuttgart u. a. 1998.
- Rolf Weber: *Die Revolution in Sachsen 1848/49.* Berlin 1972.

KURT ROESSLER

## Ferdinand Freiligrath und sein Kaufmannsberuf\*

Ferdinand Freiligrath war nicht nur Dichter, Übersetzer und Herausgeber, sondern auch Kaufmann. Das ist wohlbekannt und wird in keiner Biographie verschwiegen. Aus den Biographien ist auch herauszulesen, dass er kein eigenes Geschäft oder gar ein Handelsunternehmen leitete oder doch wenigstens als Vermittler größerer Geschäftsabschlüsse auftrat, wie etwa der darin sehr erfolgreiche Georg Weerth. Freiligrath blieb sein ganzes Leben lang ein kaufmännischer Angestellter, der es vom Handlungsgehilfen zum Außenhandelskorrespondenten und zum Leiter einer Bankfiliale mit zwei Mitarbeitern brachte. Diese nur geringe Entwicklung des Kommis ist vielleicht einer der Gründe dafür, dass dieser Kaufmannsberuf als völlig unerheblich für seinen literarischen Werdegang angesehen wird. Hat sich nicht Freiligrath selbst immer wieder ablehnend gegenüber seinem praktischen Beruf geäußert, dass er ihn nur des lieben Gelderwerbs in den Zeiten der Not und des Exils betreiben musste, um zu überleben? Hat er nicht jeden Moment seiner Freizeit benutzt, um intensiv als Dichter zu arbeiten? So wurde sein Kaufmannsberuf als ein unglücklicher Zufall angesehen, der ihn an seiner schriftstellerischen Tätigkeit hinderte, ja ihn letztendlich sogar um seine dichterische Potenz brachte.

Das hatte zur Folge, dass außer der generellen Behinderung nie ein wirklicher Einfluss seines Berufes auf das literarische Schaffen diskutiert wurde. Die Tatsache, dass er 28 Lebensjahre von insgesamt 66 als Kaufmann gearbeitet hat, oder noch prägnanter: 28 von den 42 Jahren zwischen dem Ende der Schulzeit und dem Beginn der „Pension“, fordert eine gründlichere Beschäftigung mit dem Phänomen, als bisher erfolgte.

Kaufmann und Schriftsteller zu sein, war im 19. Jahrhundert vor allem im Rheinland nicht ganz ungewöhnlich. Es sei auf Friedrich Wilhelm Hackländer und Georg Weerth verwiesen, auf Gustav Reinhold Neuhaus, Adolf Schults und den aus Freiligraths Freunden sich später entwickelnden Wuppertaler Dichterbund um Emil Rittershaus. Auch Friedrich Engels hat in seiner Frühzeit Gedichte geschrieben. Bei keinem ist aber die Verknüpfung von Kaufmannsberuf und Dichterleben so dramatisch wie bei Ferdinand Freiligrath.

## Freiligraths Kaufmannsberuf

*Kaufmannslehre in Soest 1825-1831*

Abb. 1: Photographie des Hauses Zur Rose in Soest (Freiligrath-Haus).

Von Juli 1825 bis Ende 1831 erhielt Freiligrath eine Kaufmannslehre in der Firma Gebrüder Schwollmann seiner Onkel Christian und Moritz Schwollmann in Soest. Die Firma war ein Großhandelsgeschäft in Kolonialwaren, unterhielt aber auch den Kleinverkauf, eine Tabak- und eine Essigfabrik, ferner Webereien und eine Zwirnspinnerei. Der Hauptsitz befand sich im Haus Zur Rose in der Marktstraße 8 A, das heute auch Freiligrath-Haus genannt wird (Abb. 1). Eine Tafel erinnert an den Dichter: „Der Dichter / Ferdinand / Freiligrath / wirkte von Juni 1825 / bis Januar 1832 / in diesem Hause“ (Abb. 2).

Wilhelm Buchner gibt in seiner Briefbiographie ausreichend Kunde von den Verhältnissen.<sup>1</sup> Der Vater scheute als armer Schullehrer und im Jahre 1825 schon Vater von drei



Abb. 2: Photographie der Gedenktafel für Ferdinand Freiligrath am Haus Zur Rose in Soest.



Kindern die Kosten, die bei einem ausgedehnten Schulbesuch und Studium seines Sohnes Ferdinand auf ihn zugekommen wären. Er nahm ihn 1825 vom Detmolder Gymnasium, wo Ferdinand einer der besten Schüler gewesen war, und übergab ihn seinem Gevatter Moritz Schwollmann zur Ausbildung als Kaufmann. Im Hintergrund stand damals noch die nach beendeter Lehre von einem Erbonkel Hermann Schwollmann zu übernehmende Leitung einer Filiale in Edinburgh, ein Projekt, das sich aber bald durch dessen Bankrott zerschlug. Moritz Schwollmann tat es sehr leid, dass der hoch begabte Ferdinand seine Schulbildung abbrechen musste. Er konnte sich gegen dessen Vater nicht durchsetzen, beschaffte ihm während der Lehrzeit aber Bücher für eine intellektuelle Weiterbildung und sorgte für gute Hauslehrer, besonders in den Fremdsprachen Englisch, Französisch und Italienisch. Das konnte dem jungen Ferdinand im Hinblick auf die Außenhandelskorrespondenz auch beruflich von Nutzen sein. Dagegen stemmten Moritz und sein Bruder Christian Schwollmann sich völlig gegen die Beschäftigung des Kaufmannslehrlings mit der Poesie und übergossen noch 1836 das „Poetisiren mit der schärfsten Lauge“. Ferdinand Freiligrath ließ sich davon aber nicht abhalten, legte schon bald Hefte mit Gedichtentwürfen und Übersetzungen an und veröffentlichte ab 1828 erste Gedichte im *Soester Wochenblatt*.

1827 erhielt auch der Vater Freiligraths, der in zweiter Ehe mit Klara Wilhelmine Schwollmann verheiratet war, eine Anstellung als Rechnungsführer bei der Firma, so dass die Familie dann in Soest vereint war. Diese Einbindung der Familie in das Schwollmannsche Geschäft war dann wohl auch der Grund dafür, dass Freiligrath sechseinhalb Jahre in Soest verblieb. Dennoch spricht die recht lange „Lehrzeit“ und die Tatsache, dass er nie in die Führung des Geschäftes eingebunden wurde, nicht für seine kaufmännischen Fähigkeiten. Aus vielen Andeutungen geht hervor, dass er die Kaufmannslehre mit gemischten Gefühlen betrieb, weil ihm der Weg seiner eigentlichen Berufung versagt geblieben war. Moritz Schwollmann beurteilte ihn rückblickend Ende der 1870er: „Der junge Mann hatte dem Hause treu und redlich gedient und sich die herzliche Liebe der Seinen erworben.“ (Buchner I, 91).

### *Amsterdam 1832-1836*

Ab Januar 1832 bis Juni 1836 füllte Freiligrath eine Stelle als kaufmännischer Angestellter im Wechslungsgeschäft und Großhandelshaus Jacob Sigrist in Amsterdam aus. In der Hafenstadt und dem internationalen Warenumschlagspunkt kam er in Kontakt mit der weiten Welt und konnte nun auch seine Sprachkenntnisse anbringen. Aus Lektüre und Anschauung erwuchs gerade hier die Welt seiner exotistischen Gedichte, der „Wüsten- und Löwenpoesie“, und der

mit dem Thema der Schifffahrt verbundenen Werke. Wie auch in Soest arbeitete er in seiner Freizeit intensiv an seinen Texten. Gegen Ende seiner Amsterdamer Zeit schrieb er am 5. Februar 1836 an Hermann von der Heydt:

Meine Stellung bei Sigrist ist dieselbe, die sie vor drei Jahren war; Bekanntschaften suche ich nicht, was freilich für einen Kaufmann immerhin eine falsche Maxime ist, und lebe daher ziemlich eingezogen; [...] Ganz an meinem Platze – das fühle ich wohl! – bin ich hier nicht, und wenn ich einmal Gelegenheit haben sollte, meine jetzige Stellung mit einer solchen zu vertauschen, die mich mein äußeres mehr mit meinem innern Leben in Einklang bringen ließe, so würde ich dieselbe um so weniger unbenutzt vorbeigehen lassen, als auch mein für Amsterdam und sein theures Pflaster immerhin sehr mäßiges Salair von 800 fl. mir eine Verbesserung meiner Lage wünschenswerth, und sogar nothwendig macht. [...] Sie haben freilich Recht, daß der Merkur nicht recht zum Apoll und den Musen paßt. Es ist und bleibt eine Association, wo es immer kleine Reibungen giebt; ich tröste mich aber damit, daß fast alle Poeten, von Hans Sachs an, mehr oder weniger die Poeterei dazu treiben mußten [...]. (Buchner I, 132-133)

Am 29. März 1836 im Brief an Hermann von der Heydt:

Ueber meinen plötzlichen Austritt bei Sigrist wundern Sie sich gewiß. [...] Herr Franck versprach mir vorigen Sommer in den bestimmtesten und wohlwollendsten Ausdrücken, ohne die geringste Bewerbung meinerseits darum, den durch den Austritt seines diesen Frühling nach Baltimore abgehenden Veters B. zu erledigenden Spediteurposten. Jetzt nun, wo es darauf ankam, sein Wort zu halten, giebt er den Posten einem Andern, [...] Ich entschloß mich also kurz, reichte meine Demission ein [...]. (Buchner I, 136-137).

Das Zeugnis von Herrn Jacob Sigrist vom 17. Mai 1836 hörte sich zwar freundlich an, hielt sich aber im Rahmen des Allgemeinen:

Dem Herrn Ferdinand Freiligrath von Detmold, der vom Jahre 1832 bis 1836 während beinahe fünf Jahren auf meinem Handlungs-Bureau gearbeitet hat, gebe ich mit Vergnügen das Zeugniß, daß derselbe stets zu meiner Zufriedenheit nicht allein seine Pflicht erfüllt, sondern mit ungewöhnlichem Fleiß und besonders freundschaftlicher Anhänglichkeit die schwierigsten Arbeiten vollführte, die ihm vermöge des vollen Vertrauens, das ich in ihn setzte und derselbe stets rechtfertigte, aufgetragen wurden. Da durch dieses Vertrauen dem Herrn Freiligrath alles offen lag, so fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit, seine kaufmännischen Kenntnisse so auszubilden, dass er in diesem Fache in jede Stellung zu empfehlen ist, und hat es mir sehr leid gethan, den Herrn Freiligrath nicht bewegen zu können, bei mir zu bleiben. (Buchner I, 137).

*Barmen 1837-1839*

Nach einem knappen Jahr bei der Familie in Soest, in dem er sich um die Vorbereitung des 1838 veröffentlichten Bandes seiner *Gedichte* kümmerte, zwang ihn die wirtschaftliche Not, wieder eine Stelle als kaufmännischer Angestellter anzunehmen. Er schlug eine Stelle als Mitinhaber aus, die ihm sein Onkel Moritz Schwoßmann in Soest anbot, u.a. weil er dort nicht mehr frei an seinen Gedichten hätte schreiben können. Er arbeitete dann von Mai 1837 bis April 1839 im Großhandelshaus J. P. von Eynern & Söhne in Barmen als Kommis. Über seine Gefühle dabei gibt eine Passage im Brief vom 26. Mai 1837 an August Schnezler Ausdruck:

Die Kunst geht nach Brot; – meine Hugonischen Honorare waren zum Teufel, und mit dem auch noch zu erwartenden Cotta'schen muß ich meine Schulden bezahlen; – wir sind des Himmels Prinzen und der Erde Lumpen. – Lieber August, ich bin wieder Comptoirist hier im pietistischen Wupperthale, verdiene jährlich 500 Thaler, und bin betrübt bis in den Tod!

Ich hätte große Lust, mich todt zu schießen. – „Poet“ – großer Gott, was hab' ich verbrochen, daß du mir Verse gegeben hast und kein Geld dazu? Und doch – dies prosaische staubige Arbeiten um's Brot, ist's nicht immer noch besser, als den Buchhändlern seine Seele zu verkaufen? – Thränen, blutige Thränen möchte ich weinen, daß es so was Miserables und doch zugleich Schönes um's Leben ist, – Passive Menschen meines Schlages, deren Activität bloß nach Innen geht, taugen nicht für's Leben. – Ich habe Gefühle, aber keinen Verstand [...] oder wenn's einmal gelebt sein mußte, warum ließest du mich keine von diesen Maschinen und Comptoirseelen werden, die des schnöden Goldes die Fülle haben, Weib und Kind in Sammet und Seide kleiden, den Musenalmanach kaufen und die Nase rümpfen, wenn ein Poet einen abgeschabten Rock trägt! – Oh!! (Buchner I, 247-248).

Noch drückender wurde ihm aber sein Kaufmannsberuf, als er mit Karl Immermann in Berührung kam. So im Brief an Gustav Schwab vom 25. März 1838:

Mit Immermann geht es mir [...] eigen. Er ist mir so gülig und wohlwollend entgegengekommen (er suchte mich zuerst hier auf), daß ich mich ihm wahrhaft verpflichtet fühle, aber – er scheint mir kalt und vornehm, und das ist für mich plebejen „Comptoiristen“ (wie er mich auf zwei Briefen schuldigst titulirt) abschreckend. Ich sehe es ihm an, daß er aufrichtigsten Antheil an mir nimmt; er zeichnet mich sogar aus, aber die Wärme fehlt, er bleibt immer abgemessen. Dazu imponirt er mir zu viel, ich bin ein guter dummer Träumer, der in einem aristokratischen Zirkel = 0 ist, während er sprechen kann, wie ein Buch. Er hat mir dringend zugeredet, den Kaufmann zu quittiren, und kann es nicht begreifen, daß ich Nein dazu sage. (Buchner I, 202).

Dann folgte im Mai 1839, nach den vielen Ansätzen der inneren Befreiung von seinem Beruf durch die Wahl exotistischer und Reise-Themen seiner Gedichte, die Aufgabe seiner Kaufmannsstelle und der Beginn des Lebens als freier Schriftsteller, hier im Brief vom 16. April 1839 an Karl Immermann formuliert:

Alea jacta est! – Ich setze mich in früher Morgenstunde hin, um an Sie zu schreiben; [...] Es ist mir so frisch zu Muthe: die Zahlen, zwischen denen ich saß, wie die Prinzesin des Märchens zwischen den Erbsen, sind gebannt, meine Rechnungsbücher sind zugeklappt, und mein dreibeiniger Comptoirstuhl kracht unter der Wucht meines Successors – ich bin frei und über'm Rubicon! [...]

[Dann] laß' ich mich in aller Stille unter Rolandseck und Drachenfels nieder, lebe mir selbst und seiner Muse [...] und hole zwischendurch zu Bonn auf Bibliothek und in Vorlesungen nach, was sich nachholen läßt. Um für die Folge nicht literarischer Tagelöhner werden zu müssen, denk' ich jedenfalls ein festes Studium (natürlich keine eigentliche Facultätsdisciplin) zu tractiren, und werde mich wahrscheinlich für Naturwissenschaften entscheiden. (Buchner I, 219-220).

### *London 1846-1848*

Als Freiligrath Anfang 1844 bei der Zusammenstellung der Texte für *Ein Glaubensbekenntniß*. und den ersten Kontakten zu den Verlegern so recht klar wurde, dass ihm bei der Veröffentlichung das Exil und weiteres Elend drohte, erinnerte er sich wieder an seinen ehemaligen Kaufmannsberuf als Notrettung. Im Februar 1844 in St. Goar nutzte er im Gedicht *Hohes Wasser*. in einem Zwiegespräch mit seiner Frau das Rhein-Hochwasser, das gerade seine Wohnung umspülte, als Metapher für die kommende Notzeit. Er sieht sich im Rettungsboot:

So recht! – Am Steuer steh' ich dreist,  
 Und lasse kühl die Welle branden!  
 Ob hier und dort ein Strick auch reißt –  
 Wir werden landen und nicht stranden!  
 Helloffen liegt vor uns die Welt,  
 Ich bin gerecht in vielen Sätteln:  
 So lange Faust und Schädel hält,  
 Du Liebe, brauch' ich nicht zu betteln!

Nachdem im Exil in Belgien und in der Schweiz 1844-1846 das Honorar für *Ein Glaubensbekenntniß*. aufgebraucht war und er gezwungen wurde, nach London auszuweichen, musste er dort von Sommer 1846 bis April 1848 eine Stelle als Korrespondent in der Firma Friedrich Huth & Co. annehmen. Eine Passage des Briefs an Karl Heinzen vom 16. September 1846 belegt die Schwierigkeiten:

Ich warne Dich, nach schwerer eigener Erfahrung, freundschaftlich, nicht ohne Garantien eines Auskommens einen Boden zu betreten, auf dem der Mammon so absolut herrscht wie in England; auf dem der Arme, will er nicht mit seiner Familie verhungern, so unausgesetzt schaffen und schanzten, sich so mit Leib und Seele an die Arbeit verkaufen muß wie hier. Bei den zweihundert Pfund, die ich jetzt habe, sind mir nur die Sonntage frei. Die Wochentage muß ich ganz dem Geschäfte widmen. Ich gehe Morgens um 8 Uhr von Haus, bin um 9 Uhr auf dem Comptoir, arbeite bis 2, nehme dann ein hastiges Mittagessen in einem der Speisehäuser der City ein und kehre erst Abends gegen 6-7 Uhr (Dienstags und Freitags, als den beiden Haupt-Posttagen, erst um 9-10) nach Haus zurück. Und bei all dem Plack kann ich nicht einmal mit dem, was er mir einbringt, bestehen. Meine Frau gibt deswegen auch einigen jungen Engländerinnen in unserer Nachbarschaft deutschen Unterricht, was jährlich gegen 50 Pfund einbringt. [...] Hier in London auf dem Trocknen zu sitzen, müßte Dich bald mürbe machen, und wenn Du von Eisen wärst. (Buchner II, 188).

### *London 1852-1868*

Als er nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 Deutschland verlassen musste, suchte er im zweiten englischen Exil ab 1851 wieder eine Anstellung als Kaufmann. Zunächst arbeitete er von Mai/Juni 1852 bis Mai 1855 als Kommiss im Großgeschäft in ostindischen Foulards (Seidenstoffen) des jüdischen Händlers Oxford, der ungeliebten „Synagoge“, wie er das Comptoir ironisch nannte. Im Gegensatz zum ersten englischen Exil von 1846 bis 1848 scheint nun Freiligraths literarische Potenz gebrochen. Es war nicht nur die anstrengende Tätigkeit im Comptoir, sondern auch das Alter und die Enttäuschung über die fehlgeschlagene Revolution, die ihm, wie auch so vielen anderen, die Kraft zu weiterem Schaffen raubten. Von nun an blieb sein eigentliches dichterisches Werk marginal. Er hielt sich mit Gelegenheitsgedichten, Übersetzungen, Artikeln in englischen Literaturzeitschriften, Aufarbeiten älterer Texte und Herausgeberebertätigkeit literarisch „über Wasser“, konnte aber nie wieder an seine frühere Qualität anschließen. Wiederum war er es, der 1855 die Kündigung einreicht, als ihm eine Gehaltserhöhung verweigert wurde. Freiligrath im Brief an Theodor Eichmann vom 4. Juni 1855:

Heutigen Donnerstag Abends 6 Uhr habe ich die Synagoge verlassen, und bin seitdem wieder, Gott sei gelobt, mein eigener Herr und Hungerleider! Ich hatte, wie es sich von selbst versteht, Alles, was mir oblag, auf's Sauberste und Akkurateste vor meinem Austritt abgewickelt. Das Hauptbuch war bei und balancirt bis Ende April, das sogenannte Private Ledger, eine Art von Contocurrentbuch, war à jour; das Bankconto ebenfalls stimmend bis auf die Minute meines Fortgehens, nicht minder sämtliche Nebenbücher bei und correct. Wenn ich das Alles bedenke und dazu nehme, dass

meine sämtlichen Bucharbeiten (ungerechnet die ziemlich starke Correspondenz in drei Sprachen) immer in gleich guter Ordnung waren – daß aber Oxford – als ich ihm um eine Erhöhung von £ 50 bescheiden anging, seinen abschlägigen Bescheid nur durch eine Herabsetzung meiner Arbeit zu motiviren die Stirn hatte, so läuft mit die Galle noch über. [...] Gleich als ich ihm kündigte, (was er doch nicht erwartet hatte), widerrief er, der Sache nach, seinen Brief, die Qualität meiner Arbeit sei durchaus über allen und jeden Tadel erhaben, nur in der Quantität hätte ich mehr leisten können. D. h. ich hätte anstatt bis 6 oder  $\frac{1}{2}$  7 Uhr, bis 8 oder 9 täglich oxsen und die Störungen meiner Tagesarbeit, die mir im vorigen Jahr durch seine eigenen ewigen Ausflüge, durch monatelanges Bauen im Comptoir und endlich durch ewigen Wechsel der jüngeren Commis erwachsen waren, durch ein totales Aufgehen in seinen Zahlen und ein vollständiges Entsagen auf meine Abende mit Weib und Kind und Muse wieder einbringen sollen. [...] Ich entlasse ihn hiermit feierlichst, ungerührt davon, daß er mich noch beim Weggehen versicherte, er werde mir jederzeit das glänzendste („aber das allerglänzendste“) Zeugnis geben, und mir gern eine gute, eine sehr gute Stelle wieder verschaffen. Eine Stelle von 3-400 £ könne ich mit dem, was ich zu leisten vermöge, ja jeden Augenblick wieder finden. (Buchner II, 296-297).

Nach einer kurzen Pause fand er durch seine Beziehungen zu der im Entstehen begriffenen Kommunistischen Partei um Karl Marx und Friedrich Engels die Stellung eines Leiters des Londoner Büros der General Bank of Switzerland, die er neun Jahre von Ende Juni 1856 bis Ende 1865 innehatte. Den Beginn schilderte er im Brief vom 19. August 1856 an Theodor Eichmann:

Letztere [Schwierigkeiten] bestehen hauptsächlich darin, daß ich das ganze Geschäft gewissermaßen erst schaffen muß und dabei, abgesehen von der großen Verantwortlichkeit (die mit meinem jetzigen Gehalt [300 £] eigentlich gar nicht bezahlt ist), noch die ganz besondere Unannehmlichkeit zu überwinden habe, daß ich zwischen einem sehr unternehmungslustigen Direktorium (dem Pariser) und einem eher vorsichtigen und zurückhaltendem (dem Londoner) mitten inne stehe und meinen Cours mit großer Vorsicht steuern muß. [...] Wir haben heute unser neues Bureau bezogen, für das wir (2 Stuben und ein Souterrain mit feuerfesten Gelassen) £ 600 – jährliche Miethe zahlen müssen. Mit der Zeit, denke ich, muß ich wenigstens eben so viel werth werden, wie unser Local. (Buchner II, 308).

Auch diese Zeit war nicht sorgenfrei. Vor allem belasteten sie die Folgen einer fehlgeschlagenen Geldanlage. Im Jahr 1867 ermöglichte ihm die Freiligrath-Dotation, die seine Barmer Freunde zu seinen Gunsten ins Leben gerufen hatten, die Entschuldung, die Rückkehr nach Deutschland 1868 und ein sorgenfreieres Leben bis zu seinem Tode 1876 in Cannstatt.

Ein Licht auf seine Kapazität als Kaufmann und Banker in dieser Spätphase wirft der Bericht des leitenden Kopfes des Komitees für die Dotation, seines

ehemaligen Juniorchefs in Barmen, Ernst von Eynerns, in dessen Memoiren zum Jahre 1867<sup>2</sup>:

Hatten wir diese Sammlungen mit Freudigkeit begonnen, so war es der Dichter selbst, welche uns dieselben fast verleidete. Wir hatten ihn in Not und Sorge gewußt, und er selbst hatte uns die Erlaubnis zu dem getanen Schritt gegeben; dabei fand er es aber für gut, uns vollständig zu verschweigen, daß er außer nicht unbeträchtlichen, persönlichen Schulden sehr bedeutende kaufmännische Verpflichtungen zu erfüllen hatte. [...] Von Freiligrath selbst erhielten wir über diesen Punkt keine genauen Mitteilungen. Er kam aber im Juli hierher, und wurde nun ernstlich von uns ins Gebet genommen. Ich lernte in ihm einen in allen geschäftlichen Sachen durchaus unpraktischen Mann kennen, der sich selbst zunächst gar keine Rechenschaft über seine zerrütteten Vermögensverhältnisse ablegen wollte und deshalb mit denselben so viel wie möglich hinter dem Berge hielt. Es war manchmal rein zum Verzweifeln. Wir schwebten mit unserm guten Willen in der Luft und scheiterten mit der Hilfe an der Entschlußlosigkeit unseres Freundes. [...] Endlich bekamen wir denn doch einen Einblick in die Verhältnisse. Es hatte sich an einer Bergwerksgesellschaft „New-Mansfield Mining Company“ weit über seine Mittel beteiligt. Die Aktien derselben waren keinen Pfennig mehr wert, und da ihm von zwei Geldinstituten bedeutende Vorschüsse darauf gemacht worden waren, so war er außer stande, diese zu bezahlen. Er gab nun seine Schulden dahin gehend an, dass er der Banque générale Suisse in Genf £ 2200.– der Nationalbank in London £ 1700.– und an persönlichen Schulden £ 1200.– zusammen £ 5100.– schulde. [...] Auch die Schuld in London stellte sich als größer heraus. Es war ein Wirrwarr ohne Ende, und alle Liebe zu unserem Dichter gehörte dazu, die Geduld nicht zu verlieren. [...] Aber bis heute sind die getroffenen Arrangements noch nicht dokumentarisch beglaubigt. Inzwischen haben dieselben, zusammen mit den bezahlten Ehrenschulden, wohl an 20000 Taler von der Dotation verschlungen. Hätte Freiligrath vor unserem Aufruf seine Angelegenheiten in die Hände seiner Freunde gelegt, so würde er den größten Teil dieser Summe gespart haben.

Die Freiligrath-Dotation erreichte 1867 nach reger Sammlungs- und Spende-tätigkeit die sehr große Summe von etwa 60.000 Talern. Bei der geschickten Anlage dieses Vermögens durch seine kaufmännisch erfahrenen Freunde, insbesondere Ernst von Eynern und August Boelling, hätte Freiligrath von den Zinsen bequem leben können. Neben der Bezahlung von Privat- und Geschäfts-schulden kam es aber nach 1868 zu sich immer steigenden Barauszahlungen aus dem Kapitalstock, bis hin zu der von Freiligrath seinem Vermögensverwalter Boelling abgepressten Auszahlung von 5.200 Talern als Darlehen an Freiligraths Sohn Wolfgang im Jahre 1874. Diese gingen, wie vorher zu erwarten war, umgehend durch den Bankrott der amerikanischen Firma, an der sich Wolfgang beteiligt hatte, verloren. Wäre Freiligrath nicht schon im Jahre 1876 verstorben,

hätte ihn solche Entnahmen aus dem Kapital der Dotation wieder in seine lebenslangen finanziellen Sorgen zurückgestoßen.<sup>3,4</sup>

Gezwungen und ohne Liebe begonnen, von einer großen Unselbständigkeit behindert, die Freiligrath nie eine wirklich leitende Stellung erringen ließ, trotz Gründlichkeit immer etwas lethargisch betrieben, begleitet von ständigen finanziellen Fehlinvestitionen und nach den Katastrophen von 1840-1844 am Rhein<sup>3,4</sup> und in England nach 1860 in eine unfassbare Schuldenmisere mündend, ist Freiligraths Kaufmannsberuf keine Erfolgsstory. Man kann wirklich daran zweifeln, ob dieser Dichter mit seiner Unfähigkeit zu einer persönlichen und geschäftlichen Finanzplanung wirklich diesen Beruf „erlernt“ hat. Es lag nicht an seinen Einkünften. Die Tantiemen der Buch- und Zeitungsveröffentlichungen und die Gehälter als Kaufmann wären bei sparsamer Lebensführung schon ausreichend gewesen. Aber Freiligrath setzte sich über die Begrenzungen immer wieder hinweg, wie in den Jahren 1839/41, als er bettelarm vor seiner Hochzeit das Buchprojekt *Das romantische und malerische Westphalen* des Verlegers Langewiesche platzten ließ, für das er aber schon eineinhalb Jahre Vorschuss bekommen hatte. Langewiesche erzwang die Rückzahlung, zusammen mit einem erheblichen Strafgeld für die verpasste Publikation, in Höhe von mehr als tausend Talern<sup>4</sup>, eine tolle Brautgabe. Wie aber schon bei dem Bericht Ernst von Eynern anklang und von seinen Freunden unablässig wiederholt wurde, ließen die Persönlichkeit Freiligraths, seine intellektuelle und politische Gradlinigkeit diese niederen Misereen immer wieder vergessen.

## Folgen des Kaufmannsberufs für Freiligraths Werk

### *Die Handschrift*

Das erste gut erkennbare Erbe seiner Ausbildung zum Kaufmann ist seine sehr deutliche und gut lesbare Handschrift. Diese erleichtert nicht nur die Transkription seiner Manuskripte, sondern ist auch von erheblichem ästhetischem Reiz. Bei der Niederschrift seiner Gedichtsentwürfe nimmt sie eine abgerundete, fast schon kursive Form an. Bei den sog. Arbeitsmanuskripten von *Ein Glaubensbekenntniß*, in der Krone Assmannshausen<sup>5</sup> ist sie über längere Zeit von 1842 bis 1844 recht konstant. Nur der geübte Transkribent kann aus feinen Details, darunter auch der Schriftgröße, zeitliche Varianten herauslesen. Die im Folgenden gezeigten Beispiele stammen aus einem Satz Farbfaksimiles, die der Verfasser im Winter 1993/94 von den Originalen im Rahmen seiner Archivierungstätigkeit in der Krone Assmannshausen herstellte. Sie alle sind als Schwarz-Weiß-Kopien in den angegebenen drei Bänden enthalten.



In der Zeit des Entwurfs des revolutionären II. Teils von *Ein Glaubensbekenntniß*, ist der Duktus etwas freier und entschlossener, wie in Abb. 3 am letzten Gedicht des Bandes gezeigt, dem *Vorläufig zum Schluß*, ebenfalls vom Mai 1844.

Gelegentlich wird die Schrift aber auch schon einmal etwas nachlässig, breit und hält weder den Zeilenabstand noch den geraden Schriftduktus ein. Dies geschieht manchmal am Ende von Niederschriften und dürfte entweder der Müdigkeit des Abends oder auch dem Einfluss einiger Gläser Wein zuzuschreiben sein. Abb. 4 bringt als Beispiel das vierte Blatt des Gedichtes *Von acht Rossen*, vom Januar 1844, bei dem der mit dem Schreiben zunehmende freie Duktus gut erkennbar ist. Das kann auch Folge einer Begeisterung über den gut gelungenen bissigen Schluss des Gedichtes sein. Es sei darauf hingewiesen, dass der Text vor dem Kennenlernen von Karl Marx entstanden ist. Die freie Schriftführung des primären Entwurfs ist der Beleg, dass Freiligrath auch ganz von selbst auf klassisch marxistische Pointen kommen konnte. Die letzte Strophe über die acht Rosse = acht preußische Provinzen spricht aus, dass erst über ein wirtschaftliches und gesellschaftliches Desaster die Wende zur Befreiung von den alten Zwängen erfolgen kann. Hier die Transkription:

Immer ruhig, immer sachte,  
Ihr getreuen, lieben Achte!  
Eines glaubt, und bleibt dabei:  
Steckt' der Karr'n einmal im Drecke,  
Hui, dann geht es rasch vom Flecke  
Und die Zäume fliegen frei!

Freiligraths Briefe sind ebenfalls von einer sehr sauberen Handschrift, je nach Adressat oft noch etwas förmlicher und exakter, man ist versucht zu sagen spitziger, als viele seiner Gedichtentwürfe.

Die Schrift des Kontoristen zeigt sich ausgefeilt in den Reinschriften der Texte für den Druck, wie in Abb. 5 der Vorspruch des *Ein Glaubensbekenntniß*, vom April 1844. Ebenso gestochen und ästhetisch ist auch sein Namenszug im Autogramm. Die zeit seines Lebens beibehaltene saubere und schöne Handschrift des Dichters ist eines der besten Erbstücke seines Berufes als Kaufmann.

### *Der Realismus der Gedichte*

Freiligrath wird oft beschrieben als ein Dichter, der sich nach seinen spätromantischen *Gedichte* von 1838 und der Periode in Unkel 1839/41 in zunehmendem Maße dem Realismus der sozialen und politischen Lyrik genähert habe. Dabei

wird aber übersehen, dass auch schon seine frühesten Gedichte einen großen Anteil an realistischer Beschreibung ihrer Szenerie und ihrer Umstände aufweisen. Auch da, wo er Bilder als Metaphern für die aktuelle Anwendung und die Zielrichtung eines Gedichtes benutzt, sind diese gestochen scharf. Schon in seinem ersten Jünglings-Gedicht *Moos=Thee*. von 1826 wird Island, wo der Moostee wächst, und seine eigene Befindlichkeit (Krankheit) wie in einem Stahlstich gezeichnet.

Diese graphische Technik wurde im Jahre 1820 von dem Amerikaner Jacob Perkins entwickelt und 1824 von dem Karlsruher Maler und späteren Freund Freiligraths, Professor Carl Ludwig Frommel (1789-1863), in Deutschland für Kunstdrucke eingeführt. Der Stahlstich wurde dann bahnbrechend für eine immer präzisere Darstellung im Buch- und Zeitungsdruck.

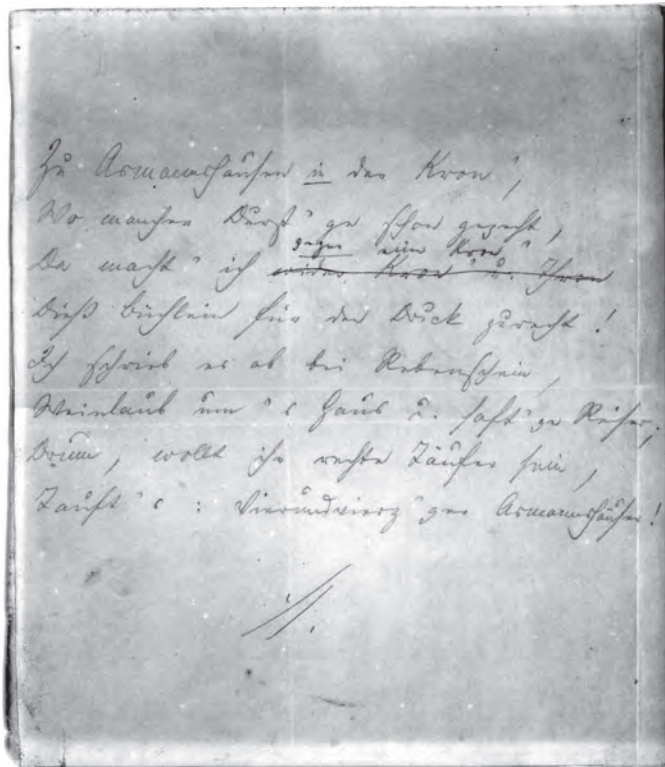


Abb. 3: Entwurf-Manuskript des Gedichtes *Vorläufig zum Schluss*. vom Mai 1844. (Archiv der Krone Assmannshausen)

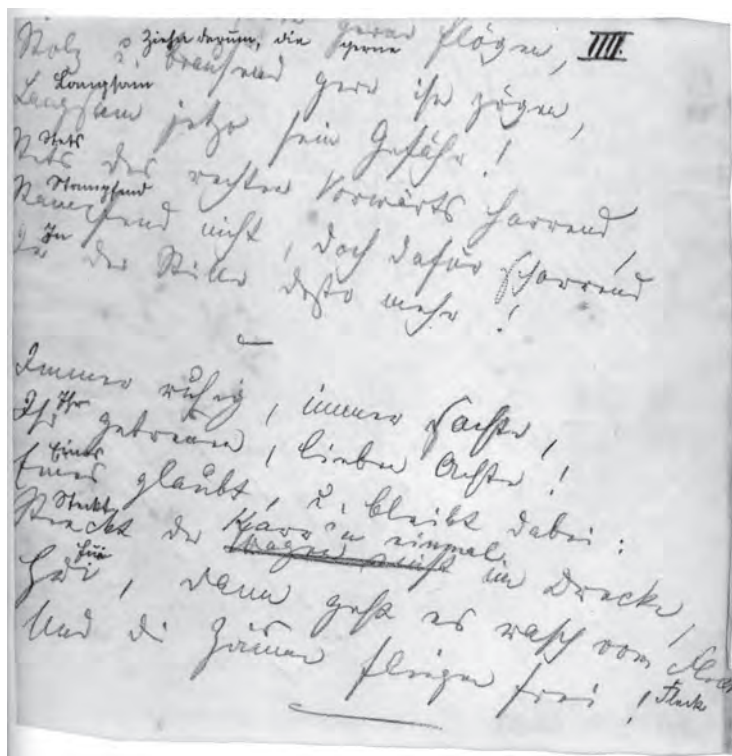


Abb. 4: Entwurf-Manuskript der letzten beiden Strophen  
des Gedichtes *Von acht Rossen*. vom Januar 1844. (Archiv der Krone Assmannshausen)

Die im Rückgriff auf diese Technik so genannte „stahlstichhafte“ Behandlung der Texte gilt für seine sämtlichen Gedichte bis 1838, die exotistischen wie die „europäischen“. Gerade bei seiner „Wüsten- und Löwenpoesie“ hält die detaillierte Beschreibung der wilden orientalischen Handlung das Gleichgewicht. Einen großen Teil der Wirkung seiner frühen Gedichte auf seine Förderer Adalbert von Chamisso, Gustav Schwab und Karl Immermann, bis hin zu seinem späteren Bewunderer Karl May, beruhte auf dieser ungewöhnlichen Präzision. Lange Passagen der vor allem von Wilhelm Buchners Briefbiographie wiedergegebenen Briefwechsel mit seinen Förderern beziehen sich auf deskriptive Details der Gedichte, Diskussionen, die dem heutigen Leser manchmal etwas übertrieben vorkommen.

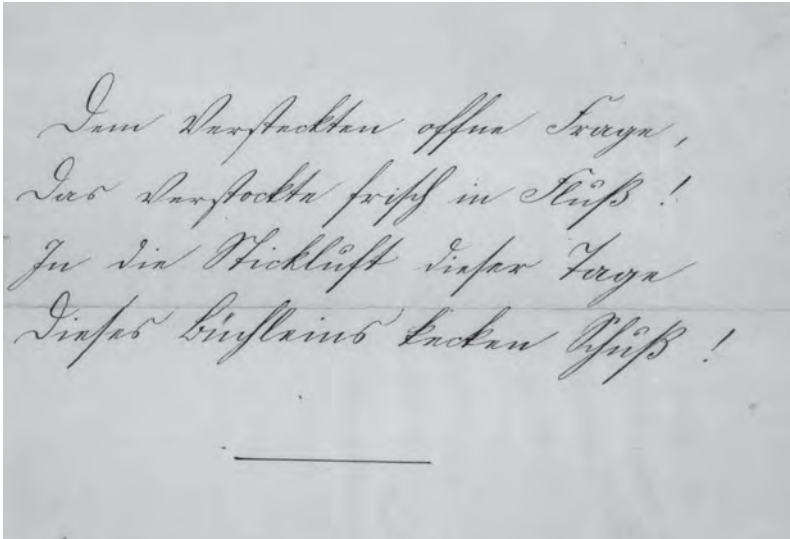


Abb. 5: Reinschrift-Manuskript des Vorspruchs zum Band *Ein Glaubnesbekenntniß*. vom April 1844 (Archiv der Krone Assmannshausen)

In seinen Metaphern, wie der breit angelegten Beschreibung des Helden in *Der Mohrenfürst.*, die letztlich die Würde des schwarzen Menschen und damit sein Menschenrecht deutlich machen soll, geht Freiligrath detailliert auf die Kleidung des Fürsten und die Ausstattung seiner Umgebung ein. Er präzisiert damit nicht nur die Szenerie, in dem die Handlung spielt, sondern unterstreicht wie die Stahlstiche in Büchern und in der Zeitung auch die Realität dieser Vorgänge, die eine Anwendung auf die eigene Situation des Lesers oder Hörers bis hin zur Selbstidentifizierung ermöglichen soll. Man sollte gerade am hier angesprochenen Beispiel des Mohrenfürsten und der anderen Gedichte Freiligraths über afrikanische Sklaven nicht vergessen, dass diese Texte im Herbst 1843 Henry Wadsworth Longfellow zu seinen *Poems on Slavery* angeleitet haben, die über dessen Beziehung zu Abraham Lincoln einen Einfluss auf die Abschaffung der Sklaverei ausgeübt haben.<sup>6</sup>

Viele von Freiligraths politischen Gedichten, von den ersten der Jahre 1843/44 bis zu den Gedichten der Deutschen Revolution von 1848/49 führen über ein breit angelegtes geschichtliches Panorama hin zur aktuellen Forderung eines demokratischen oder revolutionären Bewusstseins. Freiligrath entgeht dabei nicht der Gefahr, dass diese poetische Technik, wo sie Manier

wird, auch zu umständlicher Behandlung von Nebenthemen, zum Steckenbleiben des Schwungs im Detail, zu einer gewissen Trockenheit und zu einer gerade heute nur schwer ertragbaren Länge seiner Texte führen. Freiligraths Reaktion auf diese Gefahr ist oft sein Pathos, das das poetologische Problem aber nicht geringer macht. Hier stößt der positive Effekt der realistischen Betrachtung und Bilanzierung, die er sicher auch seinem Kaufmannsberuf verdankt, an die Grenze der poetischen Ausgewogenheit und des emotionalen Flusses und der Erhaltung der Spannung eines Gedichtes.

Freiligrath ist nicht einzige Poet seiner Zeit, der genau beobachtete und beschrieb, aber vielleicht doch derjenige, der diese Technik am ausgeprägtesten beherrschte. Die Spätromantik und auch die Revolutionszeit haben Freiligraths besonderen Stil zum einen wegen der Neuartigkeit, zum anderen wegen des Einklangs mit der aktuellen Situation begeistert aufgenommen. Es ist aber nicht zu verkennen, dass schon zu seinen Lebzeiten eine nüchternere Betrachtung seiner Poesie eintrat, wie etwa schon früh zu Anfang der 1840er Jahre in der Kritik von Annette von Droste-Hülshoff.

Die Besonderheiten von Freiligraths Lyrik fordern heute, im aktuellen Kampf um die Erhaltung seines dichterischen Erbes, in dem der Verfasser und seine Freunde stehen, eine Auswahl und Beschränkung auf die Texte, in denen die Balance zwischen Realismus und Poesie gelungener ist, was selbstredend aber eine kritische Ausgabe des gesamten Werks nicht überflüssig macht.

### *Einflüsse der Sprachkenntnis und der Weltläufigkeit des Kaufmanns*

Die intellektuelle Erziehung des jungen Freiligrath, die nach 1825 zusammen mit dem Hineinwachsen in den Kaufmannsberuf einsetzte, geschah durch ausgedehnte, aber oft wilde Lektüre, die fluktuierende Beratung durch befreudete Lehrer und Geistliche und den gelegentlichen Unterricht durch Hauslehrer, insbesondere in den Sprachen. Insgesamt war diese Bildung ein wenig unsystematisch. Die Fremdsprachen vermittelten ihm aber Einblicke in ganz neue poetische Traditionen und führten ihn zu ersten eigenen Übersetzungen. Freiligrath war empfänglich für die experimentelle Übernahme fremder Vers- und Reimschemata, die so in der allgemeinen deutschen romantischen Literatur noch nicht zu finden waren, wie z.B. die Spencerstrophe. Das Experimentieren mit neuen Formen bedingte aber notwendigerweise die Ausfeilung der äußeren Gestalt der Gedichte, an die Freiligrath oft viel Zeit verwendete, manchmal bis hin zur Kleinlichkeit. Das mochte wohl auch zum Erbe des Kaufmanns gehören, seine Bilanzen exakt abzuschließen.

Die im Ganzen sehr verdienstvolle Übersetzertätigkeit Freiligraths ist sicher ein Ausfluss seiner Ausbildung in Hinsicht auf die Tätigkeit als Außen-

handelskorrespondent. Sie hatte für ihn aber auch eine etwas negative Seite. Bei poetischen Unsicherheiten und Trockenzeiten oder durch das Exil bedingten Auszeiten kämpfte er sich meist nicht wirklich durch, um seiner Lyrik über seine Lebenszeit hinweg einen folgerichtigen Aufbau und einen einheitlichen Charakter zu bewahren, sondern er wechselte kurzfristig in das Übersetzen, wie in eine Art Fluchtburg, die ihm ein intellektuelles Überleben sicherte, ohne dass er der schwierigen Hauptlinie folgen musste. Die Übersetzertätigkeit läuft daher Gefahr, sein poetisches Erbe zu einem Sammelsurium unterschiedlicher Ansätze zu verunklaren. Da musste dann oft die Biographie des aufrechten und unbeugsamen Kämpfers für Freiheit und Gerechtigkeit als Klammer des uneinheitlichen Werkes herhalten. Zwar sind auch heute noch einige von Freiligraths Übersetzungen in neuen Ausgaben zu finden, so seine Übertragungen von Shakespeare-Texten, ebenso sind die Übertragungen der amerikanischen Lyrik der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch immer vorbildlich, aber im Ganzen ist doch das Meiste dieses „zweiten Lebenswerks“ durch die Veränderung des Sprachstils nicht mehr akut.

Ein ganz anderer Ausfluss seines Kaufmannsberufs in seine Lyrik ist die Auswahl der Themen von Gedichten. Die exotistische Wüsten- und Löwenpoesie, die Seebilder und Schiffe, die holländischen und amerikanischen Themen, auch die Beschäftigung mit den Auswanderern u.a.m. sind durch seine Anschauung in Amsterdam und auch seine Tätigkeit als Außenhandelskorrespondent bedingt. Dies endet im Wesentlichen aber mit dem Band *Gedichte* von 1838. Eigentliche Kaufleute-Themen tauchen weder vor noch nach 1838 in den Gedichten auf.

### *Angewandte Lyrik*

Freiligraths eherner Satz „Der Dichter steht auf einer höhern Warte, / Als auf den Zinnen der Partei.“, den er im Gedicht *Aus Spanien*. vehement den politisch und sozial engagierten Dichterkollegen des Jungen Deutschland und insbesondere Georg Herwegh entgegen schleuderte, und seine Thematisierung im I. Teil von *Ein Glaubensbekenntniß*. verführen zu glauben, dass der Dichter sich erst im Jahre 1843 zu einem sozial und politisch denkenden Dichter gewandelt habe. Freiligrath selber hat dem, allerdings erst spät, im Brief vom 9. Juli 1852 an F. A. Brockhaus widersprochen:

Ich begreife eigentlich nicht, wie man sich nur wundern mag, daß ich ein Dichter der Revolution geworden bin; wie man meinen ganzen Gang, statt von Innen heraus, von Außen herein construiren mag. Meine erste Phase, die Wüsten- und Löwenpoesie, war im Grunde auch nur revolutionair; es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung, wie gegen die zahme Societät. Nachdem ich mich einmal

um die Politik des Tages zu bekümmern anfangen, konnte ich eben nur den Weg einschlagen, den ich nun seit acht Jahren mit unerschütterlicher Consequenz, kein Opfer scheuend, keinen Lohn begehrend, die liberalen (jetzt meist zu Kreuz gekrochenen) Zurechtweiser und Bspöttler meiner Uebergangszeit weit hinter mir lassend, gegangen bin. (Buchner II, 264).

Diese Passage ist oft als posthume Umdeutung seiner Jugendzeit relativiert worden. Ein Blick auf sein Werk, den man im Hinblick auf etwaige Konsequenzen seines Kaufmannsberufs in Richtung auf eine schon frühe soziale oder auch politische Anwendung seiner Gedichte macht, fördert etwas Erstaunliches zu Tage. Unabhängig von der oben angesprochenen generellen Frontstellung gegen die „zahme Societät“ finden sich einige Texte, die man nur als sozial und vom Bewusstsein der Menschenrechte motiviert bezeichnen kann. Im Band *Gedichte* von 1838 sind es immerhin: *Die Auswanderer.*, *Der Schlittschuhlaufende Neger.*, *Leben des Negers.*, *Der Mohrenfürst.* und *Die irische Witwe.* Allerdings kann man hier noch nicht von einem entschlossenen Einsatz reden. Der Kampagne für den Wiederaufbau des Rolandsbogens als Zeichen demokratischer Denkmalspflege<sup>7</sup> mit seinem Spendenaufruf in der Kölnischen Zeitung vom 11. Januar 1840 und die Verhinderung der Einrichtung eines Spielkasinos auf der Ebernburg durch das Gedicht *Ein Denkmal.* im Mai 1842 lassen sich schon lange vor *Ein Glaubensbekenntniß.* als angewandte Lyrik verstehen und aus der Haltung des praktischen Kaufmanns interpretieren. Diese ersten und noch zaghaften Ansätze erhalten allerdings erst vor dem Hintergrund der Tätigkeit Freiligraths in der Deutschen Revolution von 1848 ihre Bedeutung.

### *Die bewaffnete Revolution*

Ferdinand Freiligrath ist in der Deutschen Revolution von 1848 einer der wenigen Dichter, die auch noch in der Kampfzeit mit der Waffe der Poesie streiten.<sup>8</sup> Von den Dichtern des Vormärz waren in 1848/49 noch aktiv: Ernst Moritz Arndt für eine gemäßigt konservative Richtung, Hoffmann von Fallersleben nur teilweise, Heinrich Heine in *Zeitgedichte 1846-1851* mit einigen Beiträgen, Georg Herwegh mit immerhin acht Gedichten, Gottfried und Johanna Kinkel mit 16, Wolfgang Müller von Königswinter mit *Germania, ein satyrisches Märchen* und den *Oden an die Gegenwart* (Er verstummte aber im Sommer 1848 völlig.), Ludwig Pfau mit *Stimmen der Zeit*, Adolf Schultz mit *Märzgesänge. 25 Zeitgedichte* und Georg Weerth mit seinen bissigen Gedichten im Feuilleton der *NRZ*. Ferdinand Freiligrath war in der ganzen Revolutionszeit als wichtigster politischer Lyriker aktiv und verdient daher seinen Ehrennamen „Trompeter

der Revolution“. Allerdings ist etwas einschränkend zu bemerken, dass ihm, wie übrigens auch Georg Weerth, das Feuilleton der *Neuen Rheinischen Zeitung* als primäres Publikationsorgan zur Verfügung stand.

Freiligrath ist darüber hinaus der einzige deutsche Dichter, der in der Revolution eindeutig zum bewaffneten Kampf aufruft:

*Leipzigs Töten.* (August 1845, Meysenberg), *Im Hochland fiel der erste Schuß.* (Febr. 1848, London), *Die Republik.* (Febr. 1848, London), *Schwarz-Roth-Gold.* (März 1848, London), *Ein Lied vom Tode* (April 1848, London), *Trotz alledem! (variirt)* (Juni 1848, Düsseldorf), *Die Todten an die Lebenden.* (Juli 1848, Düsseldorf), *Wien.* (Nov. 1848, Köln), *Blum.* (Nov. 1848, Köln), *Ungarn.* (Sylvester 1848, Köln), *Reveille.* (März 1849, Köln), *Abschiedswort der NRZ.* (Mai 1849, Köln), *Am Birkenbaum.* (1850, Düsseldorf), *Die Revolution.* (1851, Düsseldorf). Diese Gedichte finden sich in den zwei Heften *Neuere politische und sociale Gedichte* 1848 und 1851 zusammengefasst.

Von den übrigen Dichtern verliert nur Georg Herwegh in *Ordonanzen!* (April 1846) und *Polen an Europa* (August 1846) ein Wort zum bewaffneten Aufstand, und Heinrich Heine geht in dem Gedicht *Die Menge thut es* (1848) bis kurz davor. Dagegen sind Freiligraths Gedichte voller Barrikaden, Gewehr- und Kanonenschüsse, voller Blut und Tote.

Die oben angeführten Gedichte haben eine Vorgeschichte. Schon in dem 1846 veröffentlichten Band *Ça ira!* drängen alle sechs Poeme mehr oder minder direkt zum bewaffneten Aufstand: *Vor der Fahrt.*, *Eispalast.*, *Von unten auf.*, *Wie man's macht.*, *Freie Presse.* und *Springer.* Auch in *Ein Glaubensbekenntniß.* deuten die Gedichte *Von acht Rossen.* (Jan. 1844), *Der Mäuseturm bei Bingen.* (Mai 1844) und *Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten.* (Dez. 1843, Mai 1844) den bewaffneten Aufstand an. Das in Abb. 6 und 7 gezeigte Entwurfs-Manuskript zu letzterem Gedicht besteht aus einem einmal gefalteten 31 x 22 cm großen Blatt, das zu einem Teil abgerissen ist. Auf einer der vier so gebildeten Seiten befinden sich Zahlenkolonnen, die belegen, dass diese Rückseite eine Zeit lang als Schmierpapier gedient hat. Die übrigen drei Seiten sind mit Gedichtentwürfen verschiedener zeitlicher Provenienz angefüllt. Das Gedicht lautet in der endgültigen Fassung im *Ein Glaubensbekenntniß*:

### Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten.

Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten: –	Und als der Sandwirth wollte schlagen;
Galt es ein rasch Zusammenrotten,	Als er bereit nun stand, zu wagen
Aufglühte dann der Feuerbrand,	Den Adlerflug, den Gemsensprung:
Gelöscht in Blut an beiden Enden,	Da trat sein Hausweib hin zur Passer,
Krieg heischend, ließ er sich entsenden	Und warf in das empörte Wasser
Von Haus zu Haus, von Hand zu Hand. –	Die Späne der Verkündigung.



Rasch in die Thale mit dem Wellen  
 Bis vor des Thalvolks rauhe Schwellen  
 Bachabwärts rollte Span auf Span.  
 Das Alles fertig auf den Firnen,  
 Und daß zum Losbruch reif ihr Zürnen –  
 Blut, Mehl und Späne sagten's an!

So meine Lieder möcht' ich säen! –  
 Wie die Ladurner möcht' ich stehen  
 An dem bewegten Strom der Zeit!  
 Wahrzeichen, frisch und rauh wie jene,  
 Möcht' ich sie werfen, blut'ge Späne,  
 Aus in der Tageswogen Streit!

Und, gleich Hochschottlands Feuerbränden,  
 Heiß durch mein Volk möcht' ich sie senden  
 In jede Mark, an jeden Heerd;  
 Daß Alles zu den Waffen führe,  
 Und rasselnd riefe: „Schüre, schüre!  
 Wo ist der Kampf? wir stehn bewehrt!“

Noch harr' ich in mich selbst versunken!  
 Nur dann und wann blitzt auf ein Funken  
 Der Gluth, die meine Brände brennt!  
 Nur dann und wann mit frischem Munde  
 Geb' einen Blutspan ich der Stunde  
 Von denen, so die Passer kennt!

Was hülfen mehr? Schleicht doch in  
 Dämmen  
 Ihr Wasser heut! – Doch überschwemmen  
 Wird einst das Land sie, kühn zu schaun!  
 Dann tret' ich vor mit Blut und Mehle –  
 Frei weht die Eiche meiner Seele:  
 Ich glaub', ich werde Späne haun!

Man kann das Gedicht sicher nicht als Freiligraths stärkstes Werk bezeichnen. Die Metaphern der schottischen Aufstände gegen die britische Herrschaft oder der Erhebung des Andreas Hofer gegen die französische Besetzung Südtirols laufen etwas schwerfällig auf die revolutionäre Schlussfolgerung zu. Der Clou des Gedichtes aber ist, dass die zweite und dritte Strophe schon in einem Brief an Wolfgang Müller von Königswinter vom 2. August 1838 stehen.<sup>9</sup> Sie werden von der Bemerkung eingeleitet: „Ist das nun aber nicht ein gut Bild.“ Diesen beiden Strophen schließen sich im Brief drei durch Striche angedeutete Zeilen an, ein Zeichen, dass Freiligrath Müller diese wegen ihres möglicherweise zu scharfen Inhalts noch nicht mitteilen will, und dann noch drei Zeilen, die in Varianten ebenfalls in der endgültigen Fassung zu finden sind:

So in den wilden Strom der Tage,  
 Daß er ihn rasch von dannen trage  
 Werf' ich des Liedes blut'gen Span!

Das unten gezeigte Manuskriptblatt dürfte in das Jahr 1838 zu datieren sein. Im Register *Inhalt* von *Ein Glaubensbekenntniß*. ist das Gedicht mit „Dez. 1843“ datiert. Zu diesem Zeitpunkt muss der Hauptteil des Gedichtes auf das ältere Blatt hinzugefügt worden sein. Es ist dann im Mai 1844 in Assmannshausen auf die vorletzte Stelle der Gedichte gesetzt worden, sollte also nach der im Band angelegten Steigerung des revolutionären Impulses den entschiedensten Aufruf

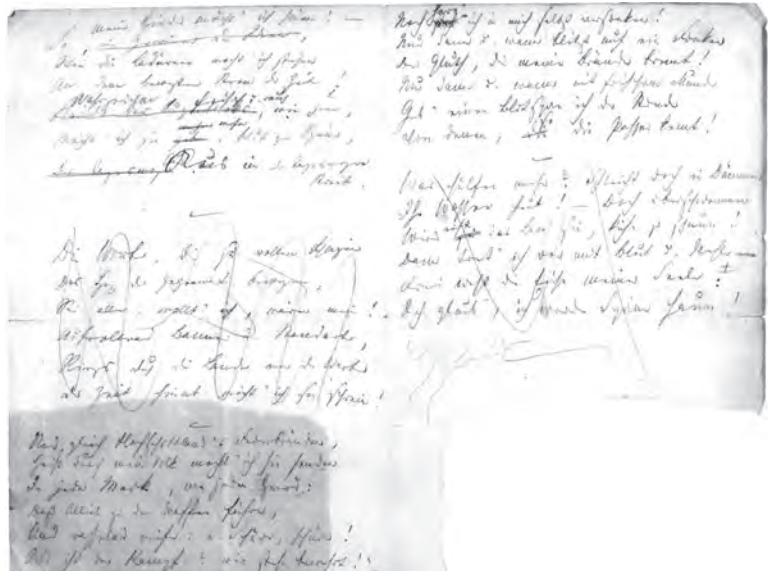
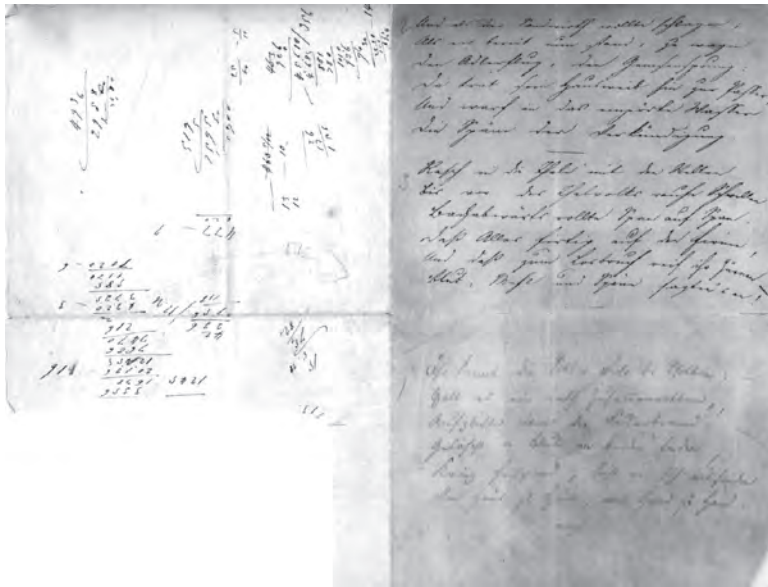


Abb. 6+7: Vorder- und Rückseite des Entwurf-Manuskripts für das Gedicht *Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten*, vom Dezember 1843. (Archiv Krone Assmannshausen)

beinhalten, vor dem versöhnlicheren und heiteren Schlussgedicht *Vorläufig zum Schluß*. Daher kann man seinen Inhalt nicht radikal genug interpretieren. Natürlich möchte sich Freiligrath vor eventuellen bösen Folgen schützen, indem er im Hinblick auf eine Gerichtsverhandlung gegen ihn eine rein metaphorische Deutungsmöglichkeit als angedachten geistigen Aufbruch einbaut. Die Stellung in *Ein Glaubensbekenntniß* lässt aber nur die Interpretation als Aufruf zu einem baldigen bewaffneten Aufstand zu. Es wird ja immer wieder von Zusammenrotten, Losschlagen und Blut berichtet.

Der Brief an Müller belegt nun, dass Freiligrath diesen Gedanken zumindest spekulativ schon im August 1838 nachging, also zu einem Zeitpunkt, wo er bisher allgemein als braver und etwas versoffener Kommis und junger Dichter galt.

### *Der Kaufmann im Trompeter der Revolution*

Es stellt sich die Frage, wieso die Entwicklung Ferdinand Freiligraths zum „Trompeter der Revolution“ führte. Die Antwort, dass er eben ein westfälischer Dickhäuter mit einem ausgeprägten Rechtsempfinden war, erscheint oberflächlich, weil Freiligrath vom Geburtsort seiner Eltern her eigentlich Rheinländer war (Kettwig / Ruhr, Köln-Mühlheim). Hatte es vielleicht doch etwas mit seinem Kaufmannsberuf zu tun? Karl Immermann äußerte sich in seinem Brief an O. L. B. Wolf aus dem Jahre 1837 besorgt zur mangelnden akademischen Ausbildung und dem wenig günstigen Umfeld seines jungen Dichterkollegen:

[Freiligrath lebt] als Commis eines Wupperthaler Handlungshauses in den geisttötendsten Verhältnissen. Aus Secunda abgegangen, es tut einem in der Seele um ein so wahres, reiches Talent wehe, und doch läßt sich nur das Prognostikum stellen, daß der Mangel an Bildung und Kenntnissen und die Ungunst der Situation zu baldiger Erschöpfung führen werden.

Nun, die Erschöpfung traf Freiligrath erst 1851 nach dem Ende der Revolution und den schwierigen Verhältnissen in England. Aber in Immermanns Äußerung steckt doch eine Ahnung des Weges. Ein Jahr später prognostizierte er im Brief vom 25. Juli 1838 an Freiligrath:

Ich finde, daß Sie über sich selbst in dem, was Sie von Ihrem Bildungsgange sagen, sehr richtig urtheilen, nachdem ich nun das Ganze Ihrer Poesien übersehen und es mit den zugleich aufgenommenen Uebersetzungen verglichen habe. Es ist ein ganz moderner, oder vielmehr, da dieser Ausdruck mißverstanden werden könnte, indem wir Alle modern sind, ein durch rein moderne Anstöße geleiteter, von dem Rückblick auf die Antike seitab geführter. Diese moderne Stimmung liebt nun, gemäß der ganzen Verfassung unserer heutigen sittlichen und geistigen Welt, das Unfertige oder das heftig Constrastierende der Zustände, die Versenkung in, oder vielmehr den Blick auf

die fernste Ferne, das weite Meer, die Wüste, die Wälder Amerika's, wie alles wandert und auswandert, so wird auch die Muse zur Auswanderin, ohne gleichwohl weit überm Meer auch etwas anderes zu finden, als Schmerz und Dissonanz – während die Alten das Nächste zu ergreifen vorzogen [...] Ist dem so, so muß die moderne Richtung die junge heißen. In derselben stechen sie unter den Deutschen bereits sehr hervor. [...] (Buchner I, 213).

Es ist gerade der etwas unsystematisch gebildete kaufmännische Angestellte, der das Unfertige oder heftig Contrastierende formulieren kann. Er neigt eher als der Akademiker zur direkten Reaktion auf seine Zeit. Er denkt eher synthetisch als analytisch. Das Analytische wird einem erst bei einem langen Studium eingebläut, wie beim Verfasser in den Praktika des chemischen Grundstudiums mit der Gewalt der Saalassistenten oder den nur mit Methodik, nicht mit Intuition zu bewältigenden Gesamtanalysen. Freiligrath hatte da eine untergründige Ahnung, als er Immermann gegenüber in dem oben zitierten Brief vom 16. April 1839 äußerte, dass er in Bonn eventuell ein Studium der Naturwissenschaften beginnen wolle. Wohl gemerkt, um sich poetologisch-methodisch und allgemein-menschlich weiterzubilden.

Es ist der Mangel des Methodischen, den Immermann einmal negativ, einmal positiv konnotiert. Negativ gesehen führt dieser dazu, nur das jeweils auf den Betrachter Zukommende zu bilanzieren. Freiligrath hat sich im Brief an Levin Schücking vom 11. August 1843 im Hinblick auf das Wachsen von *Ein Glaubensbekenntniß*. dazu bekannt:

Glaube nicht, daß ich einer Mode zu Lieb, die schon wieder aus der Mode ist, das Zeugs mache. Daran denk' ich nicht. Es kommt mir eben und ich kann es nicht abweisen. (Buchner II, 71).

Die Datierungen der Gedichte von *Ein Glaubensbekenntniß*. im Inhaltsverzeichnis fallen oft mit irgendwelchen äußeren politischen Geschehnissen zusammen, auf die er ad hoc poetisch reagierte. Das führt zu einer okkasionellen Dichtungsmanier. Positiv gesehen kann diese sehr gut die Eindrücke des aktuell einfallenden Neuen und Modernen verarbeiten, bricht aber ab, wenn die „Verhältnisse nicht mehr so“ sind und Anregendes nicht mehr kommt. Diese Haltung führt zu einem Vorgehen als Chronist der Ereignisse. Tatsächlich kartete Freiligrath in den meisten seiner revolutionären Gedichte den Geschehnissen hinterher. Typisch ist, dass er mit seinen Revolutionsgedichten erst Ende April 1848 von London aus einsetzt, als die „Märzenzeit“ bereits Geschichte war. Die wesentlichen Ereignisse hatten bereits stattgefunden und wurden nur noch reflektiert und bilanziert.

Solange aber das Feuer brennt, ist ein Themenwechsel oder eine Diskussion unerwünscht. Wenn der gesamte Einsatz nicht mehr hinterfragt, sondern

existentiell von innen her „erlitten“ wird, kann der Wucht der Ereignisse nur die Forderung nach der maximalen Reaktion entsprechen, das wäre 1848/49 eben die bewaffnete Revolution, und das mit allem Pathos. Es fällt auf, dass Freiligrath nie selbst eine Waffe in die Hand genommen oder sich zumindest der Bürgerwehr organisatorisch angeschlossen hat, wie in Düsseldorf manche seiner Malerfreunde. Am Ende dieser geschichtlichen Periode steht dann für den Chronisten nur noch das Ende seiner Berichterstattung. Und das wird dann auch das Ende der eigenen poetischen Existenz. Das Hauptbuch wird geschlossen.

### Anmerkungen

- \* Erweiterte Fassung des Vortrags des Verfassers *Kaufmann und Dichter – Ferdinand Freiligrath (1810-1876)* vor dem Geschichtsverein Soest am 24. Januar 2008.
- 1 Wilhelm Buchner: *Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen*. 2 Bde., Lehr: Verlag Moritz Schauenburg, 1882.
- 2 Max von Eynern: *Ernst von Eynern / Erinnerungen aus seinem Leben*. Selbstverlag o.J., 97-99.
- 3 Kurt Roessler und Irene Hufnagel: *1844er Assmannshäuser. Kommentarband zu »Ein Glaubensbekenntniß, Zeitgedichte.« von Ferdinand Freiligrath*. Mainz: Philipp von Zabern, 1994; insbesondere Kap. 5: *Die finanzielle Situation*, 65-74.
- 4 Bernhard Gelderblom, Kurt Roessler: *Briefe von Ferdinand Freiligrath an August Boelling*. In: Grabbe-Jahrbuch 2004, 23. Jg., Kurt Roessler, Peter Schütze (Hrsg.), Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2005, 125-144.
- 5 Irene Hufnagel, Kurt Roessler: *Ferdinand Freiligrath's Schriften und Erinnerungsstücke in der Krone zu Assmannshausen*. 3 Bde., Bornheim: Verlag Kurt Roessler, 1994-1996.
- 6 Kurt Roessler: *Farbenpracht und bitterer Ernst im Mohrenfürsten. Zur Ballade von Ferdinand Freiligrath und Carl Loewe*. In: Carl Loewe (1796-1869). Beiträge zu Leben, Werk und Wirkung (Greifswalder Beiträge zur Musikwissenschaft, 6), Ekkehard Ochs, Lutz Winkler (Hrsg.), Frankfurt/M. u.a.: Verlag Peter Lang, 1998, 233-257.
- 7 Josef Ruland: *Ferdinand Freiligrath und die deutsche Denkmalspflege*. In: Grabbe-Jahrbuch 1995, 14. Jg., Werner Broer, Fritz U. Krause (Hrsg.), Detmold: Grabbe Verlag, 1995, 209-224.
- 8 Kurt Roessler: *Ferdinand Freiligrath und die rheinischen Lyriker in der Revolution von 1848*. In: Petitionen und Barrikaden. Rheinische Revolutionen 1848/49. Ingeborg Schnelling-Reinicke, Eberhard Illner, Otfried Dascher, Everhard Kleinertz (Hrsg.), Münster: Aschendorff, 1998, 228-230. Kurt Roessler: *Ferdinand Freiligrath und die rheinischen Lyriker im Jahre 1848*. In: Grabbe-Jahrbuch 2002, 21. Jg., Kurt Roessler, Peter Schütze (Hrsg.), Detmold: Grabbe Verlag, 2002, 143-159.
- 9 Buchner I, 279-280.

DETLEV HELLFAIER

## „von Autographensammlern ausgeplündert“

Ein kurzer Briefwechsel zwischen Wilhelm Buchner  
und Karl Ferdinand Dräxler

Unter diesem Zitat wurde im einschlägigen Autographenhandel ein eigenhändiger Brief mit Unterschrift des Schriftstellers und Publizisten Karl Ferdinand Dräxler-Manfred angeboten, der im Januar 2008 von der Lippischen Landesbibliothek in Detmold für ihre Freiligrath-Sammlung erworben werden konnte.<sup>1</sup> Der im Darmstädter Domizil Dräxlers geschriebene Brief datiert vom 26. Januar 1879 und ist an Wilhelm Buchner in Krefeld, den Verfasser der 1882 erschienenen, zweibändigen Briefbiographie Ferdinand Freiligraths gerichtet.<sup>2</sup> Dabei ist allerdings anzumerken, dass es sich zunächst um einen Brief Wilhelm Buchners handelt, den dieser am 9. Dezember 1878 an den Empfänger in Darmstadt gerichtet hatte, und Dräxler nutzte die bis auf wenige Zeilen frei gebliebene Rückseite des Briefbogens für sein Antwortschreiben; dass dieses urschriftliche Rückschreiben aus Gründen der Sparsamkeit erfolgte, mag man allenfalls mutmaßen. Der inhaltlich eher marginale kurze Briefwechsel auf gerade einmal zwei Seiten gewinnt allerdings dadurch an Quellenwert, dass Konrad Hutzelmann jüngst die Entstehungsgeschichte von Buchners berühmter und aufgrund des Fehlens einer modernen Briefausgabe Freiligraths für die Forschung immer noch unverzichtbaren Briefbiographie einer kritischen Prüfung und Bewertung unterzogen hat. Seine wesentlichen Ergebnisse sowie Hintergrund und Umfeld des kleinen Schriftwechsels, der hier zunächst im vollen Wortlaut wiedergegeben wird, sind noch einmal in Erinnerung zu rufen und zu kommentieren.<sup>3</sup>

*Wilhelm Buchner, eigenhänd. Brief mit Unterschrift an den Publizisten Karl Ferdinand Dräxler(-Manfred) in Darmstadt, dat. Krefeld, 9. Dezember 1878.*

Krefeld, 9. Dez[ember] 1878.

Hochverehrter Herr!

Vielleicht gedenken Sie noch des jungen Mannes, welcher ab u[nd] zu Ihrer „Muse“ einen kleinen Beitrag lieferte, u[nd] daraus, aus Ihrer Freundschaft mit meinem seligen Vater, die Berechtigung herleitet, Sie mit einer Bitte zu belästigen.

Frau Ida Freiligrath hat mir den brieflichen Nachlaß ihres Gatten u[nd] was sie von Briefen desselben gesammelt, zum Druck einer umfaßenden biographischen Arbeit über den Dichter anvertraut. Es gilt nun auch meinerseits Material zu sammeln. Unter den Manuscripten befinden sich mehrere Briefe von Ihnen, u[nd] ich darf wol

[!] annehmen, daß Freiligrath dieselben nicht unbeantwortet ließ. Ich wäre Ihnen, verehrter Herr, zu lebhaftestem Dank verpflichtet, wollten Sie mir dieselben zum Zwecke der ersten literarischen Benutzung im Original oder Abschrift überlassen, wie es mir bereits von anderer Seite her mehrfach gewährt worden [ist].

Sie würden mich sehr verpflichten, wollten Sie mir direkt oder durch meinen Bruder, Advocat Buchner [*d.i. Adolf Buchner, 1829-1911*] in / Darmstadt, ein kurzes Wort sagen, ob ich auf Ihre freundliche Unterstützung rechnen darf.

Mit ergebenstem Gruße

Dr. Wilh[elm] Buchner

Direktor der Städt[ischen] H[öheren]

Mädchenschule

[*Urschriftlich zurück auf der Rückseite des gleichem Blattes:*] *Karl Ferdinand Dräxler-Manfred, eigenhänd. Brief mit Unterschrift an den Schulrektor Dr. Wilhelm Buchner in Krefeld, dat. Darmstadt, 26. Februar 1879.*

Mein werther Herr!

Es thut mir sehr leid Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können. Bei Nachsuchung in den alten Briefen haben sich keine von Fr[eiligrath] vorgefunden. Seine Correspondenz war auch fast immer eine kurze und bezog sich in den Jahren, als ich noch Redakteur des „Rheinischen Taschenbuchs“ war, auf Begleitschreiben zu eingesendeten Beiträgen und auf Honorarbedingungen. Um diese kleinen Briefchen bin ich längst von Autographensammlern ausgeplündert worden. –

Da ich von 1839-1845 mit Fr[eiligrath] viele persönliche Zusammenkünfte in Köln, Unkel, St. Goar, Wiesbaden hatte, so trat der mündliche Austausch an Stelle der Correspondenz.

Mit herzlichem Bedauern und hochachtend Ihr ergebener

Dräxler-Manfred

Darmstadt, 26. Febr[uar] 1879.

[*Sammlervermerk unten links, 19. Jb.:*] Österreich[ischer] Dichter & Novellist

Wilhelm Buchner hatte „alles andere als eine Briefedition vorzulegen beabsichtigt“, sondern stand ganz in der Tradition der bereits im 19. Jahrhundert verbreiteten und in der Gegenwart wieder entdeckten biographisch-literarischen Gattung der „Briefbiographie“, die unter Heranziehung von aussagefähigen Briefen oder Auszügen aus solchen ein autobiographisch geprägtes Lebensbild nachzeichnet. Die gelegentlich offen oder unterschwellig geäußerte Kritik an seinem Werk zielt ins Leere, wenn sie Maßstäbe anlegt, die allenfalls einer nach modernen briefeditorischen Grundsätzen erarbeiteten Sammlung gerecht werden könnten. Bei allen Unzulänglichkeiten – Lesefehler, nicht aufgelöste Namen, nicht gekennzeichnete Textauslassungen, fehlende Registereinträge u. ä. –, die im Übrigen in ihrer Summe doch eher zu vernachlässigen sind, wird

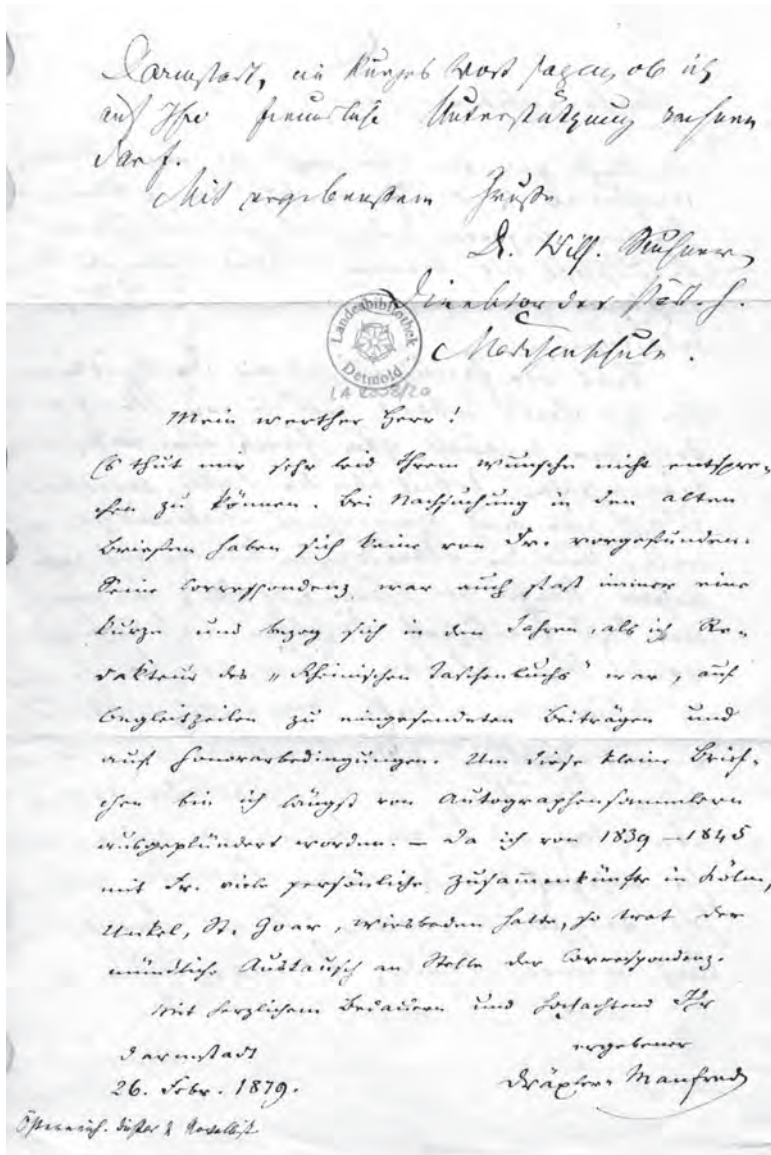


Abb. 1: Brief Wilhelm Buchners an Karl Ferdinand Dräxler vom 9. Dezember 1878, Antwort Dräxlers auf dessen Rückseite vom 26. Februar 1879, Lipp. Landesbibliothek Detmold, Fr. S 575.



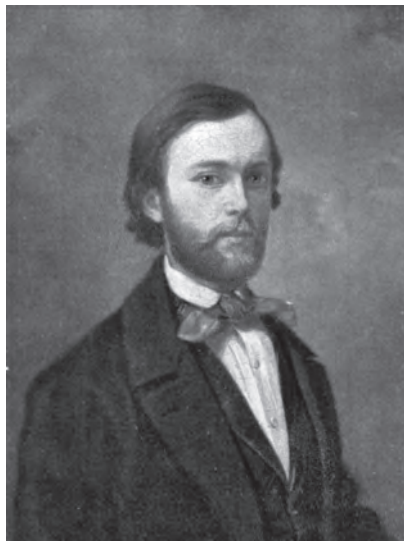


Abb. 2: Wilhelm Buchner (1827-1900), um 1870, nach einem Ölgemälde.  
Aus: Marie Buchner, *Es rollt die Zeit. Eine Familienchronik in Bildern*, Heilbronn 1929.



Abb. 3: Karl Ferdinand Dräxler-Manfred (1806-1879),  
Stahlstich von Carl Kotterba, 1841, Lipp. Landesbibliothek Detmold, Fr. S B 104.

allzu leicht übersehen, dass Buchners Werk mit 623 mitgeteilten Briefen zur Stunde noch immer die umfassendste Dokumentation von Freiligrath-Briefen im Volltext darstellt. Wenn man sich darüber hinaus klar macht, wie diese Briefbiographie überhaupt zustande gekommen ist, gewinnt die Leistung Buchners zusätzlich an Gewicht.

Denn aufgrund bisher nicht hinreichend herangezogener brieflicher Äußerungen Ida Freiligraths hat Hutzelmann nachweisen können, wie intensiv die Witwe um den Nachruhm des verstorbenen Dichters bemüht gewesen ist. Sie hatte nicht nur dafür Sorge getragen, dass bereits 1877, also ein Jahr nach seinem Tod, eine dritte und gleich anschließend noch eine vierte, „sehr vermehrte und vervollständigte Auflage“ seiner *Gesammelten Dichtungen* bei Götschen herausgebracht werden konnte<sup>4</sup>, sondern hatte zudem den Publizisten und Radikaldemokraten Ludwig Walesrode (1810-1889) mit der Abfassung einer Biographie Freiligraths beauftragt und ferner Vorkehrungen getroffen, eine Briefausgabe des Dichters zu veranstalten. Zu diesem Zwecke waren zahlreiche Briefpartner Freiligraths oder deren Erben kontaktiert und um kurzzeitige Überlassung von Briefschaften des Verstorbenen gebeten worden. Das mühselige Unterfangen blieb nicht ohne Erfolg: Briefe an Chamisso, Gustav Schwab, Carriere, Levin Schücking, Müller von Königswinter, an die früheren Barmer Freunde Koester und Eichmann, an den Jugendfreund Ludwig Merkel in Detmold und an viele andere gelangten so in ihre Hände, wurden unter Mithilfe ihrer Schwester Marie abgeschrieben oder exzerpiert, um daraufhin an die Empfänger zurückgesandt zu werden; Heinrich Zulauff, einst Freund aus dem Wuppertal und Mitfinanzier der *Neuen Rheinischen Zeitung*, hatte die an ihn gerichteten Briefe Freiligraths sogar selbst abgeschrieben und Kopien übersandt, da er um den Verlust der Originale auf dem risikobehafteten Weg von Texas nach Cannstatt fürchtete. Ludwig Walesrode indes, der über Jahre mit Freiligrath das Exil in London geteilt hatte und der für eine Biographie gewiss prädestiniert schien, dessen Beurteilung von Leben und Werk man mit gespanntem Interesse hätte entgegensehen können, kam über Vorarbeiten nicht hinaus und sah sich aus gesundheitlichen Gründen gezwungen, den Auftrag zurückzugeben. Ihm verdanken wir nur das ausführlich wertende und werbende „Vorwort“ zum Versteigerungskatalog der „Bibliothek Freiligrath“ von 1878, die nach seinen Worten „einen sprechenden Zug in dem biographischen Bilde des Dichters“ bildet.<sup>5</sup> Vor diesem Hintergrund sah Ida Freiligrath von ihrem ursprünglichen Vorhaben – Biographie und Briefausgabe – ab; damit bot sich das Genre der Briefbiographie geradezu von selbst an.

Im Laufe des Jahres 1878 konnte Dr. Wilhelm Buchner (1827-1900), Direktor der Höheren Töchterschule in Krefeld, als Verfasser gewonnen werden. Nach eigener Aussage brachte ihn sein in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* verfasster Nachruf auf Freiligrath wieder in den Kontakt mit der Ehefrau des

Verstorbenen, und nachdem nun Walesrode von seinem Plan absteigen musste, geriet er erneut ins Blickfeld. Der Vertrauensvorschuss, den die Nachlassverwalterin damit gewährte, hatte einen nachvollziehbaren Hintergrund, denn Buchner war in der Familie Freiligrath wohlbekannt. Im Hause seines Vaters, des Justizrats und Publizisten Karl Buchner (1800-1872), in Darmstadt hatten der damals 14jährige Gymnasiast und seine jüngeren Geschwister den berühmten Dichter kennen gelernt: „Und wir heranwachsenden Söhne verehrten und liebten den gefeierten Dichter, der uns zugleich so heiter und menschlich liebenswürdig entgegenkam“, charakterisiert Buchner in der Rückschau diese gemeinsam erlebte Zeit. Frisch vermählt mit Ida Melos hatte Freiligrath in den Jahren 1841 bis 1842 Darmstadt als Wohnsitz gewählt und in dem Ehepaar Karl und Auguste Buchner „verstehende und stützende Freunde“ gefunden.<sup>6</sup> Nicht zuletzt dank Freiligrath wurde das Haus Karl Buchners, der selbst seit jeher literarischen Neigungen anhing und im *Rheinischen Odeon*, in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung*, im *Schwäbischen Merkur* und in anderen Blättern publizierte,<sup>7</sup> zu einem Treffpunkt der literarischen Szene. Eduard Duller, Louise von Ploennies, Justinus Kerner, Ludwig Uhland, Gustav Schwab, Clemens Brentano, Emanuel Geibel, Levin Schücking, Hans Christian Andersen und August Heinrich Hoffmann von Fallersleben genossen hier wiederholt Gastfreundschaft. Folgt man der im Briefstil verfassten Familienchronik von Marie Buchner (1872-1931), einer Tochter Wilhelms, so legten die Großeltern Wert darauf, dass die Kinder bisweilen Gelegenheit erhielten, die Gespräche mit Freiligrath und anderen illustren Gästen zu verfolgen, denn „[...] verstehen sie auch nicht alles, so bleibt doch manches Wertvolle in ihnen haften, das ihre Zukunft bereichern wird.“<sup>8</sup>

Als Freiligrath nach dem Scheitern seines gemeinsam mit dem Schriftsteller und Übersetzer Heinrich Künzel konzipierten Projektes einer Wochenschrift *Britannia*, die sich der würdigen Verbreitung der englischen Literatur und der englischen Lebensart in Deutschland zum Ziel gesetzt hatte, Darmstadt im Juni 1842 in Richtung St. Goar verließ, blieben er und seine Frau der Familie Buchner mit Unterbrechungen fast ein Leben lang verbunden. Und Karl Buchner, zu den Freisinnigen zählender ehemaliger Gießener Burschenschafter und sogar zeitweiliger Sympathisant der radikalen Studentenbewegung um Karl Follen,<sup>9</sup> zählte aufgrund seiner liberal-demokratischen Überzeugung zu den Korrespondenzpartnern, die Freiligrath im Zuge seiner Entwicklung zum politischen Dichter wiederholt konsultierte und deren Meinung er schätzte.<sup>10</sup> Mit den Worten „Sie sind zwar Constitutioneller und ich bin Republikaner [...], aber wir lieben uns darum doch, und haben am Ende auch nur Ein gemeinschaftliches Ziel vor Augen“, beschreibt Freiligrath 1848 kurz vor der Rückkehr nach Deutschland sein Verhältnis zu dem Darmstädter Vertrauten.<sup>11</sup>

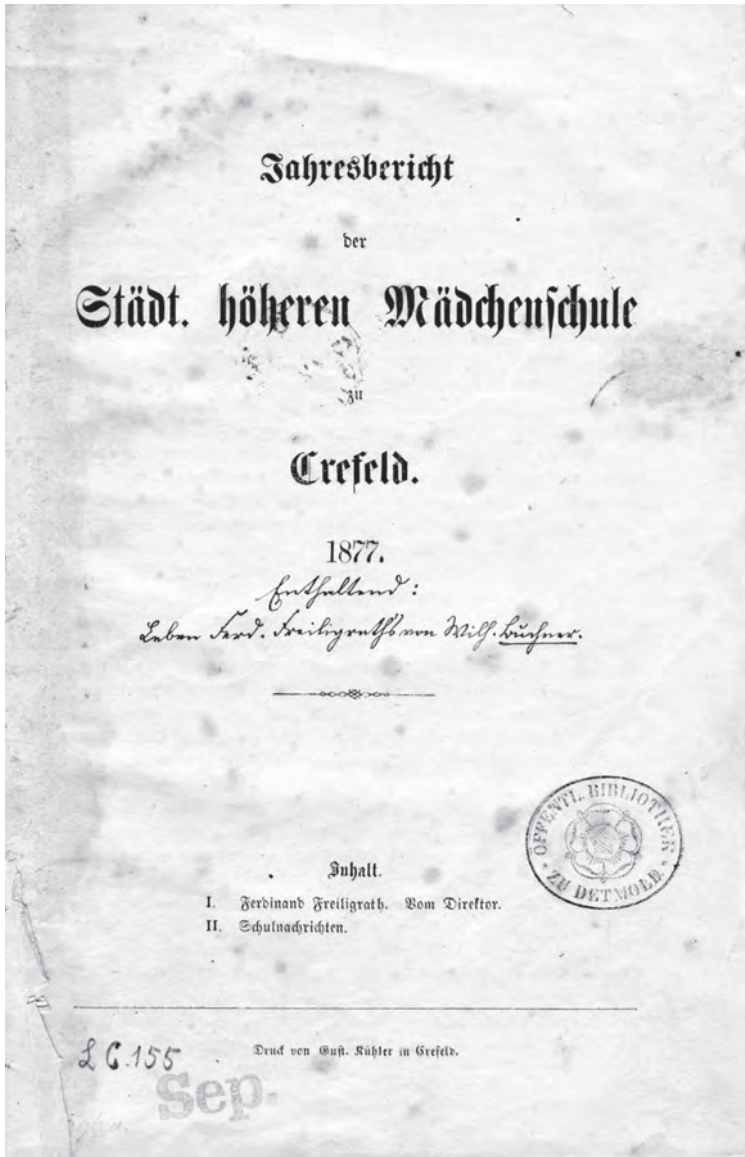


Abb. 4: Schulprogramm der Städtischen Höheren Mädchenschule, 1877, mit einem Beitrag Wilhelm Buchners über Ferdinand Freiligrath, Lipp. Landesbibliothek Detmold, KA 502 Nr. 14.

Der Sohn, Wilhelm Buchner, gehörte bereits als Gymnasiast einem Literaturzirkel an und war früh publizistisch tätig. Sein Studium der Sprachwissenschaft und der Klassischen Philologie in Gießen und Berlin schloss er im Jahre 1848 mit der Promotion ab und erwarb die Lehrbefähigung an Gymnasien. Während seiner Studienzeit in Berlin hatte er Kontakt zu Varnhagen von Ense, den Brüdern Grimm, Ludwig Tieck und zu Bettina von Arnim. Nach Darmstadt zurückgekehrt, traf er im Oktober 1848 im Hause seiner Eltern wieder mit Ferdinand Freiligrath zusammen, dessen Besuch auch hier einem Triumphzug gleich kam. Und ein Jahr später, nach dem gerade erfolgten Verbot der *Neuen Rheinischen Zeitung*, nutzte Buchner einen Umweg über Köln, um dem verehrten Dichter einen Besuch abzustatten. Die Familienüberlieferung weiß zu berichten, dass er gemeinsam mit dem Bonner Studenten und politischen Dichter Adolf Strodtmann Freiligrath aufgesucht hatte, der bei aller Liebenswürdigkeit einen eher deprimierten Eindruck bei seinen jungen Besuchern hinterlassen haben soll.<sup>12</sup> Freiligrath und sein späterer Biograph haben sich wohl nicht wieder gesehen. Auch scheint brieflicher Kontakt nicht aufgenommen worden zu sein, wenn man davon absieht, dass Freiligrath am 26. April 1872 den Kindern Karl Buchners mit bewegten Worten zum Ableben ihres Vaters kondolierte<sup>13</sup> und Wilhelm ein knappes Jahr später jene Traueranzeige erhielt, mit der Ida und Ferdinand Freiligrath den Tod ihres Sohnes Otto bekannt gaben.<sup>14</sup>

Über verschiedene Zwischenstationen gelangte Buchner 1855 schließlich als Lehrer an das Realgymnasium in Eisenach, heiratete hier Dorette Rein, die Tochter des Gymnasialprofessors Dr. Wilhelm Rein,<sup>15</sup> und erhielt dank familiärer Verbindungen nach Krefeld zwei Jahre später den Ruf als Direktor der dortigen Evangelischen Höheren Töchterschule. Aufgrund seiner unbestrittenen pädagogisch-didaktischen Fähigkeiten und seines Geschickes im Umgang mit Kollegium und politischen Gremien gelang es ihm, die private Anstalt zu einem modernen öffentlichen Bildungsinstitut in städtischer Trägerschaft (seit 1874) auszubauen, dem er bis 1893 vorstand.<sup>16</sup> Bereits lange vor der Bearbeitung der Briefbiographie Freiligraths hatte er sich durch einschlägige literaturwissenschaftliche, biographische und bildungstheoretische Publikationen einen Namen gemacht. Vornehmlich für den Gebrauch an höheren Schulen war schon 1852 seine *Geschichte der deutschen Nationalliteratur* erschienen, die er um einen Abriss der deutschen Kunstgeschichte ergänzt hatte und die mehrere Auflagen erfuhr; die *Kunstgeschichte* wurde seit 1878 als eigenständige Monographie vertrieben und überlebte ihn mit der 13. Auflage 1918 um fast zwei Jahrzehnte. Ein ähnlicher Erfolg war auch seiner gleichfalls zu Unterrichtszwecken bearbeiteten *Deutschen Dichtung* beschieden, denn deren achte Auflage, bearbeitet von Heinrich Werneke, kam noch im Jahre 1904 heraus. Hohen Bekanntheitsgrad genoss zudem seine *Deutsche Ehrenhalle*, die in 25 Lieferungen zwischen 1858

und 1862 Lebensabrisse großer Deutscher brachte und seit 1869 um weitere 18 Bändchen, zeitweilig unter dem Synonymtitel *Deutsche Ruhmeshalle*, vermehrt worden war. Allein schon diese thematisch breite Palette an selbständig erschienenen Veröffentlichungen qualifizierte ihn für eine Arbeit über Freiligrath und hinzu trat, dass er diesem 1877 neben dem bereits genannten Nachruf einen soliden, persönliches Empfinden nicht verleugnenden Aufsatz im Schulprogramm der Höheren Mädchenschule in Krefeld gewidmet hat.<sup>17</sup>

So gerüstet hatte er nach eigenem Bekunden selbst bei Ida Freiligrath nachgesucht, ihm „das vorhandene briefliche Material zum Zweck einer biographischen Arbeit anzuvertrauen“. Die Witwe konnte sich nach Walesrodes Absage glücklich schätzen, in Buchner einen würdigen Nachfolger für die ihr am Herzen liegende Aufgabe gefunden zu haben; bereitwillig folgte sie seinem Anerbieten und stellte ihm „die unterdes gesammelten und geordneten Briefe zu Verfügung“; gleich lautend äußerte er sich in dem Schreiben an Dräxler-Manfred vom 9. Dezember 1878. Konrad Hutzelmann hat deutlich gemacht, dass dem Biographen mitnichten die Originalbriefe selbst, sondern nur deren Abschriften und Exzerpte, die Ida und ihre Schwester Marie angefertigt hatten, vorgelegen haben. Auf der anderen Seite ist allerdings sicher, dass Buchner aus dem väterlichen Nachlass zusätzlich eine Vielzahl von Originalbriefen Freiligraths zur Verfügung gestanden hat. Allein das verdienstvolle, von Volker Giel zwischen 1998 und 2001 erarbeitete Freiligrath-Briefrepertorium<sup>18</sup> weist 102 Briefe an Karl Buchner nach, und es ist davon auszugehen, dass deren Zahl ursprünglich noch höher gelegen haben dürfte. Wilhelm Buchner hat jedenfalls 52 Briefe Freiligraths an seinen Vater in die Briefbiographie eingearbeitet. Die Anfrage bei Karl Ferdinand Dräxler, die Anlass zu dieser Miszelle gegeben hat, belegt, dass seine Bemerkung im Vorwort, es sei ihm gelungen, „durch eigene Bemühung noch zahlreiches Weitere aufzufinden“, keinem Zweifel unterliegt. Folgt man der nur oberflächlichen Recherche nach Briefen von oder an Wilhelm Buchner, so finden sich zwischen 1878 und 1880, dem Zeitraum also, während dessen er am Freiligrath-Werk arbeitete, auffallend viele ehemalige Briefpartner des Dichters oder deren Erben; dabei handelt es sich inhaltlich stets um vorhandene Freiligrath-Korrespondenzen verbunden mit der Bitte, diese kurzzeitig zur Verfügung zu stellen.<sup>19</sup> Wie viele der Angeschriebenen dann tatsächlich seinem Wunsch entsprochen haben, bleibt unerwähnt. Buchner selbst hatte wohl mehr erwartet, denn am 18. Februar 1880 teilte er Jakob Felsing, dem Kupferstecher und Vertrauten aus Darmstädter Zeiten, resignierend mit, dass die meisten der 50 bis 60 Anfragen, die er im Frühjahr 1879 versandt hatte, unbeantwortet geblieben seien. Und von den Antworten waren obendrein etliche wertlos, so dass am Ende nur zwei bis drei brauchbare Briefe herauskamen.<sup>20</sup> Die nachhaltige Resonanz dürfte er mithin bereits im Jahre 1878, dem Jahr der Übernahme der anspruchsvollen Aufgabe, erzielt haben.

Bei Karl Ferdinand Dräxler (1806-1879), der meist unter seinem Künstlernamen Dräxler-Manfred zeichnete und sich gelegentlich hinter weiteren Pseudonymen verbarg, hatte er kein Glück, denn die eingangs genannten Autographensammler hatten diesen längst um seine Freiligrath-Briefe gebracht. Bevor sich Dräxler 1845 dauerhaft in Darmstadt niederließ, hatte der gebürtige Lemberger und Sohn eines österreichischen Beamten einen wechselvollen Lebensweg hinter sich.<sup>21</sup> Nach dem Studium der Rechtswissenschaften, später der Philologie in Prag, Wien und Leipzig, das ihm den Doktorgrad einbrachte, gab er Erzählungen, Novellen, Gedichte und Übersetzungen heraus und widmete sich umtriebiger journalistischer Tätigkeit. In Wien redigierte er von 1834 bis 1836 das bei Brockhaus erscheinende *Pfennig-Magazin zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse*, eine populäre Zeitschrift mit steigenden Auflagen.<sup>22</sup> Von der Zensur verfolgt, verließ er Österreich, um Deutschland, Belgien, Frankreich und England zu bereisen, lebte anschließend als Publizist abwechselnd in Mannheim, Frankfurt/M., Meiningen und Köln. Von Wiesbaden und gleich darauf von Darmstadt aus übernahm er 1845 bis 1858 die Herausgeberschaft des bei Sauerländer in Frankfurt/M. seit 1810 erscheinenden *Rheinischen Taschenbuchs*, eines Jahrbuchs, das zeitgenössische Lyrik und Prosa brachte und sich vor allem durch seine gediegene druckgrafische Ausstattung auszeichnete. Darüber hinaus leitete er in Darmstadt, das fortan sein fester Wohnsitz blieb, bis 1852 die Redaktion der *Darmstädter Zeitung*. Von reaktionären Kräften aus dieser Verantwortung gedrängt, gründete er 1853 mit der *Muse* eine eigene Zeitschrift, deren Untertitel *Blätter für ernste und heitere Unterhaltung* für sich selbst spricht,<sup>23</sup> und es war eben jene Zeitschrift, mit der sich Wilhelm Buchner in seinem Brief vom Dezember 1878 bei ihrem einstigen Herausgeber als der junge Mann in Erinnerung rief, der seinerzeit den einen oder anderen Beitrag dazu geliefert hatte.<sup>24</sup> Der *Muse* war keine längerfristige Lebensdauer vergönnt, denn sie ging bereits mit dem fünften Jahrgang 1857 ein. Von 1853 bis zu seinem Tod wirkte Dräxler als Dramaturg am Darmstädter Hoftheater, wo insbesondere die von ihm inszenierten deutschen Erstaufführungen von Verdis *Sizilianischer Vesper* (1857) und von Gounods *Königin von Saba* (1863) nicht zuletzt wegen ihrer ausgefeilten Bühnentechnik ein Stück Theatergeschichte geschrieben haben.<sup>25</sup>

Unter dem 26. Mai 1843 trug sich Dräxler in St. Goar in Freiligraths Stammbuch ein<sup>26</sup>; dieser Eintrag dokumentiert nicht das erste persönliche Zusammentreffen der beiden, denn Dräxler nennt in seinem Schreiben von 1879 neben St. Goar auch Treffen in Köln, Unkel und Wiesbaden und gibt den Zeitraum 1839 bis 1845 an; die Begegnung in Unkel müsste zwischen September 1839 und Mai 1841 einzuordnen sein. Den Besuch in St. Goar bestätigte Freiligrath in einem Brief an Heinrich Künzel in Darmstadt, in dem er den bewegten Poetensommer

des Jahres 1843, der ihm kaum Zeit zu produktivem Schaffen gelassen hatte, Revue passieren lässt. Unter den 19 aufgeführten „bedeutendsten Namen“ seiner Gäste wird auch Dräxler genannt, während die weniger bedeutende Menge hingegen Legion gewesen sei.<sup>27</sup> Das Wiedersehen in Wiesbaden, an das sich Dräxler im hohen Alter noch erinnerte, dürfte wohl zwischen Juni und Mitte August 1844 in Verbindung mit einer Kur der Freiligraths in Kronberg am Taunus und mit Aufhalten bei Victor von Zabern, dem Verleger des *Glaubensbekenntniß*, in Mainz zu sehen sein.<sup>28</sup> Anschließend wandte sich Freiligrath nach Ostende, dann nach Brüssel, um anschließend ins Exil in die Schweiz zu gehen. Ob er und Dräxler sich je wieder begegnet sind, geht aus der Überlieferung nicht hervor; ein Zusammentreffen anlässlich seines Besuches bei Karl Buchner in Darmstadt im Oktober 1848 wäre zumindest möglich gewesen.

Der ehemalige Darmstädter Redakteur entsann sich richtig, wenn er Wilhelm Buchner mitteilt, dass seine Korrespondenz mit Freiligrath im Wesentlichen um dessen Mitarbeit am *Rheinischen Taschenbuch* kreiste. Bereits im ersten von Dräxler redigierten Jahrgang 1845 war Freiligraths Gedicht *Vom Harze* erschienen.<sup>29</sup> Wohl auf entsprechende Bitte hin ließ der Dichter dem Herausgeber durch die Hand seiner Frau Ida im Frühjahr 1845 ein weiteres „anspruchloses Gelegenheitsverschen“ für das *Taschenbuch* aushändigen. In einem Brief vom 11. April 1845 bat er Dräxler noch um Abänderung des Titels in *Mit einer Erika. Zum Geburtstage. Brüssel, December 1844*. Vor allem kam es ihm darauf an, dass die in diesem Gedicht enthaltenen Provinzialismen gewahrt blieben. Damit war sicher die im Exil besonders wehmütige Reminiszenz an seine lippische Heimat gemeint, die sich in den Versen der dritten Strophe niederschlägt:

Und auch bei mir mit hellem Schein  
Schmückt sie die Bergeshalde;  
Sie wallt um meinen Externstein  
Und rings im lipp'schen Walde;  
Da summen Bienen um sie her,  
Und durch ihr rothes Blütenmeer  
Ausschlagend jagt der Senner.

Der geänderte Titel konnte glücklicherweise vor der Drucklegung noch eingerückt werden, denn der poetische Geburtstagsgruß war natürlich an Ida Freiligrath gerichtet, die am 20. Dezember 1844 in Brüssel ihren 27. Geburtstag gefeiert hatte. Der Brief enthält darüber hinaus noch ein bemerkenswertes Zeugnis für Freiligraths persönliche Integrität und politische Unbestechlichkeit, wenn er auf das gut gemeinte Anerbieten Dräxlers, ihn bei einer Rückkehr nach Deutschland zu unterstützen, klar stellt: „Ich denke vor der Hand nicht



daran, nach Deutschland zurückzukehren, u. wenn ich kehre, so will ich nicht durch Gnade kehren, sondern durch Recht.“<sup>30</sup>

Der Herausgeber des anspruchsvollen *Rheinischen Taschenbuchs* war in der Folgezeit an qualitätvollen Beiträgen nicht nur des populären Dichters interessiert, sondern ermunterte diesen, für sein Jahrbuch literarische Texte in der Schweiz einzuwerben. Freiligrath scheint bei seinen Bemühungen kein sonderliches Echo erzielt zu haben, zwar konnte er einen Beitrag Gottfried Kellers in Aussicht stellen,<sup>31</sup> der mit dem Gedicht *Am Rhein* im Jahrgang 1847 tatsächlich erschienen ist, doch sind weitere Interventionen seinerseits nicht bekannt. Für den besagten Jahrgang 1847 lieferte er immerhin selbst noch „ein kleines Gedicht auf die ‚Proletarier des Geistes‘, arme Autoren, Schulmeister usw.“, wie er dem Journalisten Hermann Ebner am 3. Juli 1846 noch aus der Schweiz brieflich mitteilt, alles andere sei nicht zensurfähig. Bei dem „einzig Ungefährlichen aus jüngerer Zeit“ handelte es sich um das elfstrophige Gedicht *Requiescat!*, das mit „Zürich, Februar 1846“ datiert ist und das zu Freiligraths eigener Überraschung in der englischen Übersetzung bereits in der Juni-Ausgabe 1846 von *The Athenaeum*, mithin zeitlich vor dem deutschen Original, erschienen war. Verantwortlich für dieses „Hysteron-Proteron“ war die englische Schriftstellerin Mary Howitt, der Freiligrath „auf ihren Wunsch um allerlei Ungedrucktes zum Übersetzen“ auch dieses Gedicht nach London geschickt hatte; nun hoffte er, dass weder Dräxler noch der Verleger Sauerländer in Frankfurt mit Verstimmung reagieren würden.<sup>32</sup>

Mit der Veröffentlichung des Gedichts *Requiescat* und dem ersten Exil in London endet offenbar die Verbindung zwischen Dräxler-Manfred und Freiligrath. Briefschaften, in denen es um Honorarfragen gegangen ist, wie Dräxler 1879 schreibt, sind bisher nicht aufgetaucht, aber nicht unwahrscheinlich. Neben den beiden zitierten Briefen Freiligraths vom 11. April und vom 4. Oktober 1845 ist derzeit nur noch ein Schreiben vom Frühjahr des folgenden Jahres auszugsweise bekannt, in dem es u. a. um die so verschiedenen Lebenssituationen der beiden Partner geht: Dräxler als „herzoglich-sächsischer Rat und damit Aristokrat“ auf der einen Seite und der Dichter als preußischer Verbannter auf der anderen, doch verspricht Freiligrath gönnerhaft, den Schriftstellerfreund zu beschützen, wenn die Revolution einst gesiegt haben wird.<sup>33</sup> Dazu ist es nicht gekommen, Freiligrath geriet nicht in die Verlegenheit, sein Versprechen einlösen zu müssen. Wilhelm Buchner aber brachte die ihm übertragene Aufgabe, eine Briefbiographie Freiligraths zu erstellen, erfolgreich zu Ende. Bescheiden merkt er an, dass ihm „eine vollständige Sammlung der Briefe des Dichters [...] oder auch nur eine vollständige Mitteilung der nicht ohne Mühe zusammengetragenen“ fern gelegen habe; er habe „nur das erste abgerundete zuverlässige Lebensbild des Dichters geben“ wollen, so charakterisiert er seine Absicht

im Vorwort eines Werkes, das in zwei stattlichen Bänden von zusammen 950 Druckseiten bei Moritz Schauenburg in Lahr, einem Verlag mit breit gestreutem Sortiment,<sup>34</sup> im Jahre 1882 erschienen ist. Bei allem aktuellen Bemühen, das Briefoeuvre Freiligraths in den Griff zu bekommen und dieses für die Forschung verfügbar zu machen, gilt bis heute das anerkennende Urteil Karl Hensings, der bereits 1927 mit Weitsicht äußerte: „Diese Arbeit ist Buchners bestes Werk, sie hat für alle Zeiten dauernden Wert.“<sup>35</sup> Dem bleibt allenfalls noch hinzuzufügen, dass die Arbeit an der Briefbiographie die Familien Buchner und Freiligrath in einer Weise zusammengeführt hat, die sicher niemand ahnen konnte, denn im Jahre 1884 heirateten Freiligraths jüngster Sohn Percy und Wilhelm Buchners zweitälteste Tochter Jutta. Der frühe Unfalltod Percys nur sieben Jahre später hat dieser Verbindung ein jähes Ende bereitet.<sup>36</sup>

### Anmerkungen

- 1 LippLB Detmold, Fr. S 575. – 1 Bl., 2 beschr. S., 22,1 x 13,8 cm; *Wintergrüße*. 400 Autographen, Widmungsexemplare und Bücher zur Stuttgarter Antiquariatsmesse 2008; Autographen & Bücher Eberhard Köstler, Tutzing 2008, S. 23, Nr. 108.
- 2 Wilhelm Buchner: *Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen*, 2 Bde., Lahr 1882.
- 3 Vgl. Konrad Hutzelmann: *Anmerkungen zu Wilhelm Buchners „Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen“*. In: Grabbe-Jahrbuch 23 (2004), 110-120; aufgrund der Überschaubarkeit des Aufsatzes wird im Folgenden auf Einzelnachweise verzichtet.
- 4 Zur Druckgeschichte dieser von Ferdinand Freiligrath 1870 selbst zusammengestellten Gesamtausgabe vgl. Detlev Hellfaier: *Grabbe und Freiligrath im Archiv des Verlages de Gruyter*. In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 50 (1981), 194-218.
- 5 Nachdruck in: Karl-Alexander Hellfaier: *Die Bibliothek Ferdinand Freiligraths*. (Nachrichten aus der Lippischen Landesbibliothek Detmold, 8), Detmold 1976, I-III.
- 6 W. Buchner I, S. III. Einen knappen Überblick über Freiligraths Zeit in Darmstadt bietet Wilhelm Schoof: *Freiligrath in Darmstadt. Ein Gedenkblatt zu seinem 150. Geburtstag*. In: Hessen-Journal 2 (1960), Nr. 6, 22.
- 7 Zu Karl Friedrich August Buchner siehe K. Hensing, in: Hessische Biographien, H. Haupt (Hrsg.), Bd. 3, Darmstadt 1934 (Nachdr. Wiesbaden 1973), 140-147. W. Gunzert, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 2, Berlin 1955, 704; Deutsches Literatur-Lexikon, Bd. 2, 3. Aufl., Bern 1969, Sp. 232f.; eine Lyrikanthologie mit dem schlichten Titel *Gedichte* brachte Wilhelm Buchner im Todesjahr seines Vaters 1872 heraus.

- 8 Marie Buchner: *Aus Urgroßeltern Zeit. Eine Familienchronik in Briefen*. Heilbronn 1928, 80. Der zweite Band erschien unter dem Titel *Es rollt die Zeit. Eine Familienchronik in Bildern*. Heilbronn 1929, gleichfalls in der Form eines Briefromans wird darin die Zeit ihrer Eltern, also Wilhelm und Dorette Buchners, behandelt; als Frontispiz die Reproduktion eines Gemäldes, das Wilhelm Buchner im Halbporträt zeigt.
- 9 Über seine politische Tätigkeit siehe die autobiographische Schrift: Karl Buchner: *Ein deutscher Advokat*, Darmstadt 1844. Aus seiner Sympathie für Karl Sand, den Mörder August von Kotzebues, machte Karl Buchner keinen Hehl, vgl. Herman Haupt: *Karl Follen und die Gießener Schwarzen*, (Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, NF. 15), Gießen 1907, 62. Ein Porträt Buchners in der Tracht der „Gießener Schwarzen“, S. 8; zu den „Gießener Schwarzen“ siehe zuletzt Julia Katharina Kröger: *Die Gießener Schwarzen 1814-1819/29. Studentischer Radikalismus nach den Befreiungskriegen*, Köln, Univ., Mag.-Arbeit, 1992.
- 10 Vgl. Kurt Roessler, Irene Hufnagel: *1844er Assmannshäuser. Kommentarband zu „Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte“ von Ferdinand Freiligrath*, Mainz 1994, 146f. und öfter.
- 11 Freiligrath an Karl Buchner, London, 8. April 1848 (W. Buchner II, 204f.).
- 12 M. Buchner, 130-132.
- 13 Karl Buchner war am 24. April 1872 in Darmstadt verstorben (W. Buchner II, 430). Er war Pate von Freiligraths ältester Tochter Katharine (Käthe, 1845-1904), der er den Tod des „trefflichen alten Freundes“ am 7. Mai 1872 mitteilt, *Freiligrath-Briefe*. Luise Wiens (Hrsg.), Stuttgart 1910, 222f.
- 14 Otto Freiligrath starb 22jährig am 1. März 1873 am Scharlachfieber, Freiligrath an Wilhelm Buchner, Stuttgart, 2. März 1873, Briefrepertorium, Nr. 1803.
- 15 Buchner unterrichtete in Eisenach von Februar 1855 bis Michaelis (29. September) 1857, vgl. H. Stecheler: *Zur Erinnerung an das 50jährige Bestehen des Großherzoglichen Realgymnasiums zu Eisenach. Kleine Beiträge zur Geschichte der Schule*, Eisenach 1893, 29. – Ein unbedeutendes Versehen Konrad Hutzelmans, 119, sei hier korrigiert: bei Marie Buchner (1832-1891), die sich 1881 mit den Worten „Mit warmer Verehrung und der innigsten Liebe. Cannstatt im Mai 1881, Unvergeßlich für mich“ in Ida Freiligraths Stammbuch eingetragen hat, handelt es sich nicht um Wilhelm Buchners Ehefrau, sondern um seine jüngere Schwester, genannt „das Kindle“, Heinrich Haxel: *Vier Stammbücher der Familie Freiligrath* (Nachrichten aus der Lip-pischen Landesbibliothek Detmold, 7), Detmold 1976, 25.
- 16 Zu Buchners Wirken in Krefeld siehe Paul Wietzorek: *150 Jahre Ricarda-Huch-Gymnasium zu Krefeld 1848-1998*, Krefeld 1998, 26-52; vgl. auch: Reinhard Feinendegen, H. Vogt: *Krefeld. Die Geschichte der Stadt*, Bd. 3: *Von der Franzosenzeit bis zum Ende des Ersten Weltkrieges 1794-1918*, Krefeld 2006, 269-275.
- 17 Wilhelm Buchner: *Ferdinand Freiligrath*. In: Jahresbericht der Städt. höheren Mädchenschule Crefeld, 1877, 3-24. – Um auf den an versteckter Stelle publizierten Aufsatz besonders aufmerksam zu machen, hat der damalige Bibliotheks-direktor Otto Preuß, ein Jugendfreund des Dichters, auf dem Titelblatt des in der Lippischen Landesbibliothek Detmold befindlichen Exemplars handschriftlich

- vermerkt: *Enthaltend: Leben Ferd. Freiligraths von Wilh. Buchner*; siehe LippLB Detmold, KA 502 Nr. 14.
- 18 Siehe [www.ferdinandfreiligrath.de](http://www.ferdinandfreiligrath.de); dazu Volker Giel: *Ferdinand Freiligraths Korrespondenzen*. In: Briefkultur im Vormärz, (Vormärzstudien, 9), Bernd Füllner (Hrsg.), Bielefeld 2001, 245-266; ders: *Briefrepertorium und Briefedition Ferdinand Freiligraths*. In: Grabbe-Jahrbuch 23 (2004), 90-102.
- 19 Wilhelm Buchner an Lorenz Diefenbach, 29. Dezember 1878, Universitätsbibliothek Gießen, Nachlass Diefenbach: Buchner bittet, ihm „diese Briefe Ferdinand Freiligraths zum Zwecke discreter literarischer Benutzung anzuvertrauen“, und fährt fort: „Ich mache mich verbindlich, dieselben nach genauestem Gebrauche wohlbehalten zurückzugeben“; Wilhelm Buchner an Elisabeth Künzel, die Witwe Heinrich Künzels, 24. Mai 1879, Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt, Nachlass Künzel 2/II/164: Buchner reicht „die mir gütigst anvertrauten Briefe Freiligraths zurück“; Emanuel Geibel an Wilhelm Buchner, 5. Februar 1879, Stadtbibliothek Lübeck, Geibel-Autograph 1951 A 1388e: „Unter den Schriftstücken, die ich Ihnen als Material für Ihre Biographie Freiligraths einsandte, befindet sich auch ein Abschiedsgedicht an Landrath Heuberger: „Wer das blaue Meer hindurch kommt zu Naxos ...“, Geibel bittet Buchner, das Gedicht nicht in sein geplantes Werk aufzunehmen, da es wohl nie an Heuberger gelangte, dafür aber von ihm selbst (!) bei anderer Gelegenheit benutzt worden sei; Julius Rodenberg an Wilhelm Buchner, 17. Juni 1880, Zentral- und Landesbibliothek Berlin, NL Rodenberg B 17.
- 20 Wilhelm Buchner an Jakob Felsing, 18. Februar 1880, Universitätsbibliothek Heidelberg, Heid. Hs. 2552, Buchner dankt eingangs für „so manche, auch neuerlich noch in Bezug auf F. Freiligrath erwiesene Freundlichkeit“ und revanchiert sich mit der Abschrift eines Gervinus-Briefes an seinen Vater Karl Buchner vom 15. August 1847; über Georg Jakob Felsing (1802-1883) vgl. *Die Felsings aus Darmstadt 1797-1987. Kupferstecher, Drucker, Verleger*. Red.: Dorit Marhenke, Darmstadt 1987, 15-18.
- 21 Über ihn vgl. F. Brümmer, in: *Allgemeine deutsche Biographie*, Bd. 48, Leipzig 1904, 75-77; *Österreichisches biographisches Lexikon*, bearb. von Eva Obermayer-Marnach, Bd. 1, Graz 1957, 197; *Deutsches Literatur-Lexikon*, Bd. 3, 3. Aufl., Bern 1971, Sp. 504f. Sein Porträt: Stahlstich von Carl Kotterba, 1841, in: *Album österreichischer Dichter*, Wien 1850, vor S. 377; auch als Einzelblatt, LippLB Detmold, Fr. S B 104.
- 22 Über dieses nach dem Vorbild des englischen „Penny-Magazine“ aufgemachte Periodikum, das aktuelles lexikalisches Wissen vermitteln sollte, vgl. Sibylle Obenaus: *Literarische und politische Zeitschriften 1830-1848*, Stuttgart 1986, 47-49.
- 23 *Die Muse. Blätter für ernste und heitere Unterhaltung*. Hrsg. und redigirt von C. Dräxler-Manfred, Darmstadt: [Druck:] L. C. Wittlich, [Verlag:] Jonghaus, [1] (1853) – 5 (1857). Die Zeitschrift erschien zweimal wöchentlich, pro Jahrgang umfasste sie zwei Bände („Semester“) in 104 Lief. von zusammen je 830 S., vgl. Alfred Estermann: *Die deutschen Literatur-Zeitschriften 1850-1880, Bibliographien u. Programme*, Bd. 3, München 1989, 592f., Nr. 1816.

- 24 Beiträge W. Buchners finden sich in den Jahrgängen 1854 und 1855. Mit Schreiben vom 20. Juli 1855 übersandte Dräxler „die bis jetzt erschienenen Lieferungen des zweiten Bandes (15.-21.)“ und bat Buchner um seine Meinungsäußerung, Stadt- u. Landesbibliothek Dortmund, Atg 9964.
- 25 Vgl. Hermann Kaiser: *Das Großherzogliche Hoftheater zu Darmstadt 1810-1910*, Darmstadt 1964, 63-67; eine Fotografie zeigt ihn 1873 inmitten des Ensembles und des übrigen Theaterpersonals, S. 89.
- 26 Haxel, 18.
- 27 Freiligrath an Heinrich Künzel, St. Goar, 1. November 1843 (W. Buchner II, 83f.); vgl. auch Roessler, Hufnagel, 26 u. 36.
- 28 In einem Empfehlungsschreiben zu Gunsten der in existenzbedrohende Lebensumstände geratenen Marie Uttner bittet er am 31. Mai 1844 von Geisenheim aus den Kriminalrichter Wilhelm Genth in Wiesbaden, Dräxler zu grüßen und für die gute Sache zu gewinnen, Teildruck des Briefes ebd., 138; für die folgende Zeit in Kronberg bis zur Abreise nach Belgien ebd., 138-152.
- 29 Ferdinand Freiligrath, *Vom Harze (Wahre Geschichte. 1843.)*. In: Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1845, Carl Dräxler-Manfred (Hrsg.), Frankfurt/M.: Sauerländer, 1844, 186-190.
- 30 Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1846, Carl Dräxler-Manfred (Hrsg.), Frankfurt/M.: Sauerländer, 1845, 205-207. – Freiligrath an Karl Ferdinand Dräxler, Meyenberg, 11. April 1845, *Briefrepertorium*, Nr. 2140; der zit. Auszug ist gedruckt in: *Ferdinand Freiligrath zum 150. Geburtstag* (Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, Mitteilungen, NF. 1), Dortmund 1960, 22. – Um Porto zu sparen, sandte Freiligrath diesen Brief an Dräxler als Beischluss zu einem Brief vom 12. April 1845 an Karl Buchner nach Darmstadt, dem er noch einen weiteren Brief an Eduard Duller, der ebenfalls in Darmstadt wohnte, beilegte; vgl. *Briefrepertorium*, Nr. 343; W. Buchner II, 156f.
- 31 Freiligrath an Karl Ferdinand Dräxler, Meyenberg, 4. Oktober 1845 (Datum des Poststempels), *Briefrepertorium*, Nr. 3114.
- 32 Freiligrath an Hermann Ebner, Zürich, 3. Juli 1846, *Literarische Geheimerichte. Protokolle der Metternich-Agenten*, Bd. 2, 1844-1848, Hans Adler (Hrsg.), Köln 1981, 140-142; *Requiescat* erschien im Rheinischen Taschenbuch auf das Jahr 1847, Carl Dräxler-Manfred (Hrsg.), Frankfurt/M.: Sauerländer, 1846, 209-212. – Nach den Stammbucheintragungen hatte das Dichterehepaar William und Mary Howitt Freiligrath im Juli 1842 und im April 1843 in St. Goar aufgesucht, vgl. Haxel, 23; gut vier Wochen nach dem Schreiben an Ebner nahmen die Howitts den Dichter in ihrem Haus in London vorübergehend gastlich auf; William Howitt vermittelte ihm eine Stelle als Korrespondent bei Friedrich Huth & Comp.
- 33 Freiligrath an Karl Ferdinand Dräxler, Hottingen bei Zürich (?), Febr./März 1846, *Briefrepertorium*, Nr. 5032; Herzog Bernhard II. von Sachsen-Meiningen hatte Dräxler 1846 den Titel eines sächsischen Hofrats verliehen.
- 34 Der im Jahre 1800 gegründete und seit 1858 unter diesem Namen firmierende Verlag hatte die Schwerpunkte in den Bereichen Recht, Naturwissenschaften/

Landwirtschaft, Geschichte, aber auch Philosophie, Religion und Belletristik, verlegte darüber hinaus Adressbücher, regionale Zeitschriften und Kalender, vgl. *Gesamt-Verlags-Katalog des Deutschen Buchhandels und des mit ihm in direktem Verkehr stehenden Auslandes*, München 1986, 693-726 <Fiche 46> (Mikroreprod. der 17bändigen Ausg. Münster 1881-1894); Buchner hatte in diesem Verlag u.a. seine *Lebensbilder berühmter deutscher Männer* herausgegeben.

35 Hensing, 36.

36 Vgl. auch M. Buchner, 167f., 197f. Jutta Freiligrath, geb. Buchner, kehrte nach der Pensionierung ihres Vaters 1893 mit diesem nach Eisenach, der Heimatstadt ihrer Mutter, zurück; gelegentlich vertrat sie die Familie Freiligrath bei offiziellen Anlässen, so am 19. Mai 1894 in Assmannshausen zur Freiligrath-Feier anlässlich der 50. Wiederkehr der Abfassung des *Glaubensbekenntnisses*; dem „Freiligrath-Zimmer“ im Gasthaus „Zur Krone“ in Assmannshausen, 1844 Wohnsitz des Dichters, widmeten sie und ihr Vater Porträts und andere Erinnerungsstücke an den Dichter, vgl. Irene Hufnagel, Kurt Roessler: *Freiligraths Schriften und Erinnerungsstücke in der Krone zu Assmannshausen*, Bd. 1, Bornheim 1994, 4-6; Roessler, Hufnagel, 180-182, eine Fotografie zeigt sie im Kreis der Festgesellschaft.

MANFRED WALZ

## Ferdinand Freiligrath und Ludwig Uhland – zwei Geistesverwandte

Durch Ludwig Uhland's Mund! Mit Uhland's Worten  
(Wie fänd' ich bess're?) sei dies Buch geweiht!  
(F. Freiligrath in seinem Gedicht „Zur Eröffnung des  
Fremdenbuchs auf dem Hohenstaufen, 16. Mai 1870“)<sup>1</sup>

Von den schwäbischen Dichtern bewunderte Freiligrath besonders Friedrich Schiller, Friedrich Hölderlin und Ludwig Uhland. Mit Uhland korrespondierte er (wenn auch nicht häufig), traf mit ihm im Herbst 1840 in Stuttgart zusammen und sah ihn im Sommer 1842 kurz in St. Goar und in Oberwesel. Auch Freiligraths Bibliothek enthielt einige Werke von und über Uhland.<sup>2</sup>

Im Charakter und in den Gedichten der beiden Lyriker findet sich manche Parallele. Beide waren persönlich sehr bescheiden und zurückhaltend und verfolgten konsequent ihren Weg. Sie stritten für Freiheit und nationale Einheit, wobei sie den hegemonialen Bestrebungen Preußens immer skeptisch gegenüber standen. Uhland und Freiligrath schrieben romantische Gedichte, befassten sich mit dem Volkslied und verfassten politische Lieder, womit sie im Vormärz und in der Revolution von 1848/49 auch aktiv ins politische Geschehen ihrer Gegenwart eingriffen.<sup>3</sup>

Der Jurist und Politiker Uhland engagierte sich in den Jahren 1848 und 1849 in der Nationalversammlung zu Frankfurt/M. und im Stuttgarter Rumpfparlament sehr viel stärker als Freiligrath, der weitgehend Beobachter des revolutionären Geschehens blieb. Freiligrath nahm im Juni 1848 in Frankfurt am demokratischen Kongreß teil. Dabei könnte er durchaus mit Uhland zusammen getroffen sein. Es gibt aber keine Belege dazu.

Dass Uhland nach der gescheiterten Revolution nicht wie Freiligrath verfolgt wurde, lag sehr wahrscheinlich an seiner gewaltigen Popularität und daran, dass Württemberg doch eine etwas liberalere Regierung als Preußen besaß.

Das Problem der Industrialisierung und der damit verbundenen Sozialen Frage hat Uhland im Gegensatz zu Freiligrath nicht mehr thematisch aufgenommen.

### *Zur Biografie Ludwig Uhlands*

Uhland wurde am 26. April 1787 in Tübingen geboren und starb dort am 13. November 1862. Er besuchte in seiner Heimatstadt die Lateinschule und

studierte in Tübingen auf Wunsch des Vaters Rechtswissenschaften, beschäftigte sich aber schon früh mit mittelalterlichen Epen. Als Student schloss Uhland Freundschaft mit dem gleichaltrigen Mediziner Justinus Kerner, dem Theologen Gustav Schwab, dem Juristen Karl Mayer sen. und dem späteren Schriftsteller und Diplomaten Varnhagen von Ense.<sup>4</sup> Uhland, Kerner, Schwab und Mayer übernahmen ästhetische Anschauungen der Heidelberger Jungromantiker, wozu besonders die Beschäftigung mit der deutschen Vergangenheit und der Volkspoesie gehörte. Trotzdem blieben sie unabhängig und bildeten auch im eigentlichen Sinne keine *Schwäbische Dichterschule*, wie das immer wieder behauptet wurde.



Abb. 1: Ludwig Uhland<sup>5</sup>

1808 bestand Uhland die juristische Staatsprüfung und promovierte 1810 zum Dr. jur. Im selben Jahr unternahm er eine Reise nach Paris, wo er hauptsächlich nach alten deutschen und französischen Manuskripten suchte und anschließend die Abhandlung *Über das altfranzösische Epos* veröffentlichte. Von 1812 bis 1830 lebte Uhland in Stuttgart, war kurze Zeit Sekretär des Justizministers, ließ sich aber schon 1813 als selbstständiger Advokat nieder. Seine Gedichte erschienen bereits 1807 und 1808 in verschiedenen Almanachen, 1813 im *Deutschen Dichterwald* und 1815 bei Cotta in Tübingen und Stuttgart in erster Auflage. Sie



beschäftigten sich zunächst mit Natur und Liebe, später mit Sage und Zeitgeschichte. 1816 wird Uhland Mitglied der *Deutschen Sprachgesellschaft* in Berlin. 1816 und 1817 erscheinen seine beiden Dramen *Ludwig der Baier* und *Ernst, Herzog von Schwaben*. Weitere Dramenvorhaben bleiben Fragment.

1819 wird Uhland Abgeordneter des Oberamts Tübingen für die württembergische Ständeversammlung, die eine neue Verfassung ausarbeiten soll. Uhland wehrt sich vergeblich gegen ein Zwei-Kammer-System<sup>6</sup>, in dem Adlige und die hohe Geistlichkeit eine eigene Kammer bilden, und verzichtet 1825 auf seine Wiederwahl.

Von da an betreibt Uhland hauptsächlich germanistische Forschung, beschäftigt sich mit Literaturgeschichte und dem Volkslied. 1830 wird er in Tübingen Professor der deutschen Literatur.

Die Jahre 1833 bis 1839 verbringt er wieder in Stuttgart, wo er zum Abgeordneten in die Volkskammer gewählt wird. Das Eintreten für Oppositionsabgeordnete, denen durch Mehrheitsbeschluss ihr Mandat aberkannt wird, seine Forderung nach „Pressfreiheit“ sowie die Feststellung, dass die Bundestagsbeschlüsse von 1832 der württembergischen Verfassung widersprechen, führen zur baldigen Auflösung dieses sog. „vergeblichen Landtags“. Uhland wird erneut gewählt, die Regierung verweigert ihm jedoch den Urlaub von seiner Professur in Tübingen, worauf er diese Staatsstellung aufgibt. Da die liberale Minderheit im Parlament, zu der sich Uhland rechnet, nichts bewirken kann, verzichtet er 1839 abermals auf eine erneute Kandidatur.

Die Ergebnisse vieler Reisen in den kommenden Jahren sind die *Alten hoch- und niederdeutschen Volklieder*, deren erster Teil 1844/1845 erscheint.

Im März 1848 schickt das inzwischen liberale württembergische Ministerium Uhland als Vertreter Württembergs in den 17-Männer-Ausschuss nach Frankfurt/M., der die Nationalversammlung vorbereiten soll. Er erhält im April ein Mandat für die erste deutsche Nationalversammlung, das sog. Paulskirchenparlament, wo er in entscheidenden Fragen mit dem linken Zentrum stimmt, aber sich keiner Parteigruppierung direkt anschließt. Als Redner tritt Uhland dort nur zweimal in Erscheinung: am 26. Oktober 1848, als er sich gegen den Ausschluss Österreichs stellt, und am 22. Januar 1849, als er sich gegen das Erbkaisertum und für die jeweils sechsjährige Wahl des Reichsoberhauptes ausspricht. Die letzten Worte dieser Rede lauten<sup>7</sup>:

Verwerfen Sie die Erblichkeit, schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat, stoßen Sie Österreich nicht ab, retten Sie das Wahlrecht, dieses kostbare Volksrecht, dieses letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt! Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland l e u c h t e n, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist!

Uhland gehörte zur Minderheit und wurde überstimmt, weshalb er auch der Reichsverfassung nicht zustimmte und bei der Wahl des preußischen Königs Friedrich Wilhelms IV. zum deutschen Kaiser nicht abstimmte. Für das sog. *Rumpfparlament* verfasste er die *Ansprache an das deutsche Volk*, stimmte gegen dessen Verlegung nach Stuttgart, zog aber trotzdem dorthin mit und gehörte zu denjenigen Abgeordneten, die schließlich mit militärischer Gewalt auseinander getrieben wurden.

Im Oktober 1849 wendet er sich im *Beobachter*<sup>8</sup> gegen *Das Standrecht in Baden*, tritt danach politisch nicht mehr in Erscheinung, gibt 1850 seine Mitgliedschaft im württembergischen Staatsgerichtshof auf, weigert sich trotz Geldbußen als Zeuge gegen ehemalige kurhessische Paulskirchenabgeordnete aufzutreten und lehnt die ihm 1853 von Bayern und Preußen angebotenen Orden für Kunst und Wissenschaft aus politischen Gründen ab. Danach wird es immer stiller um den Menschen Ludwig Uhland, dem seine Heimatstadt Tübingen 1873 immerhin ein bis heute existierendes Denkmal mit folgender Aufschrift erstellte<sup>9</sup>:

LUDWIG UHLAND  
 DEM DICHTER  
 DEM FORSCHER  
 DEM  
 DEUTSCHEN MANN  
 -----  
 DAS  
 DANKBARE VATERLAND  
 MDCCCLXXIII

### *Gustav Schwab vermittelt die Bekanntschaft Freiligraths mit Uhland*

In Berührung mit Uhland kam Freiligrath durch Gustav Schwab. Dieser hatte mit Uhland zusammen in Tübingen studiert. Seit dieser Zeit waren sie eng befreundet und galten wie auch Justinus Kerner als die Häupter der sog. Schwäbisch-romantischen Dichterschule.

Schwab war bereits 1833 auf den jungen Freiligrath aufmerksam geworden, begleitete dessen Entwicklung mit Wohlwollen, tadelte ihn aber auch in manchem Brief und war 1838 maßgebend an der Herausgabe der ersten Auflage von Freiligraths Gedichten bei Cotta in Stuttgart beteiligt. Freiligrath schrieb am 1. Juni 1835 aus Amsterdam an Schwab<sup>10</sup>:

Wenn Ihnen hier in Amsterdam meine Dienste in irgend einer Hinsicht von Nutzen sein können, so bitte ich Sie, nur frei über mich zu verfügen, vielleicht würden Ihnen

Cataloge von hier nicht selten stattfindenden großen Bücherauctionen und Aehnliches nicht unwillkommen sein? In England gedruckte Bücher sind hier fast ohne Ausnahme zu den unerhöhten Englischen Preisen anzuschaffen. Wie gern möchte ich einmal Gelegenheit haben, mich Ihnen gefällig zu erzeigen! Lassen Sie mir recht bald eine entstehen!

Hierauf antwortete Schwab am 14. Juni 1835 (Tübingen, Uhlandschloß)<sup>11</sup>:

Für den letzteren [Uhland], bei dem ich gerade hause, nehme ich Ihre freundlichen Anerbietungen in soweit in Anspruch, daß ich Sie in seinem Namen und mit seinem Gruße bitte, wenn Ihnen Sammlungen oder fliegende Blätter von echten alten holländischen Volksliedern in die Hände oder in einem Kataloge zu Gesichte kommen, ihn oder auch mich gütigst hievon zu benachrichtigen. Er ist in tiefe Studien über die Volkspoesie versenkt.



Abb. 2: Justinus Kerner, Gustav Schwab und Ludwig Uhland (v.l.n.r.)<sup>12</sup>

*Freiligrath auf der Suche nach niederdeutschen und holländischen  
Volksliedern für Ludwig Uhland*

Freiligrath machte sich in Amsterdam alsbald auf die Suche und konnte Schwab am 17. Juli 1835 bereits folgendes mitteilen<sup>13</sup>:

Nach alten Holländischen Volksliedern habe ich mich bereits eifrig umgesehen, und zu meiner Freude auch nicht ganz ohne Erfolg. Ich bin jetzt noch einigen alten Geusenliedern<sup>14</sup> (die freilich vornehmlich nur historischen Werth haben dürften, obgleich sich einzelnes auch im Munde des Volkes erhalten hat) auf der Spur, und hoffe, recht bald eine nicht ganz uninteressante Sendung, sei es durch Buchhändlergelegenheit, oder durch einen Freund aus Oehringen,<sup>15</sup> der vielleicht im nächsten Monat eine Reise in die Heimath macht, nach Tübingen abgehen lassen zu können. Ich wollte diese vorläufige Anzeige zu machen nicht versäumen, damit Sie nicht glauben, daß ich unthätig sei.

Es war Uhlands „Trachten, das zerblätterte Liederbuch altdeutschen Volksgesanges, so weit es jetzt noch dem Einzelnen möglich ist, in seiner ächten Gestalt herzustellen.“<sup>16</sup> Er hatte erkannt, „daß in der altholländischen Volkspoese manches Lied zu finden sey, was einst deutsches Gemeingut war und sich in niederländischen Aufzeichnungen reiner erhalten hat, als im eigentlichen Deutschland, oder dort noch vollständig vorliegt, während man hier etwa nur noch die Anfänge aufweisen kann.“<sup>17</sup>

Zwischen Uhland und Freiligrath entwickelte sich ein kurzer, aber sehr intensiver Briefwechsel über Detailfragen zum deutsch-niederländischen Volkslied. Trotz aller Anstrengungen war die Suche Freiligraths nicht sehr ergiebig und für diesen nicht zufriedenstellend.<sup>18</sup> Uhland tröstete ihn jedoch mit der Bemerkung, „auch der kleinere Fund gewinnt an Bedeutung, wenn er einen größeren Zusammenhang ergänzen hilft.“<sup>19</sup> Der erste Teil von Uhlands großer Sammlung *Alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder* erschien 1844/45, so dass Freiligraths Wunsch vom 8. Oktober 1835, „Möchten Sie uns den alten Liederfrühling bald heraufbeschwören und Ihren Verehrern von den Quellen des Rheines bis zu seinem Ausfluß, die über das Verstummen Ihrer eigenen Leyer<sup>20</sup> klagen, als Pfortner eines von Ihnen neu geöffneten überreichen Dichtergarten in einem neuen Kranze erscheinen“<sup>21</sup> spät, aber immerhin in Erfüllung ging.

*Uhland, Heine und der Deutsche Musenalmanach 1838*

Dem von Gustav Schwab und Adalbert von Chamisso gemeinsam herausgegebenen *Deutschen Musenalmanach*<sup>22</sup> sollte dem 8. Jahrgang 1838 ein Porträt

Uhlands vorangestellt werden. Da dieser zögerte und sein Bild sich verspätete, ließ Chamisso ohne Absprache mit Schwab das Porträt Heinrich Heines einfügen. Daraufhin trat Schwab als Mitherausgeber dieses Jahrgangs zurück, weil Heine in seinem Aufsatz *Die Romantische Schule* Uhland verunglimpft hatte.<sup>23</sup> Freiligrath war nun in einem Gewissenskonflikt, da er Uhland sehr schätzte, auf seinen Förderer Schwab angewiesen war, Heines spöttischen Umgang mit anderen Menschen nicht mochte, aber bereits eigene Gedichte zur Aufnahme in den *Musenalmanach* zugesandt hatte. Was sollte er jetzt tun? Am 10. April 1836 schrieb er an Schwab<sup>24</sup>:

Rasend möchte ich aber werden, daß ich, wie Sie aus den Anlagen sehen, schon im März meine Beiträge an Reimer<sup>25</sup> eingesandt habe. Heute noch fordere ich sie zurück, und ich hoffe, daß der Druck noch nicht so weit vorgeschritten ist, um die Rücksendung unmöglich zu machen.

An Reimer, den Verleger des Almanachs, erging folgende Mitteilung<sup>26</sup>:

Seitdem mir nun aber vorige Woche jene Heine'sche Schandschrift<sup>27</sup> zu Gesicht gekommen, und ich bin empört über die Weise, auf die er darin über einen Größern und Reinern, den edeln Uhland, sich ausspricht. Schwabs und der übrigen Schwäbischen Dichter Zurücktreten ist dadurch zur Genüge motivirt, und [...] die Freundlichkeit und Herzlichkeit, mit der mir die Besten unter ihnen entgegenkamen, läßt mich hoffen, daß sie mich wenigstens der Gesinnung nach als den Ihrigen betrachten, und daß ich Uhland mit ihnen als gemeinsames Haupt ansehen darf – ich muß in der That gegen den Abdruck der Ihnen gesandten Sachen protestiren, und Sie bitten, mir dieselben [...] umgehend zurückzuschicken.

Damit hatte Freiligrath nun wiederum Reimer und vor allem Chamisso brüskiert, der viel von Freiligrath hielt. Nach einigem Hin und Her, wobei Schwab dafür plädierte, dass Freiligrath seine Gedichte im *Almanach* 1838 veröffentlichen solle und Freiligrath sich für seine harsche Reaktion entschuldigte, schien diese Affäre dann allerdings erledigt. Freiligrath schrieb dazu an Schwab<sup>28</sup>:

Nach dem, was Sie mir zuletzt über die leidige Almanachs=Störung mittheilten, habe ich mich denn doch [...] entschlossen, meine paar Lieder in der Sammlung mit abdrucken zu lassen. Ich habe mir bei Reimer durch diese Aenderung freilich gewissermaßen ein Dementi gegeben; – ob bei Ihnen und Uhland auch? Ich glaube kaum! Ich denke nach wie vor gleich über die Sache, und nur Ihre Erlaubniß und der Wunsch, dem edeln, ehrwürdigen Chamisso nicht wehe zu thun, konnten mich anders bestimmen!

*Herbst 1840 – Freiligraths Begegnung mit Uhland*

Am 8. Oktober 1840 traf Freiligrath in Stuttgart ein, um vor allem mit den Verlegern Joh. Georg Cotta, August Lewald und Adolph Krabbe zu verhandeln. Weil Cotta sich noch auf einer Reise befand, dauerte der dortige Aufenthalt beinahe drei Wochen. Hier traf er zum ersten Mal auch mit Uhland persönlich zusammen. Besonders witzig ist die Schilderung Freiligraths in seinem Brief an Karl Simrock<sup>29</sup>:

[Ich verplauderte] mit Uhland, dem heimkehrenden, ein paar genußreiche Stunden [...] Wir waren heute Morgen zuletzt zusammen, es war eine komische Begegnung! Ganzhorn, der mich bekeipende Sindelfinger Lump<sup>30</sup>, liegt noch in dem einschläfrigen Bette, in dem wir seit 3 Nächten brüderlich nebeneinander rasten; ich selbst stolche im Hemde durchs Zimmer und fahre eben ganz bequem mit dem rechten Bein in die Hose, als angeklopft wird. Ich meine, der Kellner ist's, und rufe Herein! die Tür geht auf, – und ein tritt Uhland. Wir mußten beide lachen. Er wollte mir vor seiner Abreise nach Tübingen noch Lebewohl sagen und hatte, um mich sicher zu treffen, die frühe Stunde gewählt. Es war mir ordentlich rührend trotz des lächerlichen Nebenumstandes. Deine „Zwanzig Lieder und sieben Meister“<sup>31</sup> hab' ich ihm gegeben, da er sie noch nicht hatte. Er dankt und grüßt aufs Freundlichste, der treue, prächtige Kerl!

*Sommer 1842 – Ein Flecken am Rheine  
Freiligraths Begegnung mit Uhland und seine Abkehr von der Romantik*

In Darmstadt wollte Freiligrath zusammen mit Heinrich Künzel<sup>32</sup> ursprünglich die *Britannia*, eine englisch-deutsche Zeitschrift, herausgeben. Nachdem dieses Projekt durch die Pforzheimer Verleger scheiterte, siedelte er sich im Mai 1842 in St. Goar an. Obwohl er eigentlich ein stilles Plätzchen für sich zum Arbeiten gesucht hatte, wurde er dort von vielen Freunden und Bekannten heimgesucht. In einem Brief vom 21. Juli 1842 schreibt er an seinen in Darmstadt zurück gebliebenen Freund Karl Buchner<sup>33</sup>: „[...] Leben und Bewegung ohne Ende [...] Auch Uhland sah ich im Fluge [...]“.

Uhland unternahm im Juli 1842 eine Reise, die ihn zunächst rheinabwärts nach Düsseldorf und später bis nach Kopenhagen führte. Freiligrath verarbeitete die kurze Begegnung mit Uhland in Oberwesel September desselben Jahres in seinem Gedicht *Ein Flecken am Rheine*. Das Gedicht beinhaltet ein Gespräch mit der Romantik; hier die Uhland betreffenden Passagen<sup>34</sup>:

Das war vordem! – Jüngst ging ich am Gestad;  
Grün floß der Strom: nicht Volker sah ihn reiner.  
Ein Dampfboot zog vorüber seinen Pfad,  
Tief in die Wellen griff es mit dem Rad,  
Und auf dem Deck stand deiner Priester Einer:  
Der jüngste wohl – und doch schon grauen Haars  
Um die gewölbten Schläfen: Uhland war's!

Wir kannten uns – wir grüßten uns. Vorbei  
Mein einsam Städtchen schwamm er zu den Dänen.<sup>35</sup>  
Auf uns hernieder sah die Lorelei,  
Im Hals erstickt' ich einen Freudenschrei,  
Doch in den Augen hatt' ich helle Thränen.  
Trüb klang ein Lied in meiner Seele Schrein;  
Das hieß: „Drei Bursche zogen über'n Rhein!“<sup>36</sup>

Ja, dieß der Rhein! Die Woge mit dem Hort,  
In dessen Strahl sich Uhlands Wimper sonnte!  
Und dort er selbst! Die Sängerlippe dort,  
Romantik, ach, die mit gefeitem Wort  
All' deinen Zauber noch verkünden konnte!  
Das Auge dort, das tief im Elfenbusch  
In deiner Bronnen Spiegel klar sich wusch!

Du wußtest es, daß er vorüberzog!  
Aus Burg und Felsriß durch des Morgens Nässe  
Sahst du hernieder, und ein Lächeln flog,  
Ein sonnig Lächeln, als das Schiff sich bog,  
Durch seiner Züge kummervolle Blässe.  
Mit trüber Freude sahst du auf den Knie'n  
Auf deinem Strome deinen Dichter ziehn.

Da flog er hin, der letzte Rauch verschwamm!  
Da flog er hin, dein jüngster, reinster Kämpfer!  
Dein Lächeln flog, trüb stand der Berge Kamm,  
In meinem Herzen pocht' es wundersam:  
Dein letzter Ritter – ach, und auf dem Dämpfer!  
Dahingerissen von der neuen Zeit  
Des Mittelalters fromme Trunkenheit!

Ein Gleichniß nur! – Doch kam es über mich,  
Und nicht vermocht' ich's trotz'ig abzuweisen;  
Daher die Trauer, die mich überschlich.

Du Stille, Bleiche, ja verhülle dich!  
 Die Zeit, o Herrin, ist für dich von Eisen!  
 Kalt unterwühlt sie dein vermorscht Asyl –  
 Ach, nicht allein mit ihrer Dämpfer Kiel!

Dein Reich ist aus! – Ja, ich verhehl' es nicht:  
 Ein andrer Geist regiert die Welt als deiner.  
 Wir fühlen's Alle, wie er Bahn sich bricht;  
 Er pulst im Leben, lodert im Gedicht,  
 Er strebt, er ringt – so strebte vor ihm keiner!  
 Ich dien' ihm auch und wünsch' ihm frohen Sieg –  
 Doch warum dir, Verbannte, deßhalb Krieg?

Dieses Gedicht ist ein Abgesang auf Freiligraths Beschäftigung mit der Romantik und der eigentliche Beginn der Auseinandersetzung des Dichters mit der Zeitgeschichte und den politischen Tagesereignissen, die 1844, also zwei Jahre später, zur Veröffentlichung des *Glaubensbekenntniß* führte, einer Abrechnung mit der Zensur und mit der Politik des preußischen Königs Friedrich Willhelms IV. und seiner Regierung.<sup>37</sup> Das *Glaubensbekenntniß* ist im I. Teil mit älteren, bereits veröffentlichten Gedichten bestückt, an Hand derer Freiligrath zeigen möchte, wie er langsam, aber schrittweise, durch eigene Erfahrung und Überlegungen von seiner spätromantischen Phase in Unkel sich zum politischen Lyriker entwickelte. Als erstes Gedicht ist dort *Aus Spanien* von 1842 abgedruckt<sup>38</sup>, in dem Freiligrath die berühmten Zeilen: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte, / Als auf den Zinnen der Partei.“ prägte, die Herweghs Widerspruch erregten, und damit die Debatte, ob politische Lyrik erlaubt oder gar notwendig sei, auslöste.<sup>39</sup> Auf diesem Wege spielt auch die Auseinandersetzung mit Immermann eine Rolle. In *Zu Immermann's Gedächtniß*, dem zweiten Gedicht<sup>40</sup> gelobt Freiligrath Fleiß, Wahrhaftigkeit und Beharrlichkeit: „[...] mich oben haltend in der Zeitfluth Ringen! / Hilf mir, du Starker! hilf und laß gelingen!“ Daran schließt sich als drittes Gedicht *Ein Flecken am Rheine* an, in dem sich Freiligrath in gewissem Sinne aber noch nicht ganz von der Romantik gelöst hat. Erst in dem Eröffnungsgedicht des II. Teils des *Glaubensbekenntniß*, dem *Guten Morgen!*, nimmt er ganz und gar den Abschied von der Romantik.<sup>41</sup>

An der Person Uhlands will Freiligrath in seinem Gedicht die Ablösung der Romantik durch eine neue Sichtweise der Welt, des Realismus und damit auch seine eigene Entwicklung darstellen: „Der Flecken am Rhein“, das ist Oberwesel, in dessen Nähe, in St. Goar, sich Freiligrath ab 1842 eingenistet hat, das mittelalterliche Städtchen mit seinen Kirchen und zerfallenen Burgen ringsum; es ist sozusagen der Inbegriff der Romantik, in deren Idylle die Dampfschiffahrt die neue Zeit hineingebracht hat. Die Dampfmaschine wiederum ist der Inbegriff



für die fortschreitende Industrialisierung und damit auch einer gesellschaftlichen Revolution mit neuen Verwerfungen, die mit dem Begriff der Sozialen Frage umschrieben wird.

Wenn Uhland, eine Hauptfigur der schwäbischen Romantik, mit dem Dampfer aus dem engen Rheintal, dem Tal der Romantik schlechthin, bis hinaus in die Weite des Meeres hinweg getragen wird, dann ist dies ein beeindruckendes Bild für das tatsächliche Ende einer literarischen Bewegung.

### *Frühjahr 1862 – Freiligrath und Uhlands 75. Geburtstag*

Am 20. Mai 1862 schreibt Freiligrath aus London an seinen Schwager Ernst Struve in Görlitz<sup>42</sup>:

Es ist erfreulich wahrzunehmen, wie die Nation zu ihrer Kräftigung und Erhebung mehr und mehr auf ihre Heroen sich besinnt.

Auch, daß man des noch lebenden, fünfundsiebzigjährigen Uhland liebend und ehrend gedacht hat, war schön und gut. Inliegend mein bescheidenes Scherflein zu seiner Feier. Es ist nicht viel, – „kleine Blumen, kleine Blätter!“ Was sollen zuletzt all die großen, volltönenden Worte? Die Apfelbäume in meinem Hausgarten und ringsum in den Gärten der Nachbarn blühten eben herrlich am 26. April. Da trugen sie mir denn ihren Glückwunsch auf.

Das Uhland gewidmete Gedicht hat folgenden Wortlaut<sup>43</sup>:

#### **Aus der englischen Apfelblüthe**

Zu Ludwig Uhland's fünfundsiebzigstem Geburtstage 26. April 1862.

O leuchtender Aprilentag, –  
Maitag, der sich verfrühte!  
Und wo das Auge schweifen mag,  
Da sieht es Apfelblüthe!

Und doch war gestern all die Pracht  
Versteckt noch und verborgen: –  
Wie kam sie nur in Einer Nacht?  
Und grad für diesen Morgen?

Baum neben Baum, und Reis an Reis,  
So viel sie können tragen,  
All weiß und roth, und roth und weiß,  
Die Pracht ist nicht zu sagen!

Das macht, daß allerorten still,  
Wo Apfelbäume wehen,  
Den sechundzwanzigsten April  
Als Festtag sie begehen.

Sie wissen es, geboren ward  
Ihr liebster Gastfreund heute,  
Dem einst auf froher Jugendfahrt<sup>44</sup>  
Ihr Stammherr Schatten streute;

Sie werfen um ihr Feierkleid,  
Sie blühen an allen Wegen,  
Und möchten alle weit und breit  
Auf's Haupt dir Kränze legen:

Ob dessen Haupte, kühl und grün,  
Der Alte schwang den Wipfel,  
Und der dafür gesegnet ihn  
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

Zum Dichterlorbeer voll und ganz,  
Zum Kranz des Patrioten  
Den leichten, losen Blütenkranz,  
Den weißen und den rothen!

O Lied vom Wirthe wundermild,  
Wie bist du frisch erklingen,  
Als blank im Dichterwald sein Schild  
Der Apfelbaum geschwungen!

O, sink' er auf dein weißes Haar  
Noch viele, viele Lenze!  
O, daß er dir noch manches Jahr,  
Die heil'gen Schläfe kränze!

O Sängergreis, wohl bliebst du werth  
Seitdem den Apfelbäumen!  
Alljährlich, wenn dein Festtag kehrt,  
Will keiner, keiner säumen!

Freiligrath wurde, wie er selbst im Brief an den Schwager schreibt, von der englischen Apfelblüte, aber auch durch Uhlands Gedicht *Einkehr* inspiriert. Dieses Gedicht soll hier gleichfalls wiedergegeben werden<sup>45</sup>:

### Einkehr

Bei einem Wirte wundermild,  
Da war ich jüngst zu Gaste;  
Ein goldner Apfel war sein Schild  
An einem langen Aste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'  
Auf weichen, grünen Matten;  
Der Wirt, er deckte selbst mich zu  
Mit seinem kühlen Schatten.

Es war der gute Apfelbaum,  
Bei dem ich eingekehret;  
Mit süßer Kost und frischem Schaum  
Hat er mich wohl genähret.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,  
Da schüttelt' er den Wipfel.  
Gesegnet sei er alle Zeit  
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Es kamen in sein grünes Haus  
Viel leichtbeschwingte Gäste;  
Sie sprangen frei und hielten Schmaus  
Und sangen auf das Beste.

Bei genauem Hinsehen wird deutlich, dass Freiligrath in seinem für Uhlands Geburtstag bestimmten Gedicht einige Zeilen Uhlands zitiert.

*Oktober 1868 – Besuch Freiligraths in Tübingen und Erinnerungen  
an Uhland*

Uhland starb wie sein alter Studienfreund Justinus Kerner, auf dessen Beer-  
digung er sich eine Lungenentzündung zugezogen hatte, noch im selben Jahr  
1862. Als Freiligrath 1868 aus dem Exil nach Deutschland zurückkehrte, lebte  
von der einstigen sog. *Schwäbischen Dichterschule* nur noch Karl Mayer sen. Ihn  
besuchte er von Stuttgart aus am 18. Oktober 1868 in Tübingen und widmete  
ihm ein halbes Jahr später das Gedicht *Zu Karl Mayer's 83. Geburtstag*, das nicht  
nur an den gemeinsamen Spaziergang mit dem rüstigen Alten, sondern auch an  
Uhland, den Busenfreund Mayers, erinnert und deshalb an dieser Stelle seinen  
Platz verdient<sup>46</sup>:

**Zu Karl Mayer's dreiundachtzigstem Geburtstage**

22. März 1869

Schon grünt der Hag im Grunde,  
Die Höh'n doch schimmern weiß.  
Das nenn' ich gute Kunde,  
Du lieber Dichtergreis:  
Im ersten Frühlingsahnen  
Kränzt dir das Silberhaar,  
Grüßt dich mit sanftem Mahnen  
Ein neues Lebensjahr.

Den deine Lieder sangen,  
Wie oft, auf Berg und Au:  
Der Lenz kommt leis gegangen,  
Geathmet kommt er lau.  
Er tritt an deine Schwelle  
Mit sachtem Blumenschuh,  
Und haucht aus Wolk' und Welle  
Dir frisches Leben zu.

Und denkt, wie auf den Zehen  
Er heuer dich beschlich,  
Will er noch manchmal sehen  
Und überraschen dich;  
Noch oft als Kränzewinder  
An diesem Tag, o Greis,  
Dir nah'n in deiner Kinder  
Und deiner Enkel Kreis.

Nun schwärmen auch die Immen  
Und ruft der Kuckuck bald;  
Mit seinen tausend Stimmen  
Wacht auf dein lieber Wald;  
Es winken dir die Kräuter,  
Die Aehren dir der Flur:  
Sie winken ihrem Deuter, –  
Dem Sänger der Natur.<sup>47</sup>

Durch's welke Laub des Hages  
Hinwallt' ich jüngst mit dir;  
Des herbstlich schönen Tages  
Gedenk' ich für und für.  
O Freund, mit weißen Haaren  
Wie lachtest du der Ruh!  
Mit zweiundachtzig Jahren  
Wie rüstig schrittest du!

Wie fest den steinigten, steilen  
Bergpfad hinan, wie leicht!  
Du dachtest an kein Weilen,  
Bis den Gipfel wir erreicht!  
Da liebst du mich grüßen  
Die fernen, blauen Höh'n,  
Da liebst du zu Füßen  
Die graue Stadt mich seh'n!<sup>48</sup>

Die Musenstadt, die alte  
 Wo sich dein Lied erschwang;  
 Wo hell zu deinem hallte  
 Der Jugendfreunde Sang;  
 Wo jubelnd ihr geschlossen  
 Den frohen Liederbund,<sup>49</sup>  
 Wo euch ein Gott erschlossen  
 Zuerst den Liedermund.

Wo jetzo, in den Frieden  
 Des Alters eingekehrt,  
 Der Brüder, die geschieden,  
 Du denkst am stillen Herd;  
 Wo sich zum Ring dir schließen  
 Das Jetzt, das Ehemals, –  
 Da lag sie uns ernst zu Füßen,  
 Die Krone dieses Thals!

Und nun hinab – zur Brücke!  
 Allzeit an deiner Hand!  
 Daß mich dein Fluß<sup>50</sup> entzücke  
 Und sein umbüschter Strand;  
 Daß ich ihn brausen höre,  
 Wie Uhland er gebraust,  
 Und auch das Haus verehere,  
 Drin Hölderlin gehaust.<sup>51</sup>

Und all' die werthen Stätten,  
 Der schönen alten Zeit,  
 Die Kerner und Schwab betreten,  
 Die Uhland's Lied geweiht.  
 Aus deinem theuern Munde  
 Von ihnen und von dir  
 Aus fernen Tagen Kunde, –  
 Wie hob die Brust es mir!

Oft denk' ich noch des Tages:  
 Im Geiste für und für  
 Seh' ich durch's Laub des Hages  
 Dich wandeln neben mir.  
 O bleibe dir noch lange,  
 Du Theurer, unerschlaft  
 Zu solchem Hügelgange  
 Die Lust und auch die Kraft!

Mein Lied vergaß das Eilen,  
 Drum sag' ich noch: verzeih!  
 Ich zaud're wohl zuweilen,  
 Doch mein ich's gut und treu.  
 Und flicht dir wieder Kränze  
 Der Enkelkinder Chor,  
 So poch' ich mit dem Lenze  
 Auch zeitig an dein Thor.

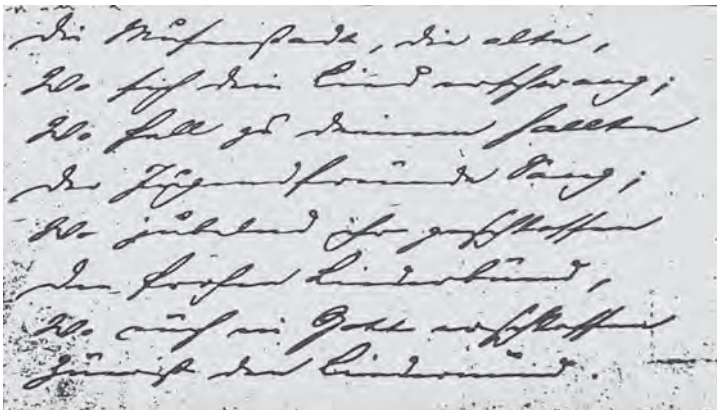


Abb. 3: Auszug aus der Originalhandschrift des Freiligrathgedichts  
*Zu Karl Mayer's dreiundachtzigstem Geburtstage*<sup>52</sup>

Nach dem oben erwähnten Spaziergang der beiden wollte Freiligrath in Tübingen noch Uhlands Witwe Emilie besuchen, die jedoch an diesem Tag ausgeflohen war. Er schreibt darüber<sup>53</sup>:

Frau Uhland war leider verreis, hatte aber zu meinem Empfange einen Krug (süßen) Weines aus ihrem eigenen Rebgarten vor ihrer Abreise noch zu Mayers herüberschickt.



Abb. 4: Luftbild vom Hohenstaufen<sup>54</sup>

### *1870 – Das Fremdenbuch auf dem Hohenstaufen*

Am 16. Mai 1870 wurde auf dem Hohenstaufen, dem einstigen Stammsitz des deutschen Kaisergeschlechts der Staufer, ein Fremdenbuch angelegt, zu dem Freiligrath einen Gedichteintrag beisteuerte<sup>55</sup>:

## Zur Eröffnung des Fremdenbuchs auf dem Hohenstaufen

16. Mai 1870

Als Konradin, der Letzte des Geschlechts,<sup>56</sup>  
 Das seinen Horst, dies mächtige Bergeshaupt,  
 Für alle Zeit durch Lied und That und Schicksal  
 Mit ernsten Ruhmes immergrünen Kränzen  
 Herrlich geschmückt, an's Land stieg bei Neapel,  
 Rückzuerobern sein italisch Erbe:  
 Da trat der Freund<sup>57</sup>, der ihn bislang geleitet,  
 Den Jüngling an, warnt' ihn vor Welschlands Trug,  
 Und rief ihm so die Heimat in's Gedächtniß:  
 „O denk' an jenen Berg, der hoch und schlank  
 Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,  
 Und auf dem königlichen Gipfel kühn  
 Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!  
 Und weit umher, in milder Sonne Glanz,  
 Ein grünend, fruchtbar Land, gewundne Thäler,  
 Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften,  
 Jagdlustig Waldgebirg, und aus der Tiefe  
 Des nahen Klosters<sup>58</sup> abendlich Geläut;  
 Dann fernhin, in den Burgen, in den Städten,  
 Gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer;  
 Die Frauen aber sittig und verschämt,  
 Ja, wie uns Walther sang, den Engeln gleich.“<sup>59</sup>  
 So Truchseß Waldburg – durch des Dichters Mund,  
 Der uns vom Knaben Konradin gesungen:<sup>60</sup>  
 Durch Ludwig Uhland's Mund!

Mit Uhland's Worten

(Wie fänd' ich bess're?) sei dies Buch geweiht!  
 Dem Staufenpilger, der auf Staufens Gipfel  
 In's Gras gelagert, durch die Lande schaut,  
 Soll durch die Brust ihr sanfter Wohllaut zittern,  
 Und wenn er niedersteigt und ferne heimzieht,  
 Soll'n das geschaute Bild, das liebliche,  
 Sie fest ihm halten, – lange, lange noch!  
 Und dem Gedenkenden in Eins verweben  
 Den Namen S t a u f e n und den Namen U h l a n d!

Freiligrath wurde zu diesem Gedicht vermutlich durch seinen in Stuttgart lebenden Freund Wilhelm Vollmer<sup>61</sup> angeregt. Dieser wiederum war mit Louis Bareiss aus Göppingen, einem einflussreichen Unternehmer, befreundet, der sich für das Projekt eines Fremdenbuches stark gemacht hatte.<sup>62</sup> Nach dem

deutsch-französischen Krieg 1870/71 war sogar geplant, auf dem Hohenstaufen ein monumentales Denkmal im Stile des Hermannsdenkmals bei Detmold oder des Niederwalddenkmals Bingen gegenüber zu errichten, zu dessen Ausführung es aber (glücklicherweise) dann nicht kam.



Abb. 5: Das projizierte Hohenstaufendenkmal<sup>63</sup>

*Sommer 1873 – Einweihung des Uhlanddenkmals in Tübingen ohne Freiligrath*

Am 14. Juli 1873 wurde in Tübingen das Denkmal für Ludwig Uhland feierlich eingeweiht. Wilhelm Ganzhorn schrieb seinem Freund Freiligrath damals<sup>64</sup>:

Scherer<sup>65</sup> gab es [Freiligraths Gedicht *Otto zu Wolfgangs Hochzeit*]<sup>66</sup> mir bei der Uhlandfeier zum Lesen: es hat mir aber das Herz so durchschnitten, daß ich der Feier entfliehen mußte.

Aus dem zitierten Brief geht hervor, dass Freiligrath und seine Frau ab April 1873 mehrere Monate bei ihren verheirateten Töchtern Käthe Kroeker und Luise Wiens in London verbrachten, wo auch ihr ältester Sohn Wolfgang heiratete. Hintergrund war der Tod des zweitältesten Sohnes Otto, der am 1. März 1873 nach dreiwöchigem Krankenlager starb, was besonders den Vater unheimlich belastete. Freiligrath dichtete anlässlich der Hochzeit das berührende *Otto zu Wolfgangs Hochzeit*.

Wenn diese Familientragödie sich nicht ereignet hätte, wäre Freiligrath sicher nach Tübingen zur Uhlandfeier mitgegangen und hätte wahrscheinlich dort auch ein Gedicht vorgetragen, wie er es drei Jahre zuvor, am 20. März 1870, bei der Feier von Hölderlins 100. Geburtstag in dessen Geburtshaus zu Lauffen am Neckar getan hatte.<sup>68</sup>

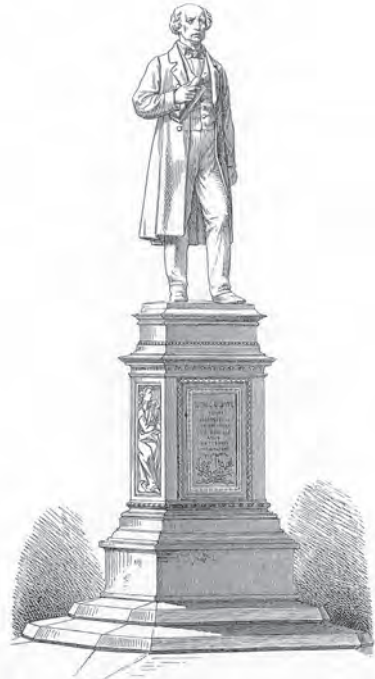


Abb. 6: Das 1873 eingeweihte Uhlanddenkmal in Tübingen<sup>67</sup>

*Anmerkungen*

- 1 Ferdinand Freiligrath: *Gesammelte Dichtungen*. 2. Band (abgekürzt F II), Stuttgart: G. J. Göschen, 1876, 295f.
- 2 *Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage*. Bd. I-VII. Stuttgart 1865-68. *Sagenforschungen I: der Mythos von Thór*. Stuttgart 1836. *Alte hoch- und niederdeutsche*



- Volkslieder, mit Abhandlungen und Anmerkungen.* Stuttgart 1844-45. *Dramatische Dichtungen.* Heidelberg <sup>2</sup>1846. *Gedichte.* Stuttgart 1815. *Gedichte.* Stuttgart <sup>55</sup>1871. *Dissertatio inauguralis juridica de juris Romani servitutum natura dividua vel individua.* Tübingen 1810 (Uhlands sehr seltene juristische Doktorarbeit). *Songs and Ballads, translated from the German by W. W. Skeat.* London 1864. W. L. Holland: *Ueber Uhlands Ballade „Merlin der Wilde“.* Stuttgart 1876. Otto Jahn: *Ludwig Uhland.* Bonn 1863. Karl Mayer: *Uhland und seine Freunde und Zeitgenossen.* Stuttgart 1867. Friedrich Notter: *Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen.* Stuttgart 1863. Karl-Alexander Hellfaier: *Die Bibliothek Ferdinand Freiligraths.* (Nachrichten aus der Lippischen Landesbibliothek Detmold, Heft 8), Detmold: Selbstverlag der Lippischen Landesbibliothek Detmold, 1976, 6, 9, 33.
- 3 Z.B. Ludwig Uhlands *Neujahrswunsch* (1817) in: Uhlands Werke. Ludwig Fränkel (Hrsg.), 1. Bd., Leipzig und Wien: Bibliographisches Institut, o.J. (im Folgenden abgekürzt mit U I; der zweite Band dieser Ausgabe wird abgekürzt mit U II).
  - 4 Gustav Schwab (1892 Stuttgart – 1850 ebd.), Karl Mayer (1786 Neckarbischofsheim – 1870 Tübingen), Justinus Kerner (1786 Ludwigsburg – 1862 Weinsberg), Varnhagen von Ense (1785 Berlin – 1858 ebd.).
  - 5 Das Porträt stammt aus den Jahren 1857-1859.
  - 6 „Aber man spreche uns nicht von Söhnen Gottes und Söhnen des Menschen, man stelle nicht G e b u r t und V e r d i e n s t in Vergleichung. Adels v o r u r t e i l ertragen wir nicht! Darum k e i n e Adelskammer! [...] Kein Stand soll dem menschlichen Verkehr mit den andern enthoben sein, alle sollen sich gegenüberstehn, Auge in Auge, wie es Menschen gegen Menschen geziemt.“ (U II, 318, aus Uhlands Flugschrift *Keine Adelskammer!* von 1817). Vgl. dazu Freiligraths Gedicht *Trotz alledem!*
  - 7 U II, 337.
  - 8 *Der Beobachter*, eine liberale Zeitung, die von 1833 bis 1933 in Stuttgart herausgegeben wurde.
  - 9 Das Uhlanddenkmal steht in Tübingen; es ist zu sehen, wenn man aus der Tübinger Altstadt kommend über die Neckarbrücke geht, danach in die erste Querstraße rechts, die Uhlandstraße, einbiegt, und dort einige Schritte weiter geht.
  - 10 Wilhelm Buchner: *Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen.* 1. Bd., Lahr: Moritz Schauenburg, 1882 (abgekürzt Buchner I), 156.
  - 11 Buchner I, 156.
  - 12 Das Bild zeigt die drei Freunde im Garten von Justinus Kerner in Weinsberg, im Hintergrund die Ruine Weibertreu. Aus: Julius Hartmann: *Uhlands Briefwechsel*, 3. Teil 1834-1850. (Hrsg. im Auftrag des Schwäbischen Schillervereins), Stuttgart und Berlin: J. G. Cotta Nachfolger, 1914 (abgekürzt Hartmann), 352-353.
  - 13 Buchner I, 157.
  - 14 Geusenlieder: der Begriff Geuse (aus dem Französischen) bedeutete ursprünglich gemeines Volk, Bettler und galt als Schimpfwort. Für die von ihren Gegnern so genannten adligen niederländischen Freiheitskämpfer, die sich im 16. Jahrhundert gegen die spanische Herrschaft in ihrem Land erhoben, galt die Bezeichnung später als Ehrenname.

- 15 Oehringen: Stadt, die ca. 22 km (Luftlinie) nordöstlich von Heilbronn entfernt liegt. Der Name des Öhringer Freundes ist nicht bekannt.
- 16 Hartmann, 44, Nr. 1644.
- 17 Hartmann, 44, Nr. 1644.
- 18 Hartmann, 52, Nr. 1653 und 55, Nr. 1663.
- 19 Hartmann, 44, Nr. 1644.
- 20 Leyer: die Leier ist Symbol für den Dichter, den man noch im 19. Jahrhundert auch als Sänger bezeichnete.
- 21 Hartmann, 52, Nr. 1653.
- 22 Deutscher Musenalmanach: er erschien von 1833 bis 1839 in Leipzig bei Weidmann. Adelbert von Chamisso: (1781 Schloß Boncourt / Champagne – 1838 Berlin). Nach Chamissos Tod gab Franz Gaudy den Jahrgang 1839 des Musenalmanachs heraus.
- 23 Dort spricht Heine Uhland Originalität ab und mit ihm der ganzen Romantik, die sich mit der Vergangenheit und nicht mit der Gegenwart beschäftigt. Selbst Uhlands politische Lyrik hat für ihn keine Bedeutung mehr. Heine schreibt in *Heines Werke*. 9. Teil. H. Friedemann, R. Pissin (Hrsg.), Berlin u.a.: Deutsches Verlagshaus, o.J. (abgekürzt Heine IX), 146f.): „Herr Uhland ist nicht der Vater einer Schule, wie Schiller oder Goethe oder sonst einer, aus deren Individualität ein besonderer Ton hervordrang, der in den Dichtungen ihrer Zeitgenossen einen bestimmten Wiederhall fand. Herr Uhland ist nicht der Vater, sondern er ist selbst nur Kind einer Schule, die ihm einen Ton überliefert, der ihr ebenfalls nicht ursprünglich angehört, sondern den sie aus früheren Dichterwerken mühsam hervorgequetscht hatte. Aber, als Ersatz für diesen Mangel an Originalität, an eigentümlicher Neuheit, bietet Herr Uhland eine Menge Vortrefflichkeiten, die ebenso herrlich wie selten sind. Er ist der Stolz des glücklichen Schwabenlandes, und alle Genossen deutscher Zunge erfreuen sich dieses edlen Sängergemütes. In ihm resumieren sich die meisten seiner lyrischen Gespiele von der romantischen Schule, die das Publikum jetzt in dem einzigen Manne liebt und verehrt. Und wir verehren und lieben ihn jetzt vielleicht um so inniger, da wir im Begriffe sind, uns auf immer von ihr zu trennen.  
Ach! Nicht aus leichtfertiger Lust, sondern dem Gesetze der Notwendigkeit gehorchend, setzt sich Deutschland in Bewegung... Das fromme, friedsame Deutschland!... es wirft einen wehmütigen Blick auf die Vergangenheit, die es hinter sich läßt, noch einmal beugt es sich gefühlvoll hinab über jene alte Zeit, die uns aus Uhlands Gedichten so sterbebleich anschaut, und es nimmt Abschied mit einem Kusse. Und noch einen Kuß, meineten sogar eine Träne! Aber laßt uns nicht länger weilen in müßiger Rührung...  
Vorwärts! Fort und immer fort, / F r a n k r e i c h rief das stolze Wort: / Vorwärts! [...]"
- Heine verändert hier das Uhlandsche Gedicht *Vorwärts* aus dem Jahre 1814, in dem dieser zum gemeinsamen Kampf der Europäer gegen Napoleons Frankreich aufrief und in den ersten drei Zeilen schrieb:  
„Vorwärts! Fort und immer fort! / Rußland rief das stolze Wort: / Vorwärts! [...]"

Heine meint dagegen den Fortschritt in Frankreich mit seiner Revolution von 1830. Immerhin würdigt Heine Herrn Uhland als einen aufrechten Bürger und Demokraten (Heine IX,142): „Ich erkläre mir das Verstummen Uhlands [Uhland schrieb ab 1820 nur noch sehr wenige Gedichte] vielmehr aus dem Widerspruch, worin die Neigungen seiner Muse mit den Ansprüchen seiner politischen Stellung geraten sind. Der elegische Dichter, der die katholisch feudalistische Vergangenheit in so schönen Balladen und Romanzen zu besingen wußte, [...] wurde seitdem in der württembergischen Ständeversammlung, ein eifriger Vertreter der Volksrechte, ein kühner Sprecher für Bürgergleichheit und Geistesfreiheit. Daß diese demokratische und protestantische Gesinnung bei ihm echt und lauter ist, bewies Herr Uhland durch die großen persönlichen Opfer, die er ihr brachte; hatte er einst den Dichterlorbeer errungen, so erwarb er auch jetzt den Eichenkranz der Bürgertugend. Aber eben weil er es mit der neuen Zeit so ehrlich meinte, konnte er das alte Lied von der alten Zeit nicht mehr mit der vorigen Begeisterung weitersingen [...]“

- 24 Buchner I, 164.
- 25 Georg Andreas Reimer (1776 Greifswald – 1842 Berlin) war Buchhändler und Verleger. Er erwarb 1822 die Weidmannsche Buchhandlung in Leipzig.
- 26 Buchner I, 166.
- 27 Heine'sche Schandschrift: Heines *Die Romantische Schule*.
- 28 Buchner I, 168.
- 29 Hermann Ottendorff: *Literarisches Leben im Rheinlande um die Mitte des 19. Jahrhunderts. (mit Benutzung von Briefen und Urkunden aus dem Nachlaß Karl Simrocks)*. I. *Freiligrath und Simrock*. (Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Ludwigs-Gymnasiums zu Saarbrücken Ostern 1911). Saarbrücken 1911, 42.  
Karl Simrock (1802 Bonn – 1876 ebd.). Mit ihm, dem Juristen, Dichter, Schriftsteller und späteren Literaturprofessor an der Universität Bonn kam Freiligrath in seiner Unkeler Zeit (1839-1841) häufig zusammen. Simrock war zusammen mit Freiligrath und Christian Matzerath Herausgeber der beiden *Rheinischen Jahrbücher* von 1840 und 1841.
- 30 Wilhelm Ganzhorn (1818 Böblingen – 1880 Bad Cannstatt), Jurist (Oberamtsrichter), Lyriker, den Freiligrath im Sommer 1840 in Unkel am Rhein kennen lernte und der bis zum Tode Freiligraths einer seiner treuesten Freunde blieb. Ganzhorns Eltern zogen 1822 nach Sindelfingen, wo er auch im Jahre 1840 noch lebte. Manfred Walz, Jürg Arnold: *Ferdinand Freiligraths Lebensabend in Cannstatt und in Stuttgart (1868-1876)*. 4. Teil: *Ferdinand Freiligrath und Wilhelm Ganzhorn – eine 35jährige Freundschaft*. In: Grabbe-Jahrbuch 2005, 24. Jg., Kurt Roessler, Peter Schütze (Hrsg.), Bielefeld: Aisthesis, 2006, 133-154.
- 31 Zwanzig Lieder und ein Meister: *Zwanzig Lieder von den Nibelungen. Nach Lachmanns Andeutungen wiederhergestellt*. Bonn, 1840.
- 32 Heinrich Künzel (1810 Darmstadt – 1873 ebd.), Reallehrer, Übersetzer und Lyriker.
- 33 Buchner II, 24.
- 34 Ferdinand Freiligrath: *Ein Glaubensbekenntniß, Zeitgedichte*. Mainz: Victor von Zabern, 1844 (abgekürzt GL), 27-30.

- 35 Uhland unternahm im Juli 1842 eine Reise, die ihn bis nach Dänemark führte.
- 36 Drei Bursche zogen über'n Rhein: Das Uhlandgedicht *Der Wirtin Töchterlein*, dessen erste Zeile „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein“ lautet. (U I, 151).
- 37 Kurt Roessler, Irene Hufnagel: *1844er Assmannshäuser. Kommentarband zu »Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte« von Ferdinand Freiligrath*. Mainz: Philipp von Zabern, 1994.
- 38 Das Freiligrathgedicht *Aus Spanien* wurde zuerst am 30. November 1841 in Nr. 286, Seite 1141f. des in Stuttgart und Tübingen bei Corta erscheinenden *Morgenblatt für gebildete Leser* abgedruckt.
- 39 Georg Herwegh (1817 Stuttgart – 1875 Baden-Baden) antwortete darauf mit seinem Gedicht *Die Partei. An Ferdinand Freiligrath*. (Georg Herwegh: *Gedichte eines Lebendigen*. 2. Bd., Zürich und Winterthur: Literarisches Comptoir, 1844, 61-64), worin die folgenden Zeilen stehen: „P a r t e i ! P a r t e i ! Wer sollte sie nicht nehmen, / Die noch die Mutter aller Siege war!“
- 40 Freiligrath schätzte den Juristen und Schriftsteller Karl Immermann (1796 Magdeburg -1840 Düsseldorf), mit dem er kurze Zeit in Verbindung stand, sehr. Er widmete ihm sogar ein Buch mit dem Titel: *Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn*. Stuttgart: Adolph Krabbe, 1842, worin dieses Gedicht als Schlusstext auf den Seiten 173-178 abgedruckt wurde.
- 41 Kurt Roessler: *Freiligraths Gedicht „Guten Morgen!“ mit dem Schiller-Zitat – Ein neuer Manuskriptfund in der Krone Assmannshausen*. In: Grabbe-Jahrbuch 2005, 24. Jg., Kurt Roessler, Peter Schütze (Hrsg.), Bielefeld: Aisthesis, 2006, 121-127.
- 42 Buchner II, 342.
- 43 F II, 256f.
- 44 auf froher Jugendfahrt: Uhland wanderte in jungen Jahren sehr viel. Das Gedicht *Einkehr* ist Nr. 8. eines Zyklus von 9 Wanderliedern.
- 45 U I, 52f.
- 46 F II, 282-285. Das Gedicht wurde erstmals in *Ueber Land und Meer* veröffentlicht: Friedrich Wilhelm Hackländer (Hrsg.), Stuttgart: Eduard Hallberger, 1868/69, 542.
- 47 Sänger der Natur: Karl Mayer sen. schilderte in seinen Gedichten vor allem das Kleine am Wege, wie z.B. Blumen sowie die Landschaft zu allen Tages- und Jahreszeiten.
- 48 Die graue Stadt: Tübingen.
- 49 Der Jugendfreunde Sang...Liederbund: hier sind vor allem Ludwig Uhland, Justinus Kerner und Gustav Schwab (vgl. Anm. 4) gemeint, die später als Häupter der sog. schwäbisch-romantischen Dichterschule galten.
- 50 dein Fluß: der Neckar.
- 51 das Haus, drin Hölderlin gehaust: der sog. Hölderlinturm, Anbau an einem Hause (heute Wirtschaft *Zum Hölderlinturm*), das direkt am Neckar liegt. Im Hölderlinturm hauste der Dichter Hölderlin (1770 in Lauffen – 1843 Tübingen), geistig umnachtet, bei einer Schreinerfamilie von 1807 bis zu seinem Tode. Der Hölderlinturm ist heute Museum.
- 52 Stadtarchiv Stuttgart, Freiligrath-Autographen, Mappe 55, Nr. 48.

- 53 *Freiligrath-Briefe*. Luise Wiens geb. Freiligrath (Hrsg.), Stuttgart und Berlin: J.G. Cotta Nachfolger, 1910, 166.
- 54 Der hohe Berg rechts ist der Hohenstaufen mit dem Dorf Hohenstaufen darunter, links hinten davon der Rechberg.
- 55 F II, 295f. Freiligrath erwähnt Uhland neben Schiller als einzige deutsche Dichter auch in seinem Gedicht *Trinkspruch. Ausgebracht beim Festmahle zur Feier des vierundneunzigsten Jahrestags der Unabhängigkeits=Erklärung der Vereinigten Staaten. Stuttgart, 4. Juli 1870*. (F II, 296-298):  
 „Was Friedrich Schiller uns gesungen, / Was Ludwig Uhland's Mund entquoll, / Auch drüben ist es bald erklungen, / Auch drüben tönt' es hell und voll.“  
 Als der Dichter Moriz Hartmann im Oktober 1868 Stuttgart verließ, um sich in Wien niederzulassen, standen in dem ihm von Freiligrath dargebrachten Abschiedsgedicht *Bei Moriz Hartmanns Abschied von Schwaben* (F II, 280-282) folgende Zeilen, die sich auf Uhland bezogen:  
 „Des Sängers [Uhland], der, auch Er der Deine, / Von Tagen sang, wie diese sind. / Ja, dieses sind die sanften Tage [Titel eines Uhlandgedichtes] / [...] / Zieh' hin, Freiheitsoldat und Dichter, / Von Uhland' s Grab zu Lenau's Grab!“  
 Es sei noch bemerkt, dass Freiligrath in seinen Briefen öfters aus Uhlands *Trinklied* (U I, 57-59) die dort wiederkehrende Zeile „was rauschet und was brauset“ zitiert. (Das Gedicht beginnt mit folgenden drei Zeilen:  
 „Wir sind nicht mehr am ersten Glas, / Drum denken wir gern an dies und das, / Was rauschet und was brauset.“  
 Auch nahm Freiligrath in seinem *Rolands-Album* (Köln: Du Mont Schauberg, 1840) auf Seite 33 Uhlands Gedicht *Die Nonne* (vgl. U I, 120f.) auf. Uhland und Freiligrath haben sich beide in Gedichten mit der Rolandssage auseinandergesetzt.
- 56 Konradin: Konrad von Hohenstaufen, Herzog von Schwaben, der letzte Staufer, Sohn König Konrads IV. und Enkel Kaiser Friedrichs II.
- 57 Truchseß Waldburg: Heinrich von Waldburg. Die Truchsesse von Waldburg sind ein altes reichsunmittelbares Geschlecht in Württemberg, Bayern und Österreich. Ihr Stammsitz ist die Waldburg bei Ravensburg.
- 58 Das nahe Kloster: das ehemalige Kloster Adelberg und das ehemalige Kloster Lorch, beide vom Hohenstaufen etwa 8 km (Luftlinie) entfernt.
- 59 Walther: Walther von der Vogelweide (ca. 1170 – ca. 1230), Minnesänger.
- 60 Ludwig Uhland: *Konradin (Ein Fragment)*. U II, 301-312. Das obige Zitat findet sich auf Seite 310.
- 61 Wilhelm Vollmer: (1828 Horb am Neckar – 1887 Stuttgart), Schriftsteller, Redakteur, Journalist, linksliberaler Politiker und württembergischer Landtagsabgeordneter.
- 62 Louis Bareiss: Papierfabrikant in Göppingen. Freiligrath schrieb am 20. Mai 1870 an Bareiss: „Die Tour [am 16. Mai 1870] ist mir ganz vortrefflich bekommen, und das bischen Ermüdung, das ich bei der Ankunft auf dem Hohen=Rechberg spürte, hat nur wohltätige Folgen gehabt. Der schöne Tag im Dunkel des Waldes und auf den freien sonnigen Gipfeln der Berge wird mir eine frohe Erinnerung bleiben, [...] Das

Fremdenbuch erwarte ich mit Vergnügen, und werde damit ganz nach Vorschrift verfahren.“ (Autograf im Stadtarchiv Stuttgart, Mikrofilm 10, Mappe 54, Nr. 3).

Am 31. Mai 1870 antwortete Freiligrath auf einen Brief von Bareiss folgendermaßen: „Ich war eben im Begriff, zu Dr. Vollmer zu gehen, als Ihre freundlichen Zeilen von gestern mich benachrichtigten, dass er bei Ihnen ist. Ich schicke Ihnen demnach unverzüglich das stattliche Fremdenbuch zurück, damit er sich bei Ihnen hinein-schreibt. Sie müssen aber auch Ihren Namen zu den unsrigen setzen. Hinter einer Klammer, die unsere vier Namen vereinigt, stände dann wohl am besten, von Ihrer oder Vollmers Hand, das Datum unserer gemeinschaftlichen Staufenfahrt. Es war ja wohl der 16. Mai. Möchte Ihnen nur auch die Widmung gefallen! Ich hatte das Gefühl, als müsse das Buch durch einen schwäbischen Dichter eingeweiht werden, und glaube, indem ich keinem geringeren als Uhland die Ehre gab, und gleichwohl Ihrem freundlichen Verlangen um ein Wort von mir nachkam, mich nicht uneben aus der Affaire gezogen zu haben. Was liesse sich, nach dem vielen Schönen und Trefflichen, wozu der Staufen deutsche Dichter schon begeistert hat, auch noch etwas Neues über ihn sagen? Es würde vermessen sein, danach zu streben, und so möge denn Uhlands unübertrefflich schöne Schilderung das Buch würdig einleiten.“ (Autograf im Stadtarchiv Stuttgart, Mikrofilm 10, Mappe 54, Nr. 4).

Am 21. Mai 1870 schrieb Wilhelm Vollmer an Louis Bareiss: „Als Nachfeier jener Suite hat Freiligrath Walesrode, Höfer, Wolf [Wolfgang Freiligrath] und mich zu einer Maibowle auf heute Abend eingeladen, um den letzten Streit von Hohen-Rechberg hinabzuspülen. Mich hat jene Partie wunderbar erfrischt: ich war müde wie ein Hund und schlief wie ein Gott, das erste Mal überhaupt, daß ich eine ganze Nacht schlief.“ Um was es bei dem Streit ging, ist nicht mehr auszumachen. (Stadtarchiv Stuttgart, Autographensammlung, Mikrofilm Nr. 29).

- 63 *Ueber Land und Meer* (vgl. Anm. 46) 1870/71, Nr. 45, 5.
- 64 Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, Nachlass Ferdinand Freiligrath: Ganzhornbrief XVI vom 8. September 1873.
- 65 Georg Scherer (1824 Dennenlohe bei Ansbach – 1909 Eglfing / Oberbayern), Dozent am Polytechnikum in Stuttgart.
- 66 *Otto zu Wolfgangs Hochzeit*: F II, 317-321. Die Hochzeit mit Mary Eastman fand am 5. Juli 1873 statt.
- 67 *Ludwig Uhland 1787-1862*. Ulrich Ott (Hrsg.), Marbacher Magazin 42/1987, Marbach: Deutsche Schillergesellschaft, 1987, 74.
- 68 *Zu Hölderlin's hundertjährigem Geburtstag. Vorgetragen bei der Feier in des Dichters Geburtshause zu Lauffen am Neckar. 20. März 1870* (F II, 293f.).

FLORIAN VAßEN

«Im Walde singen die Tiger...» –  
Georg Weerths exotistische Reisebriefe aus Amerika

*1. Romantisches Fernweh, Kaufmannsreisen und revolutionäre Aktivitäten*

Georg Weerth ist Zeit seines Lebens auf Reisen. Diese Lebenshaltung mag individual-psychologische Gründe haben, die wir heute nicht mehr rekonstruieren können, sie ergibt sich aber vor allem auch aus der zunehmenden gesellschaftlichen Mobilität im Vormärz, den veränderten technischen Möglichkeiten von Eisenbahn und Dampfschiff, seinem Kaufmannsberuf, seinen internationalen politischen Kontakten und nicht zuletzt seiner Flucht aus den beengten deutschen Verhältnissen des Vor- und Nachmärz. Weerths Lebensweg führt von Detmold über Elberfeld, Köln und Bonn ab 1843 ins Ausland nach London, Bradford, Liverpool und Manchester, nach Brüssel, Antwerpen, Lüttich und Veviers, nach Paris, Le Havre und Rouen, nach Holland und schließlich für die Firma Emanuel & Son 1850 nach Spanien und Portugal, bevor er am 2. Dezember 1852 im Auftrag der Baumwoll-Exportfirma Steinthal & Co Europa Richtung Westindien verlässt.<sup>1</sup> Zwischen 1843 und Mai 1848 sowie zwischen Januar 1849 und dem 30. Juli 1856 ist Weerth aus politischen und mehr noch beruflichen Gründen immer unterwegs, allein die hektischen Aktivitäten der Revolution in Köln als Redakteur der *Neuen Rheinischen Zeitung* unterbrechen 1848/49 dieses ruhelose Leben, zumindest was die Reisetätigkeit betrifft.

Georg Weerth ist vor und während der Revolution von 1848 einer der politisch radikalsten Schriftsteller in den deutschen Territorien, radikal nicht nur in seiner journalistischen und literarischen Arbeit, seiner zumeist satirischen Kritik an Adel und Bürgertum, sondern auch in seinen Vorstellungen von Revolution, Proletariat und Klassenkampf. Umso mehr mag es überraschen, dass auch dieser junge politische Schriftsteller, der Anfang der 40er Jahre seine ersten literarischen Texte verfasst, von der Romantik geprägt ist und an ihre Themen und poetischen Formen, an ihre literarische Haltung und ästhetische Theorie anknüpft.<sup>2</sup> Der große Vermittler ist dabei zweifelsohne Heinrich Heine mit seiner kritischen Verarbeitung der romantischen Ironie, der Universalpoesie und des Volksliedtons. „Der *Dichter* und *Poet* [Heine – F.V.] weiß sich zeitlebens der romantischen Literatur verpflichtet, während der *Kritiker* und *Intellektuelle* sich zu ihr in schärfsten Gegensatz stellte.“<sup>3</sup> Die Sprengung von Gattungsgrenzen, die Überschneidung von Fiktion und Nicht-Fiktion, die Mischung von Stil- und Sprachebenen verweisen auch bei Georg Weerth auf die romantische Theorie und Literaturkritik.

## 2. Georg Weerths poetische Wanderungen am Rhein und der Volksliedton

In den frühen 1840er Jahren hat Weerth engen Kontakt zur sog. Rheinromantik<sup>4</sup>, er begeistert sich für „Volkspoesie“ und „den „historisch-geographischen Mythos vom Vater Rhein“.“<sup>5</sup> So heißt es in dem Fragment eines Romans:

[...] noch eine kleine Weile, da wird jenseits der Rhein in ihren [der Sonne] letzten Strahlen zu leuchten beginnen, schon färben die Wipfel der Bäume sich purpurrot, golden wogen die Felder, und stiller und feierlicher wird es [...]“ (II, 151)

Gibt es einen Strom in der Welt, der stolzer dahinrollte, dessen blitzende Fläche reizendere Ufer widerspiegelte, dessen Hügel vollere Trauben trügen, dessen Sagen und Märchen lieblicher in unser Ohr klängen als die unsres gewaltigen Rheines? (II, 158)

Weerth wohnt Anfang der 40er Jahre außerhalb von Bonn mitten in der Natur, liest Volkslieder und schreibt Gedichte<sup>6</sup> (V, 72), die zum Teil zu der trivialisierten und geglätteten „Welle des Volksliedtones“<sup>7</sup> gehören, die nach 1806 von Achim von Arnims und Clemens Brentanos *Des Knaben Wunderhorn* ausging. Neben den bekannten rheinromantischen Topoi wie Sommernacht, Mond und Nebel, „Lindenzweige“, Berge und Nachtigall, „Stromestal“ und „Liebesqual“ (I, 62) greift Weerth vor allem in den Abschnitten seiner Gedichtsammlung mit den Titeln *Bruder Straubinger* und *Die Landsknechte* die romantische Sehnsucht nach einem freien und wilden Leben auf, eine Tendenz, die sich in der Ambivalenz von romantisch-verklärenden und ersten realistisch-kritischen Elementen ebenfalls in Weerths *Handwerksburchen-Liedern* (I, 220-226) feststellen lässt.<sup>8</sup> Ein besonders markantes Beispiel für Weerths Kritik am Philistertum und seine Sehnsucht nach einem befreiten Wandern à la Eichendorff ist sein Gedicht „Aus dem Reiselied eines Vagabunden“ (I, 120-130). Der Mai, personifiziert als Jüngling, rät dem lyrischen Ich, auf Wanderschaft zu gehen „Geh hin, wohin dich grad das Schicksal führt.“ Weiter heißt es dort:

Es leuchtet dir der Aue Blumenglanz,  
 Du sollst dich wiegen auf des Stromes Wellen,  
 Ich zeige dir zur Nacht den Elfentanz  
 An mondbestrahlten, waldumgebnen Quellen;  
 Und von der Berge steilem, luft'gem Gipfel  
 Schaust du ins Land hinaus, ins wunderbare,  
 Es rauschen unter dir die Tannenwipfel,  
 Und über deinem Haupte kreisen Aare. (I, 121)

Die Figuren des „Straubinger“, des Landsknechts, des Handwerksburschen und des Vagabunden stehen dabei für Weerths ausgeprägte Reisebegeisterung und



sein starkes Fernweh. Während Georg Weerths *Schmetterlingsgeschichte*, 1843 in der *Kölnischen Zeitung* veröffentlicht, noch ein typisches Beispiel für die romantische Gefühlskultur und ihre Ambivalenz von Natur als schöne und verführerische, von Ferne und Heimat, von romantischer Schwärmerei und bürgerlichem Realitätssinn darstellt und damit wie bei Eichendorff „die geheimen Wunschträume des sozial Gebundenen“<sup>9</sup> thematisiert, kennt die Mehrzahl seiner frühen romantisch beeinflussten Texte nur noch die lebensbejahende Verführung zu *Fremde und Ferne*: Entsprechend ruft der Vagabund in dem oben schon zitierten Gedicht „So mag der Teufel mir vom Flecke helfen!“ (I, 129).

### 3. Georg Weerths politische ‚Reiseliteratur‘ der Englandzeit

Auf den frühen Weerth der Wanderung am Rhein folgt ab 1843 mit der Zeit in England der Weerth der Großstadterfahrung, der Industrialisierung und des sozialen Elends in England. Basis dieser Differenzenerfahrungen sind offensichtlich nicht nur eine veränderte Wirklichkeit, sondern auch eine andere Lebenssituation und sowie ein verändertes Bewusstsein von Georg Weerth, eine neue Wahrnehmung und Stimmung. In der Nachfolge von Heines Reiseliteratur und mit Unterstützung von Friedrich Engels und englischen Chartisten schreibt er die gesellschaftskritischen *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten* (1843-1848).<sup>10</sup>

Das erste Kapitel „Von Köln nach London“ und das letzte „Rückkehr“ bilden zusammen mit der Stadtbeschreibung Londons im zweiten Kapitel und der „Reise nach Wales“ im vorletzten Abschnitt sowie zwei weiteren Reisebeschreibungen („Eine Reise ins Innere des Landes“ und „Weihnachtsfest in den Yorkshire-Bergen“) die Folie, vor der Weerth seine historische, ökonomische und soziologische Darstellung ausbreitet. In ihrer neuartigen Verbindung von Subjektivität, Reisebeschreibung, Gesellschaftsanalyse, soziologischen Fakten und Statistiken, in der literarischen Technik der Montage, in den Stilmitteln der Heterogenität und Dissonanz zeigt sich ebenso die „ästhetische und gesellschaftliche Erfahrung der modernité“<sup>11</sup> wie in Zeitbewusstsein, Großstadterfahrung und Entfremdungskritik. Aber auch in den *Skizzen* finden sich anschauliche Natur- und Stadt-Beschreibungen:

Eine Eisenbahntour durch Yorkshire und Lancashire gehört zu den interessantesten Reisen, die man in England machen kann. [...] Waldige Hügel, prächtige Kornfelder, lieblich-grüne Wiesen und schattige Flußtäler wechseln in bunter Reihe miteinander ab. Man hat indes kaum Zeit, sich dieser Naturschönheiten zu erfreuen, [...]. [...], überall dampfen und rauschen in den Tälern die größten Fabriken, die es vielleicht

in der Welt gibt. [...] Wir sehen, daß wir uns in allen Erwartungen getäuscht haben; aus einer Landschaft voller Wiesen und Gärten sind wir [...] mitten in das Geräusch der Industrie geraten. [...], und im Fluge schauen wir hinab in Wohnungen der Arbeiter, die sich zu tausenden um die Sitze der Industrie angesiedelt haben. [...]; wir halten in den finstern Gassen einer schmutzigen, übelriechenden Stadt; wir sind in Bradford.“ (III, 154f. und 164f.)

In dem zentralen Kapitel *Das Blumenfest der englischen Arbeiter*, in dem Weerth neben dem Elend der Arbeiter auch ihre Naturliebe anspricht und aufgrund realer Beobachtung Ansätze einer zukünftigen proletarischen Ästhetik entwickelt, thematisiert er besonders explizit den Aspekt der *Utopie*. Dabei bezieht er sich allerdings nicht auf die Ästhetik der Moderne, sondern auf Natur-Schönheit und -Harmonie, wie wir sie aus der Romantik kennen. Die „Liebe für die Natur“ bei den englischen Arbeitern wird zur „Quelle aller Poesie“. (III, 247)

#### 4. *Georg Weerths amerikanische Reise-Briefe zwischen Kaufmannsberuf und ‚Tigersang‘*

##### 4.1 *Georg Weerths Flucht aus Europa*

Als Georg Weerth dreißigjährig am 2. Dezember 1852 in die Karibik aufbricht, lässt er alles hinter sich – sowohl seine Heimat, seine Familie und seine politischen Freunde als auch seine schriftstellerische Arbeit und seine politisch-literarischen Aktivitäten. Mit der Restauration der feudalen Herrschaft ähnelt der Nachmärz in vielem dem Vormärz, auch wenn sich zumindest bewusstseinsmäßig einiges verändert hat; die 1850er Jahre bedeuten für politisch radikale Intellektuelle wie Weerth tiefste Reaktion und schärfste Repression. Die Folge sind oft Tod, Verfolgung und Gefängnisaufenthalt, Verstummen als innere Emigration, Anpassung und sogar politischer ‚Frontwechsel‘ oder eben Exil, Auswanderung und Aufenthalt in fremden, auch außereuropäischen Ländern.

So kehrt auch Georg Weerth Europa den Rücken und beginnt eine neue Lebensphase: Als handfester Kaufmann und exotistischer Abenteurer lebt er vom 19. Dezember 1852, dem Datum seiner Ankunft in St. Thomas, bis zu seinem Tod am 30. Juli 1856 in Havanna in Amerika, unterbrochen von einem fünfmonatigen Aufenthalt in Europa (15. Juni bis zum 17. November 1855).<sup>12</sup> Die Erlebnisse und Erfahrungen seiner insgesamt mehr als dreijährigen Geschäfts-, Abenteuer- und Entdeckungs-Reisen hält er in Briefen an Familie und Freunde fest, Briefe, in denen er begeistert von fernen Ländern und fremden Menschen, wilden Tieren und erhabener Natur, vor allem von Meer und Strom,

Wald und Urwald, Wüste und Bergen schreibt. Weerths Exotismus ist vor allem Ausdruck seiner *Flucht* vor den bedrückenden deutschen Verhältnissen; in einer exotischen Reisewelt verdrängt er den banalen Alltag und die lähmende Langeweile und strebt nach einem gesteigerten Lebensgefühl, vergleichbar mit dem, das er einst in der Zeit der Revolution empfunden hat.

### *Erster Exkurs: Exotismus, Revolution und Langeweile*

Unter *Exotismus*<sup>13</sup> versteht man eine spezifische Lebenshaltung und Grundeinstellung, eine eigene Art von Realitätswahrnehmung und einen besonderen literarischen Gestus, gekennzeichnet durch die Konzentration auf räumliche oder zeitliche Ferne, durch ein Anderssein-Wollen und eine Hinwendung zum Fremden. Eine gewisse Nostalgie, pittoreske Situationen oder auch Kosmopolitismus sind oft charakteristisch. Das Meer als das dem ‚Heimatboden‘ Entgegengesetzte ist ein typischer Bezugspunkt des Exotismus, die südliche Hemisphäre, vor allem der Orient, Afrika und Amerika, die Karibik und die Südseeinseln, mit ihrer typischen Fauna, Flora und der fremdartigen Bevölkerung ein anderer. Charakteristisch ist – trotz aller Dynamik – auch eine gewisse malerische Statik, die Konzentration auf Bilder, und zwar vor allem die der Schönheit. Selbst wenn Wildheit, Zerstörung, Elend oder gar Hässlichkeit dominieren, bleibt ein gewisser exotischer Charme.

Intensive Gefühle, innere Bewegtheit und äußere Bewegung, Unruhe und Aktivität in Imagination und Realität sowie Wunsch- und Angstphantasien sind aber auch typisch für Revolutionserfahrungen. Exotismus und Revolution bringen gleichermaßen Abenteuer und Gefahr, die Zerstörung des Alltäglichen durch etwas Neues, Fremdes, das zugleich anzieht und verunsichert, mit sich; beide sind geprägt von Begeisterung und Schwärmerei, sie berühren sich in ihrer Suche nach dem ganz Anderen und beinhalten einen gewissen vitalistischen Grundzug. Die Revolution ist eben nicht nur ‚Realitätsprinzip‘, also Disziplin und Organisation, sie ist auch Fest mit orgiastischen und sogar sakralen Tendenzen. Der Exotismus seinerseits ist nicht nur Flucht und Traumwelt, sondern auch Steigerung des Ich in der Alterität als indirekte Kritik an den bestehenden Verhältnissen.<sup>14</sup> Nicht nur der Exotismus, auch der Revolutionsgedanke dient demnach der Überwindung eines beschädigten Lebensgefühls und steht für die Suche nach einer anderen Existenzform.

Kulturgeschichtlicher Gegenbegriff zum Exotismus – und indirekt auch zur Revolution – ist im 19. Jahrhundert das Phänomen der *Langeweile*. Sie ist zwar schon im 18. Jahrhundert, „jenem Zeitalter der Melancholie“, besonders in England, von erheblicher Bedeutung, erfährt aber nach Sturm und Drang<sup>15</sup> und

Romantik<sup>16</sup> im Vormärz – und in ähnlicher Form im Nachmärz – eine deutlich gesellschaftlich orientierte Modifizierung und Umakzentuierung, die auch in vielen literarischen Texten verarbeitet wird. Erinnert sei nur an Heinrich Heines „leibhaftige Göttin der Langeweile“<sup>17</sup> aus der *Lutezia*, an Georg Büchners *Lenz*, an *Leonce und Lena*<sup>18</sup> sowie seinen Danton und an Georg Weerths Feuilleton-Serie *Die Langeweile, der Spleen und die Seekrankheit* vom März 1849. Die französische Bezeichnung l'ennui und das Verb ennuyer, deutsch ennuyieren, drückt geradezu eine europaweit verbreitete Bewusstseinslage der Zeit aus; Langeweile, ihre gesellschaftlichen Folgen und ihre Überwindung werden zum Epochen-thema. Zentral hierbei sind das veränderte Zeitgefühl sowie der Verlust von traditionellen Bindungen; dementsprechend wächst das Gefühl der Heimatlosigkeit und Verlorenheit. Die Erfahrung, in einer Umbruchs- und Krisenzeit zu leben, mischt sich mit dem Leiden an der Leblosigkeit der Restauration und der Erfahrung von Monotonie und leerer Zeit in den neuen kapitalistischen Handels- und Produktionsformen. Auch Weerth hat gerade in seiner englischen Zeit vor und nach der Revolution teil an dieser kollektiven Erfahrung und benutzt seine schriftstellerische Arbeit<sup>19</sup> sozusagen als ‚Heilmittel‘ gegen den „Spleen“, diese Krankheit der Zeit. Als *Europamüder*, wie ein Schlagwort des Vormärz heißt, entflieht er dann Ende 1852 in Zeit und Raum – in den Exotismus.

#### 4.2 Georg Weerths Kritik an den deutschen Verhältnissen im Nachmärz

Für Georg Weerth ist mit dem Sieg der Konterrevolution das ‚Projekt‘ Revolution – anders als für Marx und Engels – auf absehbare Zeit beendet und damit auch seine literarisch-politische Arbeit. Scharf kritisiert er die politischen, vor allem aber die kulturellen Verhältnisse in den deutschen Territorien; an Marx schreibt er:

Gelb-Veiglein, Rosen und Tränen sind wieder an der Tagesordnung, die deutschen Frauenzimmer lesen wieder à mort, und die Mittelsorte Adolf Stahr, Geibel, Hackländer, Kinkel, Hauenschild dominieren. Auch in Berlin stehen neue Kerle auf, Putilitz und solch Vieh, mit Bachgemurmeln, was in 14 Tagen mehrere Auflagen erlebt. Die Literaten haben wieder Chancen, man könnte kein besseres Geschäft machen, als Liebeslieder zu schreiben und sie unter einem gräßlichen Namen drucken zu lassen.<sup>20</sup>

Diese Charakterisierung der *Literaturverhältnisse* erinnert stark an die Zeit vor 1830, wie sie Gutzkow in seinen Lebenserinnerungen treffend, wenn auch zugespitzt beschreibt:

Es herrschen die Almanache mit ihren goldrandigen Entsagungsnovellen, die Stunden der Andacht mit ihrem in Zucker kandierten, nachsichtigen Christentume, die Frauenfisteln der schriftstellernden Damenwelt, der Pedantismus der Schulen, die sterile Arroganz der Katheder, die Prüderie der Strickstrumpfungenden und die Geistreichigkeit der Teutsche.<sup>21</sup>

1851 betont Weerth deshalb in einem Brief an Marx, wie sinnlos es ihm erscheint, weiter literarisch zu arbeiten:

Wenn *Du* etwas über Nationalökonomie schreibst, so hat das Sinn und Verstand. Aber *ich*? Dürftige Witze, schlechte Späße reißen, um den vaterländischen Fratzen ein blödes Lächeln abzulocken – wahrhaftig, ich kenne nichts Erbärmlicheres! Meine schriftstellerische Tätigkeit ging entschieden mit der „Neuen Rheinischen Zeitung“ zugrunde. (II, 600, 28.4.51)<sup>22</sup>

Sehr genau erkennt er auch, dass die seichte, affirmative Kultur mit politischer Unterdrückung korrespondiert: „[...] auf den Bergen Eichendorffsche Lieder, in den Gassen Gendar[men] und Schwänke, in den Häusern die liebe Not um das liebe Leben. Voilà la patrie!“ (I, 534f, 2.6.50), und etwas später heißt es: „Jetzt schreiben! Wofür? Wenn die Weltgeschichte den Leuten die Hälse bricht, da ist die Feder überflüssig.“ (II, 609, 10.6.51)

Weerth sah nach 1849 für Literatur, so wie er sie verstand, keine Möglichkeit mehr – und schwieg – mit Ausnahme von privaten Reisebriefen. Im Nachmärz bricht bekanntlich die Traditionslinie der politischen Lyrik und der engagierten, satirischen Literatur ab, während ästhetisierende Formen eine neue Blütezeit erfahren und die pragmatisch-realistische Literatur sich analog zum neuen politischen Pragmatismus zur dominierenden Tendenz entwickelt.

Weerth konzentriert sich deshalb, abgesehen von einigen auch politischen Freundesdiensten für Marx und Engels, ganz auf seinen Kaufmannsberuf und reist geschäftlich viel durch Deutschland, Holland und England sowie 1850/51 mehr als fünf Monate durch Portugal und Spanien.<sup>23</sup> Die Enttäuschung über die gesellschaftliche Entwicklung bestimmt seine Gedanken und sein Verhalten; er spricht nicht nur von der „Vergänglichkeit alles Irdischen“ und von einer verfehlten „Laufbahn“, er spürt auch eine große innere „Unruhe“:

Aber was ist das Rätsel dieser meiner Unstetigkeit und daß ich keine zehn Minuten ruhig mehr auf dem Hintern sitzen kann? Die Revolution ist schuld daran. Die Revolution hat mich um alle Heiterkeit gebracht.“ (II, 584ff., 3.3.51 an Marx).

Weerth versucht zu vergessen und zu verdrängen: „Mein Gedächtnis hat sehr gelitten, oder mit andern Worten: ich habe mir vorgenommen, an viele Dinge

gar nicht mehr zu denken.“ (II, 587, 3.3.51 an Engels); mal reagiert er melancholisch – „[...] ich stiere in die Welt hinein und weiß nicht mehr warum, und bisweilen wünsche ich, daß ich mit dem großen Mammuth umgekommen wäre in der heiligen Sündflut.“ (II, 669, 14.5.52 an Heine), mal abgeklärt – „[...] philosophisch blicke ich hinauf zu den ewigen Gestirnen, die lächelnd auf der Menschen Torheit niederschauen.“ (II, 625, 26.9.51) Politisch aber hat Weerth nach seinen Erfahrungen mit dem Scheitern der Revolution resigniert – „An Revolutionen in Deutschland glaube ich nun einmal nicht; [...]“ (I, 534, 2.6.50), ohne daraus jedoch die Konsequenz eines gemüthlichen und etablierten Lebens etwa als Kaufmann in seiner Heimatstadt, dem provinziellen Detmold, zu ziehen.

Was der an seine Matratzengruft gefesselte Heine am 5. November 1851 an Weerth über seine Lektüre von Reiseberichten schreibt, – „Der Überdruß, den mir die Weißen einflößen, ist wohl schuld daran, daß ich mich in diese schwarze Welt versenke, die wirklich sehr amüsant ist.“ (II, 634, 5.11.51) – trifft auch auf Weerth zu, nur dass er sich, entsprechend seiner Möglichkeiten, in die Realität ‚versenkt‘. Er will, wie er sagt, „geistig frisch bleiben“ und flieht die deutschen Verhältnisse, nicht so sehr aus konkreten politischen Gründen, sondern weil seine „ganze Natur“ – nach eigener Einschätzung – „Anti-Philister“ ist (II, 913, 2.10.55).

Nur für eine kurze Zeit kehrt Weerth noch mal nach Europa zurück, ein Aufenthalt, der vor allem mit seiner unglücklichen Liebe zu Betty Tendering zu tun hat. Aber schon nach kurzer Zeit schreibt er aus Manchester an seine Mutter:

Nur plagt mich die Ungeduld, bald wieder herauszukommen und meine fernern Pläne durchzusetzen.

Wenn andre Leute Genuß in der Ruhe finden, so ist bei mir das Gegenteil der Fall. Permanente Bewegung ist mir zur andern Natur geworden, und ich wünsche, daß es so bleiben möge. (II, 895, 3.7.55)

Entsprechend wird Weerth auch von seinen Verwandten und Freunden als „Wildfang“, „ruhelofer Wandergeist“ und „Zugvogel“ (II, 893, 29.6.55; 898, 11.8.55; 900, 16.8.55) charakterisiert, und Marx beobachtet richtig: „Er ennuuiert sich rasch und am schnellsten, wenn er sich bürgerlich behaglich findet.“<sup>24</sup> Vor allem nach der Enttäuschung mit Betty Tendering hat er „die Idee, nach Europa zurückzukehren, [...] gänzlich fahren lassen.“ (II, 961, 10.2. und 21.3.56) Stattdessen liebt er „die Tr[o]pen mit ihren gewaltigen Höhen und T[ä]lern, wo man an einem Tage das Kl[i]ma von der größesten Hitzen bis zur Kälte wechseln kann.“ (II, 956, 8.1.56)

*Zweiter Exkurs: Ferdinand Freiligraths poetischer „Löwenritt“ als exotistische Projektionsfläche und Wunschphantasie – ein Vergleich*

Ein anderer politischer Dichter des Vormärz und der Revolution von 1848, der zur Zeit der *Neuen Rheinischen Zeitung* eng mit Georg Weerth zusammen gearbeitet hat, hatte sich mit seiner Wüsten- und Löwenpoesie schon in den 1830er Jahren gegen Unterdrückung und banales Alltagsleben in Deutschland gewandt – Ferdinand Freiligrath. Dabei bilden die ferne Welt des Südens, Arabien und Afrika eine typisch exotische *Projektionsfläche* für seine *Wunschphantasien*. In seinem Exotismus, ausgestattet mit den Bildern und Motiven der exotischen Fremde, mit fernen Schauplätzen und Landschaften, mit fremd klingenden Namen und Ausdrücken, soll das eigene Leben durch Fremdheit eine Erweiterung erfahren, sozusagen aus der Begrenzung befreit werden. Ohne direkte kritische Intention oder konkreten politischen Bezug ist diese „Exoteromanie“<sup>25</sup>, wie man Freiligraths literarischen Gestus nennen könnte, dennoch eine verdeckte Kritik an der europäischen Kultur und zugleich gefühlsmäßiger Zweifel an den gesellschaftlichen Verhältnissen in Deutschland. Ausdruck dieses Sehns nach einer fernen, anderen Welt sind die Bilder der Seefahrer, Auswanderer und Abenteurer, Ausdruck der verdeckten Zivilisationskritik ist der edle Wilde. Mittel gegen Langeweile, Monotonie und Tatenlosigkeit sind exotische Wildheit und heroischer Kampf, die sich in ihrer Tendenz zum grausamen Tod bis zu Schrecken und Grauen, d.h. bis zur „Katastrophilie“<sup>26</sup>, steigern können. Vergleichbar mit den den Buchmarkt und die Bühnen der ‚biedermeierlichen‘ Scheinidylle überflutenden Abenteuerromanen<sup>27</sup>, Schauerromanen und Schicksalsdramen<sup>28</sup> sowie der Reiseliteratur eines Fürst Pückler Muskau oder Alexander von Humboldt<sup>29</sup> sowie exotistischer Journalliteratur<sup>30</sup>, an die Freiligraths Lyrik in einzelnen thematischen Aspekten durchaus erinnert, scheint er den Geschmack der bürgerlichen Leser vor allem der jüngeren Generation, sehr genau getroffen zu haben. Freiligrath wurde fast zu einem Modeschriftsteller, dessen Gedichte bei den Lesern offensichtlich eine *kompensatorische* Funktion erfüllten, denn sie waren „ganz wie betrunken von seinen Gedichten.“<sup>31</sup>, wie die Freiligrath keineswegs besonders nahe stehende Anette Droste von Hülshoff anerkennend schrieb. Bei aller Wort-, besser Bildradikalität blieben Freiligraths Gedichte für das liberale bürgerliche Publikum mit leichtem Kitzel und Schauer aber doch angenehm *konsumierbar*.

Dabei dominiert wie später in Weerths Briefen der *visuelle* Aspekt. Freiligraths Gedichte wirken bisweilen wie Bildbeschreibungen oder erscheinen oft selbst wie Gemälde in kräftigen und grellen Farben, so dass eine Tendenz zu „ästhetischen Tableaus“<sup>32</sup> entsteht.

Wenn Freiligrath 1852 schreibt:

Ich begreife eigentlich nicht, wie man sich nur wundern mag, daß ich ein Dichter der Revolution geworden bin; [...] Meine erste Phase, die Wüsten- und Löwenpoesie, war im Grunde auch nur revolutionair; es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung, wie gegen die zahme Societät.<sup>33</sup>

Dann hebt er mit der Betonung von Kontinuität – auch wenn diese Selbsteinschätzung recht verkürzt erscheint – durchaus einen wichtigen Aspekt hervor. Der Refrain des Revolutionsgedichts *Schwarz-Rot-Gold*<sup>34</sup> etwa, „Pulver ist schwarz,/ Blut ist rot,/ golden flackert die Flamme“, würde von der Bildwahl und dem Pathos problemlos in die Exotik eines Orientgedichts passen, anders ausgedrückt mit Friedrich Engels Worten: „[...] nirgends machen sich die Revolutionen mit größerer Heiterkeit und Ungezwungenheit als im Kopf unsres Freiligrath.“<sup>35</sup> Die poetische Form und der Schreibgestus haben sich demzufolge bei Freiligrath Ende der 40er Jahre kaum gegenüber den exotischen Gedichten der 30er Jahren verändert, der kompensatorische Rausch des Exotismus, die Projektion von Wünschen, die exotische Alterität bei Freiligrath und seinen Lesern wandeln sich 1848 in revolutionäre Begeisterung und reale Handlung in nächster



Abb. 1: Königsgeier  
(Lippisches Landesmuseum Detmold)

Nähe – aus dem „revoltierende[n] Dichter des Exotismus“ ist ein „exotistische[r] Revolutionär“ geworden<sup>36</sup> –, eine Entwicklung, die Georg Weerth mit seinen zunächst revolutionären, später dann exotistischen Erfahrungen sozusagen in umgekehrter Reihenfolge durchläuft.

Allerdings blieb angesichts der realen Reise-Erfahrungen in Amerika bei Weerth nicht der geringste Platz für Freiligraths idealistische Bilder vom heroischen Krieger oder vom edlen Wilden. In gleicher Weise verwandelt sich Freiligraths antiquierte Schiffsmetaphorik in Weerths Reisebriefen zu konkreten Schonern, Briggs, Schonerbriggs, Barken, Steamern, Dampfbooten und kleinen Goletas, Curialen und Kanus mit Namen, technischen Daten und Segeltechnik, Ankunftszeiten sowie festgelegten Routen und Postwegen, d.h. das Bild



des Schiffes verliert seine mythische Konnotation, es wird zum technischen „Triumph unsres Jahrhunderts“ (II, 703, 18.12.1852).

Auch Freiligraths Wald und wilde Tiere werden von Weerth – einen größeren Kontrast kann man sich kaum vorstellen – unter dem Gesichtspunkt der Jagd von Kaiman, Jaguar und Affen sowie der Botanik und der Naturkunde für das Detmolder Naturhistorische Museum gesehen, dessen Leiter, Weerths Bruder Carl von Weerth, er u.a. „eine Kiste Naturalien“ (II, 839, 12.10.54) sowie einen Königsgeier (Abb. 1), einen Kaiman, einen Stachelfisch, Seetiere und mehr als 100 Kolibris schickt.<sup>37</sup> Schließlich findet der Leser statt Freiligraths zeitlosen kriegerischen Reitern auf wilden arabischen Schlachtrössern genaue Reiseberichte, in denen sich Weerth selbst als exzellenter Reiter erweist, der häufig drei Stunden ohne Unterbrechung galoppiert (II, 720, 4.3.52), mehr als 15 Stunden am Tag im Sattel sitzt oder auch 750 km argentinische Pampas in 11 Tagen durchquert.

Der Gegensatz von Weerths Reiseliteratur des Exotismus zu Freiligraths exotistischen Gedichten könnte insgesamt also nicht größer sein. Hier die viel gelesene, dem Autor zu Ruhm und Ansehen gereichende Lyrik, da die rein privaten Briefe<sup>38</sup>; hier Imagination und romantisierter Orient, da realistische, oft mit Zahlen und genauen geographischen Angaben versehene Prosa, hier Träume, da reales Erleben, hier historische oder fiktive Helden, da wirklicher Mut und bewundernswerte Ausdauer. Freiligrath leidet mit seinen Helden, Weerth leidet selbst auf seinen Reisen und übersteht mit beachtlicher körperlicher Konstitution große Strapazen (vgl. II, 824, 11.6.54).

#### *4.3 Georg Werths Reisebriefe aus Amerika*

Die Reisebriefe aus Amerika mit ihrer Anschaulichkeit und ihrem Exotismus, ihrer schwärmerischen Bewunderung der exotischen Natur und ihrer bilderreichen Beschreibung der Landschaft, aber auch mit ihren Informationen und präzisen Beobachtungen gehören trotz ihres privaten Charakters zum Besten von Weerths Texten und brauchen auch keinen Vergleich mit anderer Reisebrief-Literatur zu scheuen. Aus europäischer Perspektive thematisiert Weerth in diesen Briefen durchaus auch selbstreflexiv seine neuen Differenzenerfahrungen als Kontrast zu und im Vergleich mit der eigenen europäischen Herkunft. Mit Hilfe der fragmentarischen Brief-Struktur gelingt ihm dabei angesichts der Diversität der Kulturen und der Heterogenität der Natur die Veranschaulichung seiner fragmentarischen Erlebnisse und Erfahrungen, gewonnen in ständiger Reisetätigkeit und Bewegung, in immer wechselndem Kontakt mit Menschen, Kulturen und Landschaften. Weerths Reisebriefe basieren auf einer offenen ästhetischen Konzeption, die mit ihren narrativen, deskriptiven, analytischen

und autobiographischen Elementen gleichermaßen zu einem (Lese-)Abenteuer einlädt, und gehören damit – wenn auch in anderer Weise – ebenso wie die Romantik mit ihrer Universalpoesie und literarischen Ironie und ebenso wie Weerths englische *Skizzen* mit ihrer Montageform zum Projekt der Moderne.<sup>39</sup>

Es überrascht deshalb nicht, daß der entfernt verwandte demokratische Verleger Franz Duncker bei Weerth anfragt, ob er nicht seine „Reisetagebücher“ (II, 901, 23.8.55) als Bücher oder als „populär geschriebene Skizzen“ in dem „Sonntagsblatt (Feuilleton)“ der „Volkszeitung“ (II, 790, 28.1.54) veröffentlichen wolle, woran Weerth aber offensichtlich zu jener Zeit kein Interesse hatte. Begeistert berichtet auch Marx:

Es ist sehr amüsant ihm [Weerth – F.V.] zuzuhören. Er hat viel gesehn, erlebt und beobachtet. [...] Wenn er jetzt keine Feuilletons schreibt, spricht er sie dafür, und da hat der Zuhörer noch den Vorzug der lebendigen Aktion, der Mimik und des schalkhaften Lachens.<sup>40</sup>

Dabei ist es neben den anschaulichen Naturbeschreibungen und dem völkerkundlichen Informationswert über das fremde, exotische Amerika vor allem der spielerisch-ironische und satirische Schreibstil in der Art seiner Vormärz- und Revolutionsprosa, der Weerths Briefe auch für eine größere Öffentlichkeit attraktiv gemacht hätten. Hier nur ein Beispiel aus einem der Briefe an Heinrich Heine, seinen „Lieblingsdichter“ (II, 884, 1.5.55):

Die Damen in Santiago sind die schönsten, die ich auf der Welt gesehen habe, und ich verliebte mich in 3 Göttinnen auf einmal und würde mich von den süßen Gesichtern gewiß nicht getrennt haben, wenn nicht ein noch süßerer Gegenstand, nämlich das Zuckergeschäft, mich unerbittlich nach Havanna zurückberufen hätte, so daß ich also statt der 3 Göttinnen nur 4 Ladungen Zucker nach Hamburg eroberte. So ist des Menschen Schicksal; wunderbarlich und verworren. (II, 972, 9.4.56; vgl. auch II, 744, 17.7.53; 961, 10.2.56)

Aber Weerth schreibt eben ‚nur‘ Briefe und verweigert jegliche weitergehende Literaturproduktion ebenso wie eine größere Öffentlichkeit:

Wenn ich irgendwie noch Lust hätte, mich mit schöngeistigen Dingen abzulagen, so würde ich versuchen, aus diesem Kriege ein Heldengedicht zu machen. Wie schöne Parallelen ließen sich zwischen dem Orient und dem Okzident ziehen! Aber ich habe längst den Sonnenstich für alle poetischen Arbeiten bekommen.“ (II, 963, 10.2.56)

Doch auch in Amerika wird Weerth nicht sesshaft, im Gegenteil – die Geschäfte und sein Entdeckergeist lassen ihn nicht zur Ruhe kommen und treiben ihn zu

immer neuen Reisen, denn – so Weerth – „Wenn man unverheiratet ist, so sollte man eigentlich stets auf Reisen bleiben.“ (II, 967, 7.3.56)

Auf vielen Kaufmannsreisen von San Francisco bis Rio de Janeiro, bei denen er für Steinthal & Co Geschäftsverbindungen in Nord-, Mittel- und Südamerika aufbauen soll, sowie auf sechs Entdeckungs- und Abenteuerreisen durchquert Weerth zu Land und zu Wasser fast den gesamten mittel- und südamerikanischen Kontinent mit Hilfe der unterschiedlichsten Verkehrsmittel:

So habe ich denn in der unglaublich kurzen Zeit von 2 Monaten eine Reise gemacht, so groß und so schön, wie man sie nur auf dieser Erde machen kann. Ich durchfuhr 2 Meere, die Karibische See und den Atlantik; ich sah die größten Ströme und prächtigsten Berge und Wälder, welche die Riesenfaust der Natur geschaffen hat zwischen dem 6. und 18. Breitengrade in der Region des ewigen Frühlings. (II, 752, 14.8.53)

Weerth liebt das Abenteuer: Die Fahrt zum Orinoco (Juli-August 1853), die Durchquerung Mexicos (Oktober-Dezember 1853), die Reise ins Innere von Kolumbien (März-Juli 1854), die Besteigung des Chimborasso (Dezember 1854) (Abb. 2), die Überquerung der Anden (Februar 1855) und der Ritt durch die Pampas (März 1855) verlangen von ihm große physische Entbehrungen.<sup>41</sup> Weerth ist aber kein Naturkundler oder Forscher wie etwa Alexander von Humboldt. Immerhin schreibt er an seine Mutter:



Abb. 2: Ansicht des Chimborazzo (6310 m). Aus: Alexander von Humboldt: *Ansichten der Natur, mit wissenschaftlichen Erläuterungen und sechs Farbtafeln nach Skizzen des Autors*. Nördlingen 1986, nach S. 96.

Wie ich aber daran gewöhnt bin, ziemlich verschiedene Dinge in einem Gemüt zu vereinbaren, so weiß ich auch noch jetzt im grünen Walde den Kaufmann zu vergessen und mich an der Jagd und der Botanik zu ergötzen, [...]. (II, 978, 30.5.56)

Vor allem anderen aber ist Weerth Kaufmann, und zwar seit Mitte 1855 nicht nur als Leiter der westindischen Agentur von Steinthal & Co im Baumwoll-exportgeschäft, sondern zugleich für die Firma F. J. Tesdorpf und Sohn als Einkäufer von Zucker, Kaffee, Tabak und Baumwolle. In dieser Zeit hat Georg Weerth ein relativ hohes Jahreseinkommen von 2000 Pfund Sterling.

Weerth sucht intensive Erlebnisse, er will die Herrlichkeit der exotischen Natur *sehen*. Die Spanienreise von 1850/51 erscheint dabei wie eine Vorwegnahme und Vorbereitung auf die amerikanischen Tropen:

[...] ich hatte alles gesehen und genossen, was die terra de dios: Andalusien, zu bieten imstande ist, und nur Andalusien ist des Sehens wert, denn es liegt, wie die Mauren sagten, grade unter dem Himmel, von dem ein Stück auf die Erde hinabgefallen ist. (II, 583f., 3.3.51)

Von seiner Fahrt von St. Thomas nach Puerto Plata auf Domingo malt Weerth geradezu ein Bild:

In der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag, wo ich lange auf dem Vordeck lag, beobachtete ich stundenlang den prächtigen Sternhimmel, an dem nördliche und südliche Gestirne auf- und untergingen, bis endlich das Morgenrot kam und alle Berge der Küste in vollen Flammen standen. (II, 717, 14.2.53)



Abb. 3: Urwald, um 1840, Stahlstich

Oft bereitet er die „Szenerie“ des Urwalds (II, 817, 12., 22., 28. und 29.5.54) (Abb. 3) vor den Augen des Lesers aus oder beschreibt seine Ergriffenheit angesichts der Erhabenheit der Natur:

Der Augenblick, wo man die Spitze überschreitet und zu gleicher Zeit die Gewässer sieht, die westlich dem großen Ozean zuströmen und die sich östlich in die Ebenen von Südamerika ergießen, um erst nach langer Reise in das Atlantische Meer zu stürzen: dieser Moment ist in der Tat einzig und im höchsten Grade ergreifend. Das Auge sieht hinein in die große Werkstätte der Natur, und das Herz ist freudig erstaunt über die Einfachheit und Schönheit dieser gewaltigen Ordnung. (II, 874, 26.2.55)<sup>42</sup>

Doch nicht nur *visuell* setzt er sich starken Eindrücken in den Urwäldern und Bergen Amerikas aus, offensichtlich genießt er auch *körperliche* Anstrengungen und intensive Erfahrungen. Es scheint fast so, als ob er sich in der Auseinandersetzung mit der Natur seiner Existenz versichern müsste.

Von Havanna (Abb. 4), das Weerth am 22. August 1853 zum ersten Mal besucht und wo er ab März 1856 wohnt, ist er besonders begeistert; er zählt es zu den „schönsten Städten“ Lateinamerikas (II, 975, 1. und 7.5.56) und vergleicht es sogar mit Paris und Madrid (II, 757, 7.9.53). Kuba ist für ihn „ein Paradies an Fruchtbarkeit“ (II, 970, 12.3.56), allerdings mit der interessanten Einschränkung: „[W]enn sie von 2 Sachen verschont bleibt, von einem Aufstand der Neger und von der Besitznahme der Insel durch die Nordamerikaner.“ (II, 759, 26.9.53)



Abb. 4: Havanna, um 1850

Obwohl Weerth zur weißen Oberschicht gehört und als Privilegierter an dem gesellschaftlichen Leben in den Handels- und Kolonialstädten teilnimmt (II, 948), spürt er eine „gewisse Einförmigkeit des tropischen Lebens“ (II, 975, 1.5.56). Die Menschen erscheinen ihm wie große „Kinder“ (II, 847, 3. und 8.11.54 und 978, 30.5.56), wie er mehrmals betont, die

im vollen Ernste glauben, daß dem Weltgeiste etwas daran gelegen sei, wenn sie ihre armen Schädel zerbrechen im Dienste des Staates, der Kirche oder der Notdürftelei. Der Weltgeist hat einen langen Atem. Das merkt man erst hier in diesen jungfräulichen Wäldern, in diesen unabsehbaren Steppen. (II, 742 17.7.1853)

Entsprechend beiläufig und zum Teil verkürzt beschäftigt sich Weerth in Amerika mit gesellschaftlichen Aspekten wie etwa dem Imperialismus (II, 713, 2.2.53, 847, 3. und 8.11.54) oder der kolonialen Ökonomie (II, 970, 22.3.56; 978, 30.5.56). In Venezuela, Kolumbien und Peru erlebt er zwar Revolutionen (II, 855, 30.11.54; 865f, 7. und 10.1.55; 881f., 1.4.55), aber er scheint von diesen „Aventüren“ (II, 866, 7. und 10.1.55) nicht viel zu halten, sie sind nur hinderlich für seine Geschäfte. Auch interessiert ihn weder die bedrückende Situation der Bergarbeiter in Mexiko etwa im Vergleich mit den Arbeitern in England, noch die Sklaverei (II, 713, 2.2.53; 725, 5.4.53; 757, 7.9.53; 963, 10.2. und 21.3.56 und 968, 7.3.56), der er angesichts seiner Erlebnisse durchaus ambivalent gegenübersteht:

Wenn man die dicken, gesunden Neger sieht, die hier Sklaven sind, und sie mit den emanzipierten versoffenen Schwarzen der südamerikanischen Republiken vergleicht, so kommt man in Versuchung, die Emanzipation nur des Prinzips wegen zu wünschen. (II, 968, 6., 8. und 10.3.56)

Boshaft und selbstironisch in Heines typisch frivolem Ton schreibt Weerth an diesen sogar:

Wäre ich ein großer Tyrann – was ich leider nicht bin – so würde ich die Neger samt ihrer ganzen kouleurten Sippschaft zur Sklaverei zurückführen und auf jede fernere Vermischung mit Weißen die Todesstrafe setzen.

Ich schäme mich, indem ich dieses niederschreibe, denn ich bin noch vor kurzem in eine leicht kouleurte Dame sterblich verliebt gewesen – aber, sehen Sie, so zeichnet sich die weiße Rasse aus, selbst durch ihre Schwächen! (II, 743, 17.7.53)

In ethnischen Fragen wird selbst die Arroganz des weißen Europäers sichtbar. So urteilt er sehr negativ über die Indianer, „diese[r] untergehende[n] Rasse“ (II, 739, 10.7.53), über die Chinesen, „die ekelhafteste aller Rassen“ (II, 970,

22.3.56) und die Schwarzen, insbesondere über die „arrogante Negerbevölkerung, affenhaft aufgeputzt und europäische Sitten gerade in ihren schlechtesten und lächerlichsten Seiten aufs gewissenhafteste nachahmend“ von Haiti (II, 985, 18.7.56). Immerhin gesteht er ein, „daß es Weißen unmöglich sein würde, die Arbeit der Schwarzen zu verrichten, [...]“ (II, 964, 15.2.56) In Georgetown beobachtet er mit Verwunderung das „Schauspiel“ des „Rassen-Gemengsel[s]“ (II, 738, 10.7.53) und in Bezug auf Südamerika allgemein spricht er von „eine[r] seltsame[n] Bevölkerung aus den Trümmern aristokratischer Spanier, jovialer Neger und melancholischer Indianer.“ (II, 883, 1.4.55; vgl. auch 823, 11.6.54)

Seine politischen Enttäuschungen in Europa und die Erfahrungen, dass in Amerika offensichtlich vergleichbare Entwicklungen ablaufen, führen bei ihm zu sehr skeptischen, ja aus heutiger Sicht fast zynischen Ansichten. Insgesamt begreift er nicht, „wie das alte Europa seine tausend Verkehrtheiten auch in diesem neuen Weltteil fortzusetzen vermag und warum die Dinge sich hier nicht friedlicher und schöner entwickeln als daheim.“ (II, 883, 1.4.55) Weerth nimmt letztlich eine Haltung ein, die in ihrer inszenierten *Distanz* an Brechts Gedicht *Vom armen B.B.*<sup>43</sup> erinnert: „Mit einer guten Zigarre, einem Pferde und etwas Eiswasser läßt es sich schon in Westindien aushalten, [...]“ (II, 948, 16.12.55)

### 5. Weerths Reisebriefe – ein Schreiben gegen den Verlust der Utopie

Bei aller Begeisterung für die Metropolen London und Paris und seiner engen Bindung an die Handels- und Industriestädte Europas hat Weerth – sicherlich auch unter dem Einfluss der Romantik – immer schon eine besondere Vorliebe für die *Natur*. Romantische Wanderungen und Kaufmannsreisen, Abenteuerfahrten und Expeditionen in die exotische Ferne mit ihren starken visuellen Eindrücken der Natur begleiten Weerths Schreiben von den rheinromantischen Jugendgedichten über den Kontrast von Natur und Industrie, von Schönheit und Elend in England, inklusive der Utopie proletarischer Ästhetik, bis zum Exotismus seiner späten Reisebriefe.

Weerth *ist* der Auswanderer und rastlose Abenteuerer, von dem Freiligrath in seiner „Wüsten- und Löwenpoesie“ einst träumte. Auch Weerths Reisebriefe verkörpern die aventuristische Fluchtbewegung des Exotismus, aber die Zeiten sind aufgrund von Technik, Akzeleration und Ökonomie globaler und damit ‚prosaischer‘ geworden. Weerths extreme Unruhe und innere Zerrissenheit sowie die offene Form seiner Reisebriefe sind nicht nur Ausdruck der wachsenden gesellschaftlichen Entfremdung in der Moderne, sein Exotismus der 50er Jahre zwischen Kaufmannsberuf und tropischer Naturschönheit und insbesondere die private, fragmentarische Form der Reisebriefe anstelle seiner politischen

Literatur bis 1849 stehen auch für den *Verlust* von gesellschaftlicher *Utopie* nach der gescheiterten Revolution in der Zeit der Reaktion:

In den Straßen Bogotás erheben sich Barrikaden wie in den Straßen von Paris und Lyon, die Sturmglöcker lärmten von den Kirchen herab, die Kugeln pfeifen, und hohnlachend drängen sich die Sambos, diese Mischlinge von Schwarzen und Indianern, in die tolle Farce, in diesen Kampf der Weißen mit den Weißen.

Haben Sie schon einen Sambo lachen sehen? Haben Sie schon das Grinsen eines Sambo genau beobachtet? Das ist ein vortreffliches Gemisch von afrikanischer Wut und von indianischer Todesverachtung.

Doch wir retten uns aus diesem Skandal und fahren wieder den Fluß hinab. Im Walde singen die Tiger [...]. (II, 881f, 1.4.55)

### Anmerkungen

- 1 Zur Kolonialgeschichtsschreibung und zu dem Phänomen der überseeischen Kulturbegegnung siehe die umfassende Darstellung von Urs Bitterli: *Die ‚Wilden‘ und die ‚Zivilisierten‘. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung*. München: Beck, 1976.
- 2 Vgl. Harry Pross: *Romantik und Revolution*. In: Deutsche Rundschau 7 (1956), Rudolf Pechel (Hrsg.), 755-761; Sergei Turajew: *Georg Weerth und die Romantiktradition*. In: Georg Weerth. Werk und Wirkung. Berlin: Akademie Verlag, 1974, 125-143 und 187-189.
- 3 Gerhard Höhn: *Heine-Handbuch*. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler, 1997, 312.
- 4 Hugo Moser: *Karl Simrock. Universitätslehrer und Poet, Germanist und Erneuerer von „Volks poesie“ und älterer „Nationalliteratur“*. Ein Stück Literatur-, Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin: Rohrscheid, 1976, 47.
- 5 Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815-1848*. Bd. I. Stuttgart: Metzler, 1971, 250.
- 6 Georg Weerth: *Sämtliche Werke*. Bruno Kaiser (Hrsg.), 5 Bde. Berlin: Aufbau, 1956; es wird wie folgt zitiert: Hinter dem Zitat stehen die Bandzahl als römische Zahl und die Seitenangabe als arabische Zahl.
- 7 Wolfgang Frühwald: *Einleitung*. In: *Gedichte der Romantik*. Wolfgang Frühwald (Hrsg.), Stuttgart: Reclam, 1984, 17.
- 8 Vgl. Florian Vaßen: *Georg Weerth. Ein politischer Dichter des Vormärz und der Revolution von 1848/49*. Stuttgart: Metzler, 1971, 55ff.
- 9 Eberhard Lämmert: *Zur Wirkungsgeschichte Eichendorffs in Deutschland*. In: Romantikforschung seit 1945. Klaus Peter (Hrsg.), Königstein: Athenäum, 1980, 207f.
- 10 Vgl. Florian Vaßen: *Der einsame Fremde – Heinrich Heines und Georgs Weerths englische Reiseliteratur*. In: Georg Weerth. Neue Studien. Bernd Füllner (Hrsg.), Bielefeld: Aisthesis, 1988, 44-87.



- 11 Hans Robert Jauß: *Literarische Tradition und gegenwärtiges Bewußtsein der Modernität*. In: H.R.J.: Literaturgeschichte als Provokation, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1970, 55.
- 12 Marx berichtet: „Übrigens schwärmt er (Weerth – F.V.) sehr für das Leben in Westindien und ist keineswegs auf den Menschenkehrich und das Wetter des hiesigen nordischen Klimas gut zu sprechen. Und, indeed, es ist hier schlimm, sehr schlimm.“ Karl Marx. Brief an Ferdinand Lassalle vom 8.11.55. In: *MEW*, Bd. 28. Berlin: Dietz, 1963, 625; kritisch merkt Marx aber auch zu Weerth an: „Ich finde, daß er verdammt verbürgert ist und seine Karriere zu sehr ‚au sérieux‘ nimmt.“ Ebd. 200.
- 13 Das Adjektiv „exotique“ finden wir schon bei Rabelais, das Substantiv „l'exotisme“ ist erstmals 1866 nachzuweisen; vgl. Roger Mathé: *L'exotisme*. Paris: Bordas, 1985 und Jean-Marc Moura: *Lire l'Exotisme*. Paris: Dunod, 1992.
- 14 „Le sentiment exotique recèle une puissance qui s'attaque à l'ordre établi, poussant à vivre dangereusement. Il a meme quelque afinité avec l'anarchisme ou le non-conformisme.“ Roger Mathé. Ebd. S. 16.
- 15 Vgl. Gert Mattenklott: *Melancholie in der Dramatik des Sturm und Drang*. Erweiterte und verbesserte Auflage, Königstein: Athenäum, 1985.
- 16 In der Romantik, etwa bei Novalis, Schlegel, Eichendorff, Tieck und Hoffmann, wird das „(P)roblematisch werden personaler Identität thematisiert“, „das Individuum (droht) sich zu verlieren“. „Die Krisen der Langeweile und die Erfahrung von Bodenlosigkeit, Beliebigkeit und innerer Leere korrespondieren einander.“ Christopher Schwarz: *Langeweile und Identität. Eine Studie zur Entstehung und Krise des romantischen Selbstgefühls*. Heidelberg: Winter, 1993, 9; vgl. Lothar Pikulik: *Romantik als Ungenügen an der Normalität. Am Beispiel Tiecks, Hoffmanns, Eichendorffs*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1978; Günter Strenzke: *Die Problematik der Langeweile bei Joseph von Eichendorff*. Diss. Hamburg, 1973 zeigt das Phänomen der Langeweile sowohl beim Bürgertum als auch beim „romantische[n] Typus“ (S. 17), d.h. beim Philister und beim Genie.
- 17 Heinrich Heine. *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*, Manfred Windfuhr (Hrsg.), Bd. 14/1, Hamburg: Hoffmann und Campe, 1990, 126. Die Personifizierung der Langeweile ist wohl zum ersten Mal im deutschen Sprachraum bei Johann Elias Schlegel zu finden, und das Bild der Göttin wird auch schon von Goethe verwendet, wie Hofstaetter nachweist; vgl. Ursula Hofstaetter: *Langeweile bei Heinrich Heine*. Heidelberg: Winter, 1991, 63f. und Ludwig Völker: *Langeweile. Untersuchungen zur Vorgeschichte eines literarischen Motivs*. München: Fink, 1975.
- 18 Vgl. Peter Mosler: *Georg Büchners „Leonce und Lena“*. *Langeweile als gesellschaftliche Bewußtseinsform*. Bonn: Bouvier, 1974.
- 19 Wolfgang Lepenies: *Melancholie und Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1969, 87; vgl. auch Ludwig Völker: *Muse Melancholie – Therapeutikum Poesie. Studien zum Melancholie-Problem in der deutschen Lyrik von Hölty bis Benn*. München: Fink, 1978. Böhme zeigt dagegen, dass gerade die Aufklärung einerseits die Melancholie bekämpft und stigmatisiert, ja als „manische Melancholie“ „pathologisiert“, andererseits sie als „melancholia nervosa“ „Signatur des aufklärerischen Bürgertums

- selbst“ ist und in „England, dem bürgerlich fortgeschrittensten Land“ als sog. „englische Krankheit“ „am verbreitetsten sein“ soll. Hartmut Böhme: *Kritik der Melancholie und Melancholie der Kritik*. H.B. Natur und Subjekt. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1988, 261f.
- 20 Georg Weerth. Brief an Friedrich Engels vom 28.3.51. Georg Weerth: *Sämtliche Briefe*. Jürgen-Wolfgang Goette (Hrsg.), 2 Bde. Frankfurt/M./New York: Campus, 1989, Bd. 2, 589; im Weiteren wird wie folgt zitiert: Hinter dem Zitat steht in Klammern eine römische Zahl für den Band, die Seitenzahl und das Datum.
  - 21 Karl Gutzkow: *Lebenserinnerungen*. H. H. Houben (Hrsg.), 3 Teile in 1 Bd. Leipzig: Hesse, (o.J.), 62.
  - 22 1855 schreibt Weerth an Betty Tendering allerdings: In „10 Jahren“ „werde“ ich „die erste Liebhaberei meiner Jugend, die Literatur, wieder aufnehmen; ich fühle, daß ich geistig frisch bleiben werde bis an meinen Tod, ich werde immer lieben, immer hasen können, meine ganze Natur ist Anti-Philister, und in den Jahren, wo gewöhnlich Schriftsteller erlöschen, werde ich erst die Bühne besteigen, und, ich weiß es, mit Erfolg.“ (II, 913, 2.10.55).
  - 23 Karl Marx schreibt am 4.2.1852 an Friedrich Engels: „Denn seit Weerth wieder in Yorkshire gelebt hat, erklärt er, daß er in Spanien seine schönste Zeit erlebt hat. Er behauptet, daß er das englische Klima nicht vertragen kann...“ In: *MEW*, Bd. 28. Berlin: Dietz, 1963, 18.
  - 24 Karl Marx. Brief an Friedrich Engels vom 3.5.51. In: *MEW*, Bd. 27. Berlin: Dietz, 1965, 243.
  - 25 Urs Bitterli: *Die exotische Insel*. In: Die andere Welt. Studien zum Exotismus. Thomas Koebner, Gerhard Pickerodt (Hrsg.), Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1987, 20.
  - 26 Lothar Pikulik: *Langeweile oder die Krankheit zum Kriege. Bemerkungen zu einem nicht nur literarischen Thema*. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 105 (1986), H. 4, 610; vgl. Peter Sloterdijk: *Kritik der zynischen Vernunft*. Bd. 1. Frankfurt/M. Suhrkamp, 1983, 238f.
  - 27 Vgl. *Exotische Welt in populären Lektüren*. Anselm Maler (Hrsg.), Tübingen: Niemeyer, 1990; hier sei an Cooper, Scott, Chateaubriand und besonders an Sealsfield erinnert, dessen Werke wie Freiligraths Gedichte auch bei Corta erschienen sind.
  - 28 Vgl. Herbert Kraft: *Das Schicksalsdrama. Interpretation und Kritik einer literarischen Reihe*. Tübingen: Niemeyer, 1974. Kraft schließt seine Analyse mit dem Hinweis, daß „die Unvollkommenheit der Gesellschaft der Grund“ sei, „warum das Drama, wenn es emanzipatorisch wirken will, insonderheit Katastrophen vorführt; die Katastrophen sind die Spiegelung der realen Zustände im schicksalhaften Konfliktfall, [...]“ (S. 118). Es ist keineswegs abwegig, ähnliches auch von Freiligraths Lyrik anzunehmen.
  - 29 „Aber in der Ausbildung unserer Sprache, in der glühenden Phantasie des Dichter, in der darstellenden Kunst der Maler ist eine reiche Quelle des Ersatzes geöffnet. Aus ihr schöpft unsere Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer exotischen Natur. Im kalten Norden, in der öden Heide kann der einsame Mensch sich aneignen, was in den fernsten Erdstrichen erforscht wird; und so in seinem Innern eine Welt sich

- schaffen, welche das Werk seines Geistes, frei und unvergänglich wie dieser ist.“ Alexander von Humboldt. *Ansichten der Natur*. Bd. 2, 3. Aufl., Stuttgart: Bibliographisches Institut, 1849, 40f.
- 30 Meno Spann erwähnt z.B. als typisches Beispiel der Zeit, das sicherlich nicht ohne Bedeutung für Freiligrath war, das „Soester Wochenblatt“, in dem sich Artikel wie „Eine Schiffbruchszene“, „Kampf eines Tigers mit einer Riesenschlange“ oder „Gefecht eines Negerfürsten mit einem Löwen“ finden lassen. Meno Spann: *Der Exotismus in Ferdinand Freiligraths Gedichten*. Marburg: Strauch, 1928, 20f.
- 31 Annette von Droste-Hülshoff. Brief vom 7.7.1839. In: A. D. H.: Briefe. Gesamtausgabe. Karl Schulte Kemminghausen (Hrsg.). Bd. 1. Jena: Eugen Diederichs, 1944, 359.
- 32 Walter Pape: „Die Wüsten- und Löwenpoesie war im Grunde auch nur revolutionär“. *Ästhetischer Ursprung und ethische Legitimation von politischer Lyrik im 19. Jahrhundert am Beispiel Ferdinand Freiligraths*. In: Akten des VII. Internationalen Germanistenkongresses. Göttingen 1985. Albrecht Schöne (Hrsg.). Bd. 8. *Ethische contra ästhetische Legitimation von Literatur. Traditionalismus und Modernismus: Kontroversen um den Avantgardismus*. Walter Haug, Wilfried Barner (Hrsg.). Tübingen: Niemeyer, 1986, 69.
- 33 Ferdinand Freiligrath. Brief an den Verleger Brockhaus vom 9.7.1952, zit. nach: Wilhelm Buchner: *Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen*. Bd. 2, Lahr: Schauenburg, 1882, 264.
- 34 *Ferdinand Freiligrath's gesammelte Dichtungen*. 6 Bde. in 3. Neue, sehr vermehrte und vervollständigte Ausgabe. Bd. 3, Stuttgart: Göschen'sche Verlagsbuchhandlung, 1877. S. 161-164.
- 35 Friedrich Engels: *Die wahren Sozialisten*. In: MEW, Bd. 4. Berlin: Dietz, 1959, 279. Während Bettina von Arnim an Freiligraths Lyrik „das Wesen der Räder an den Dampfschiffen“ festzustellen glaubte, erkannte Clemens Brentano darin vor allem die „Bewegung der Zeit“. Clemens von Brentano. Brief vom 3.9.1839 an Ferdinand Freiligrath; zit. nach: Julius Schwering. Lebensbild. *Freiligraths Werke in sechs Teilen*. Hg. Julius Schwering. Berlin u.a.: Bong, 1909. 1. Teil. S. CIX.
- 36 Spann, 73.
- 37 Vgl. auch Ernst Fleischhack: *Aus der Frühgeschichte des Lippischen Landesmuseums. Ferdinand Freiligrath und Georg Weerth als Aufbauhelfer*. In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde, Bd. 43 (1974), 145-166.
- 38 Der extrem private Charakter der Korrespondenz läßt sich auch daran ablesen, dass Weerth während seines Aufenthalts in Amerika 68 Briefe an seine Mutter schreibt, fünf an seine Brüder, vier an Betty Tendering, aber nur zwei an Heine, einen an Wilhelm Wolff und keinen einzigen an Marx und Engels. Allerdings sind die beiden Briefe an Heine besonders vielseitig und aufschlussreich; außerdem könnten auch Briefe verloren gegangen oder vernichtet worden sein.
- 39 Vgl. hierzu auch Ottmar Ette: *Weltbewußtsein. Alexander von Humboldt und das unvollendete Projekt einer anderen Moderne*. Weilerswist: Velbrück, 2002.

- 40 Karl Marx. Brief an Ferdinand Lassalle vom 8.11.55. In: MEW. Bd. 28, 1963, 624f; vgl. auch Weerths Erläuterungen an Heine: „Ist es Ihnen aber recht, so besuche ich Sie nächstens wieder in Paris und erzähle Ihnen dann meine Weltfahrt, was jedenfalls eine gescheiterte Anwendung des Gesehenen und Gehörten ist, als wenn ich wie andere Reisende ein dickes Buch darüber schriebe.“ (II, 880, 1.4.55).
- 41 Vgl. Uwe Zemke: *Gefährliche Reisen. Tropenreisen und Tropenmedizin im Vormärz*. In: Jahrbuch Forum Vormärz Forschung 1995. Journalliteratur im Vormärz. Bielefeld: Aisthesis, 1996, 237-249 sowie ders. *Georg Weerth. Ein Leben zwischen Literatur, Politik und Handel*. Düsseldorf: Droste, 1989; vgl. auch Weerths Hinweis: „Wenn ich bedenke, daß ich den ganzen amerikanischen Kontinent, mit Ausnahme der ältern Vereinigten Staaten, in dieser Zeit bereiste und namentlich so viele Touren im Innern machte, so habe ich alle Ursache, mich zu freuen, daß ich diese Strapazen gesund überstand.“ (II, 891, 20.6.55)
- 42 Zum Naturaspekt vgl. auch II, 733, 14.7.53 „Der Kölner Dom ist eine Kleinigkeit gegen diesen grünen Dom, den die langsame Hand der Natur erschaffen.“ sowie 739f., 10.7.53; 779, 31.12.53/ 2.1.54; 817, 12./ 22./ 28. und 29.5.54.
- 43 Bertolt Brecht: *Vom armen B.B.* In: B.B. Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Werner Hecht (Hrsg.). Bd. 11, Gedichte I, Berlin/Weimar/Frankfurt/M.: Aufbau/Suhrkamp, 1988, 119-120.

PETER SCHÜTZE

## Jahresbericht 2007/08

Die Jahre fliegen bisweilen dahin, ohne dass man so recht behält, was sie uns zugetragen haben. Die neue Aufgabe, der jüngste Eindruck verdrängen die vorigen und beanspruchen alle Aufmerksamkeit, und erst, wenn man einmal innehält und sich leistet zurückzublicken, wird einem die ganze Fülle der vergangenen Zeit deutlich. Alle Achtung, sagt man sich, da war ja doch einiges! So ein Jahresbericht zwingt zum Innehalten und Zurückblicken, und der Verfasser, sonst nicht gerade erpicht darauf, die Inventur gelaufener Ereignisse zu machen, war freudig überrascht, was der Erinnerung dabei alles in die Quere kam.

Nachdem die Ärgernisse des vorvergangenen Jahres verwunden waren – dass es uns nicht gelang, städtische Hilfe für unser Projekt *Literaturmuseum* zu mobilisieren (eine Frage des Geldes, aber auch mangelnder Einsicht), und dass wir zur Zeit keinen Grabbe-Preis mehr ausschreiben können (eine Frage mangelnder Einsicht, aber auch des Geldes) – haben wir uns wieder verstärkt mit den erfreulichen Dingen beschäftigt, die zu einer literarischen Gesellschaft gehören. Das heißt nicht, dass der Einsatz für einen zentralen literarischen Museumsplatz in Detmold verschwendete Energie gewesen wäre oder abgetan. Das heißt auch nicht, dass der Grabbe-Preis, der ja angeblich der Stadt kein Prestige bringen soll, auf Nimmerwiederssehen verschwinden werde. Eine kleine Anmerkung zu diesem Punkt und zu unserem letzten Preisträger, Johannes Schrettle: Der junge Mann, Jahrgang 1980, ist mittlerweile Autor des Wiener Burgtheaters; und über sein dort aufgeführtes Stück *Ich habe King Kong zum Weinen gebracht* schrieb Peter Schneeberger: „Johannes Schrettle ist ein wunderbar anspruchsvoller Abend gelungen [...] miraculös bleibt vor allem die Leichtigkeit, die dem Team trotz derart viel Kopfarbeit nie abhanden kam“. Zurück nach Detmold.

Den Auftakt machte im Frühjahr 2007 das von Kurt Roessler einberufene eintägige Freiligrath-Kolloquium mit vorzüglichen Vorträgen von Konrad Hutzlmann, Detlev Hellfaier, Manfred Walz, Bernd Füllner und anderen. Da Professor Roessler die Tätigkeiten des von ihm geleiteten Freiligrath-Arbeitskreises in der Grabbe-Gesellschaft in einem eigenen Bericht darstellt, darf ich sie hier nur streifen. Aber der Ort ist hier, Kurt Roessler großen Dank auszusprechen für seine emsigen und einfallsreichen Bemühungen, Ferdinand Freiligrath im Bewusstsein zu halten und ihm, vor allem in seinem Lebensbereich, dem Mittelrhein, immer neue Freunde zu gewinnen. Mit Tagungen, Ausstellungen, Exkursionen, musikalischen und literarischen Veranstaltungen sowie mit neuen Buchausgaben webt er unermüdlich am Ruhm des Dichters und der

Rheinlandschaft. Besonders gratulieren können wir zu der schönen Textsammlung *Ein neues Rolands-Album*. Und in bester Erinnerung blieb allen Teilnehmern die Herbstreise 2007 an den Mittelrhein und in den Rheingau, durchgeführt unter Roesslers Leitung gemeinsam mit dem Heimatbund. Und guter Tradition folgend, mit Hänschens Reise-Unternehmen. Verfolgt vom guten Wetter fand die Fahrt vom 1. bis 5. Oktober statt. Höhepunkte waren sicher die Spaziergänge durch Unkel und zum Simrock-Haus, die Besichtigung des von Freiligrath oft besuchten Gasthauses und Hotels „Krone“ in Assmannshausen, und ein Auftritt des Mainzer Sängers Thelonus Dilldapp (Jürgen Thelen). Zum Repertoire dieses engagierten Künstlers gehören auch Lieder des Vormärz und der deutschen Revolution von 1848, darunter zahlreiche Freiligrath-Vertonungen. Grund genug, ihn auch nach Detmold zu bitten. Am 19. März 2008 lud die Grabbe-Gesellschaft zum 160. Jahrestag der deutschen Märzrevolution in die Schule am Wall ein; Thelen trug mit Verve und Witz seine Lieder vor, und der Verfasser beteiligte sich mit Lesung politischer Lyrik unter anderem von Herwegh und Freiligrath (*Die Toten an die Lebenden*). Dieses Programm, das nicht eben gut besucht war, aber lebhaften Beifall hervorrief, wurde als Feier zum Tag der deutschen Einheit am 3. Oktober 2008 am Rolandsbogen wiederholt und erfuhr dort die freundlichste Aufnahme.

Die zentrale Veranstaltung des Jahres 2007 war für die Grabbe-Gesellschaft die Tagung des Dachverbandes der literarischen Gesellschaften (ALG) in Detmold. Sie fand statt vom 21. bis zum 23. September. Teilnehmer waren die Vorstände der in dieser Arbeitsgemeinschaft organisierten Vereine und Museen überall in Deutschland; für die Jahrestagung folgt die ALG jedes Mal der Einladung in eine andere literaturhistorisch interessante Stadt, und Aufgabe der einladenden Mitgliedsgesellschaft ist es natürlich, diesen ihren Platz in der ganzen Fülle seiner Schätze zu präsentieren: mit Stadtführungen, literarischen Veranstaltungen und regem Austausch über den Aktionsradius der Körperschaften. Der Eigenbeitrag der Grabbe-Gesellschaft am ersten Abend konnte sich sehen und hören lassen: Unter dem Titel *„Kein schöner Ding ist auf der Welt, als seine Feinde zu beißen“* (Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung bei Detmolder Dichtern) tischte das Musikalisch-literarische Quartett in der Schule am Wall ein gepfeffertes und gesalzenes Menu auf, wobei die Bissigen schmackhafter waren als die gebissenen Feinde. Man verstand, warum sie allesamt Fernweh bekamen, die Detmolder Grabbe, Weerth und Freiligrath. Der zweite Tagungstag entführte die Teilnehmer denn auch gleich von Detmold nach Nottbeck ins Museum für westfälische Literatur. Der Leiter, Dr. Walter Gödden, begrüßte, und auf die Besichtigung unter seiner Obhut folgte eine Triole höchst anregender Vorträge zur Vormärzdichtung. Am Abend befand man sich wieder zurück in der Residenz und konnte sich im Sommertheater an der auf dem Podium

von Meike Feßmann mit Tanja Dückers, Georg M. Oswald und Sherko Fatah geführten Diskussion zum Thema *Literatur – Im Westen eine stumpf gewordene Waffe?* beteiligen. Es mag ja richtig sein, dass Literatur sich nicht zu einer Partei bekennen muss, um politisch zu sein; aber sich darauf zu verlassen, dass man, wenn man nur nach innen und wie die Welt sich dort wieder findet schaut, an Engagement genug verausgabt habe, war dem Verfasser als Antwort auf die gestellte Frage zu unscharf. Eine Woche später traf er in Zeitz (also im Osten) erneut auf deutsche Schriftsteller, und er konnte mit Befriedigung feststellen, dass ihr Blick nach außen absolut nicht stumpf war.

Zeitz ist eine Partnerstadt Detmolds, und seit einigen Jahren besteht auch Partnerschaft zwischen der dortigen Ortlepp-Gesellschaft und der hiesigen Grabbe-Gesellschaft. Darüber ist hier einigermaßen oft berichtet worden. Die Jahreshauptversammlung der Ortlepp-Gesellschaft am 29. September 2007 verband sich mit einer Fachtagung, bei der eine so große Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern auftrat, dass die Redezeit jedes einzelnen streng begrenzt werden musste. Wenig erforschte Autoren haben für eine Gesellschaft den Vorteil, dass Dolden von Forschern sich um sie bilden, die Morgenluft zum Publizieren wittern. Und jeder hat die Chance, wirklich Neues zutage zu fördern. Mit erheblicher Qualität, wie sich auf diesem Kolloquium zeigte. Was die Faszination jedoch noch steigerte, war der Umstand, dass es dem Vorsitzenden der Gesellschaft, Roland Rittig, gelungen war, auch renommierte ostdeutsche Autoren (darunter Wulf Kirsten) und Künstler zum Referieren zu bringen. Der Verfasser war eingeladen, etwas über seine Erfahrung mit Ortlepps *Sommernachtstraum*-Übersetzung beizubringen. Er hatte sie im Jahr zuvor für eine Inszenierung der Komödie benutzt.

Der Grabbe-Punsch am 9. Dezember 2007 fand erstmalig in einer Gastwirtschaft, der „Braugasse 2“, statt. Dort schenkte der Wirt, unser Mitglied Friedhelm Ratmeier, der Grabbe-Gesellschaft und ihren Gästen erneut sein verführerisches Gebräu ein. (Das Rezept bleibt geheim – selbstverständlich.) Aber diesmal nicht im Grabbehaus, sondern im eigenen Revier, sozusagen. Mit viel Genuss sprach man dort, sehr Grabbe-gemäß in alt Detmolder Atmosphäre, allen geistigen Genüssen zu. Als der Hut am Ende kreiste, fiel ein nettes Sümmchen hinein. Eigentlich war es den Wirtsleuten als kleine Entschädigung für Kosten und Mühen zgedacht. Doch nichts war zu machen: sie nahmen es nur an, um es wiederum der Grabbe-Gesellschaft zukommen zu lassen. Auch dafür statte ich an dieser Stelle nochmals herzlichen Dank ab. Und natürlich für den so liebevoll wie professionell vorbereiteten und durchgeführten Abend. Was noch geboten wurde? Nachklang hier: Kurt Roessler gestaltete einen Lichtbildervortrag zum Thema „Lyrische Landschaft Mittelrhein nach 1900“ und entführte noch einmal alle – ob sie nun dabei waren oder nicht – an die Stätten

der Herbstexkursion; Vorgeschmack dort: Der Verfasser rückte mit einem Vortrag über Goethes und Grabbes Beschäftigung mit dem „Hermann“-Stoff dem Hauptthema des Jahres 2009 (2000 Jahre Varusschlacht) zu Leibe. Seine Überlegungen dazu sind eingegangen in einen umfangreichen Essay, der in eine Festschrift für Lothar Ehrlich zum 65. Geburtstag aufgenommen wurde. Der Band trägt den Titel *Goethe, Grabbe und die Pflege der Literatur*, und es ist mittlerweile im Bielefelder Aisthesis Verlag erschienen. Die Grabbe-Gesellschaft hat diese Publikation mit 1000 € Zuschuss unterstützt.

Lothar Ehrlich gehört unserer Gesellschaft an und ist Grabbefreunden vor allem bekannt durch sein Buch *Christian Dietrich Grabbe. Leben, Werk, Wirkung* (Akademie-Verlag Berlin 1983) und seine Grabbe-Monographie für den Leipziger Reclam Verlag (1986). Ehrlich studierte an der Universität Halle/Wittenberg Germanistik und Geschichte und wurde 1985 zum Professor für Geschichte der deutschen Literatur berufen. In verschiedenen Funktionen fungierte er im Vorstand der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar; er war zeitweise Präsident der Stiftung Weimarer Klassik. Aus Anlass seines 65. Geburtstages am 25. Februar 2008 versammelte sich nun eine Reihe namhafter Autoren – allen voran der bedeutende Gelehrte Paul Raabe (Wolfenbüttel), um auf die Aktualität der Lektüre und Rezeption Goethes und Grabbes hinzuweisen. Ehrlich wurde am 26. Februar 2008 im Weimarer Schloss feierlich verabschiedet; am 10. November gleichen Jahres konnte die Festschrift überreicht werden. Dazu lud die Thüringische Literarische Gesellschaft gemeinsam mit der Grabbe-Gesellschaft in den Hörsaal der Anna Amalia-Bibliothek in Weimar ein. Professor Raabe hielt die Ansprache für Lothar Ehrlich – sie ist in diesem Jahrbuch nachzulesen und zeigt, dass es nicht nur in Detmold schwer ist, für literarische Zwecke Unterstützung zu finden. Ehrlich dankte und betonte in seiner Erwiderung auch seine Verbundenheit mit unserer Gesellschaft, ohne deren Hilfe die Publikation kaum hätte zustande gebracht werden können. Eine zweite Premiere erlebte die Festschrift dann in Detmold beim Grabbe-Punsch am 14. Dezember 2008.

Am 19. Januar 2008 fand eine Arbeitssitzung zum Thema „Geschichtsdrama“ in den Räumen der Grabbe-Gesellschaft statt. Die Studierenden der Universität Bielefeld wurden von Prof. Wolfgang Braungart betreut. Zweck der Exkursion weg von den gewohnten Seminarräumen: der Besuch dort, wo Literatur entstanden ist, die Nähe zu Grabbe, der nun einmal zu den bedeutenden Geschichtsdramatikern deutscher Sprache gehört. Unser Geschäftsführer, Hans Hermann Jansen, gab den Studenten Einblick in Arbeit und Aufgaben einer literarischen Vereinigung, und der Verfasser verhalf den Besuchern zu einem literarischen Rundgang durch Detmolds Altstadt.



Einzugehen ist ferner auf die Jahreshauptversammlung der Grabbe-Gesellschaft am 12. April 2008. Ich zitiere aus dem Protokoll von Walter Hunger, das zunächst die Berichte der Vorstandsmitglieder wiedergibt *„Der Präsident beginnt [...] mit einem Hinweis auf die bewegte Zeit 1968, ähnlich dürften Grabbe, Freiligrath und Weerth in ihrer Zeit wahrgenommen worden sein [...] Obwohl diese Dichter Anteil an dem hätten, was zum Besten der Deutschen Geschichte gehöre, lasse die Würdigung durch die Stadt Detmold zu wünschen übrig. Dennoch werde sich die Grabbe-Gesellschaft weiter für diese Söhne der Stadt einsetzen. Abschließend wies der Präsident darauf hin, dass er wegen seiner häufigen Abwesenheit seine Amtsgeschäfte als Präsident niederlegen möchte. Dem Antrag auf Entlastung des Vorstandes wird ohne Gegenstimmen bei Enthaltung der Betroffenen stattgegeben.“* Es erwies sich nun beim nachfolgenden Wahlvorgang, der anfangs von Kurt Müller geleitet wurde, dass keine neuen Kandidaten zur Verfügung standen und deshalb für Wiederwahl plädiert wurde.

*„Im einzelnen wird wie folgt gewählt: Als Präsident Dr. Schütze, einstimmig bei Enthaltung des Betroffenen, als Stellv. Präsident Prof. Roessler einstimmig bei zwei Enthaltungen, als Geschäftsführer einstimmig Herr Jansen bei einer Enthaltung, als Schatzmeister Herr Weyert einstimmig, als Schriftführer Herr Hunger einstimmig bei Enthaltung des Betroffenen.“*

*Wahlen zum Beirat:*

*Frau Schulze-Weslarn und Herr Heumann scheiden aus gesundheitlichen Gründen aus, ebenso Herr Hutzelmann. Die Versammlung beauftragt den Vorstand, einen Beirat zusammenzustellen. Feststehende Mitglieder: Freifrau Hiller von Gaertingen, Herr Hellbach, Herr Prollius, Herr Dr. Broer, Herr Katzschmann, Herr Rabsch, Herr Popig.*

*Wahl der Kassenprüfer:*

*Frau Scheithauer und Herr Müller einstimmig bei Enthaltung der Betroffenen.“*

Kurt Müller, wohnend in Bad Salzuflen, Autor, seit vielen Jahren Mitglied der Grabbe-Gesellschaft und fleißiger Besucher all unserer Veranstaltungen, wurde am 4. August 2008 75 Jahre alt. Aus diesem Anlass lud die Lippische Landesbibliothek ihn zu einer Lesung aus seinem neuen Buch *Der Reiseantrag* ein. Zugleich wurde eine begleitende Ausstellung zu diesem Band eröffnet, der sich – wie Bibliotheksdirektor Detlev Hellfaier in seiner Ankündigung schrieb – „mit dem wohl einschneidendsten und interessantesten Aspekt in Müllers Biographie befasst: seiner Übersiedlung in die DDR 1957 und den Jahren wachsender Unzufriedenheit mit dem politischen System bis hin zur Ausreise in die Bundesrepublik 1975.“ Der rege Besuch im brechend gefüllten Hörsaal war wohl der schönste Geburtstagsgruß für den Jubilar, dem wir weiterhin alles Gute, Gesundheit und Regsamkeit wie eh und je wünschen!

Eine besondere Ehrung wurde auch unserem Geschäftsführer, Hans Hermann Jansen, zuteil. Er erhielt den neu gestifteten Preis der lippischen Liberalen, mit dem die FDP zugleich an ihren Gründervater erinnert, die Heinz-Krekeler-Medaille. In der Laudatio von Thomas Trappmann heißt es: „Wir ehren heute mit Hans Hermann Jansen einen Musiker und Pädagogen, dessen Tätigkeit weit über seinen Heimatort Detmold hinaus strahlt.“ Jansen engagierte sich über seine beruflichen Tätigkeiten hinaus „unausgesetzt ehrenamtlich für die unterschiedlichsten kulturellen Szenen“, und hervorgehoben wurde auch sein Einsatz fürs Literaturmuseum, das „Lippe von seiner kulturell starken Seite zeigen“ könnte. Seltsam nur, dass dieses Engagement hier preisverdächtig erscheint, von den Entscheidungsträgern in der Stadt hingegen abgewimmelt wurde. Aber unser Freund Jansen hat sich außerdem durch viele andere Meriten für die Auszeichnung empfohlen, und wir gratulieren dem Unermüdlichen herzlich zu dieser verdienten Anerkennung seines Tuns und Denkens!

Eine überaus positive Erfahrung schenkte uns das Wochenende vom 13. auf den 14. September 2008. Der Kranzniederlegung an Grabbes Grab an seinem Todestag (dem 12. September) folgt üblicherweise ein Themenabend im Grabbehaus. Das war in diesem Jahr schlecht möglich, weil am selben Abend der Lippische Heimatbund sein hundertjähriges Bestehen mit einem Konzert im Schloss feierte. Darum verlegten wir uns auf die darauf folgenden Tage, und zwar gemeinsam mit der Peter-Hille-Gesellschaft. Und wieder erwies sich das gemeinsame Planen mit einer anderen Gesellschaft als förderlich und fruchtbar für beide Seiten. Das Wochenende startete im Weberhaus Nieheim mit einem Doppelvortrag von Dr. Michael Kienecker und dem Verfasser zum Thema „*Der freie Geist ist sich eigene Norm*“ – Hille, Grabbe, die Jungdeutschen und die Revolution von 1848. Erneut stand also die 160. Wiederkehr des Revolutionsjahres auf der Tagesordnung, gespiegelt und gebrochen durch das Anschauungs-Prisma unterschiedlicher, aber durchaus vergleichbarer Dichter. Hernach stellten in Nieheim Schüler ihre Arbeiten zu Hille-Zitaten in einer kleinen Kunstausstellung vor, die eifrig diskutiert wurde, und dann zog die Zuhörerschaft nach Detmold hinüber, nahm an einer vom Verfasser und vom Geschäftsführer geleiteten Stadtführung teil, zu der auch der Hauptreferent des Abends bereits angereist war, und diskutierte lebhaft mit Prof. Peter Brandt über seinen Vortrag *Die Revolution 1848/49*, der sich in diesem Band nachlesen lässt. Peter Brandt, Sohn des ehemaligen Bundeskanzlers Willy Brandt, ist Lehrer für Neuere Geschichte an der FernUniversität Hagen. Wir freuen uns, dass er der Einladung der Grabbe-Gesellschaft folgte und gleichsam ein Koordinatensystem der bürgerlichen Revolution vorstellte, jene objektiven Zusammenhänge, die literarisch Interessierte, beeindruckt von den subjektiven Einschätzungen und Impulsen ihrer Mittelsmänner, der Dichter, gern aus den Augen verlieren.

Der Sonntag darauf war der blutjung verstorbenen russischen Dichterin Elisabeth Kulmann (1808-1825) gewidmet – Peter Hille hatte ihre Gedichte einst „entdeckt“ und in Deutschland bekannt zu machen versucht. Irene Gramlich aus Bürgstadt stellte Leben und Werk der Petersburger Lyrikerin vor, und seinen Abschluss fand das gemeinsame Wochenende mit der Hille-Gesellschaft im Konzertsaal der Abtei Marienmünster, wo in einem von Hans Hermann Jansen mit Studierenden des Hochbegabtenzentrums an der Hochschule für Musik in Detmold geleiteten Matinee-Konzert nach Liedern und Sonaten von Haydn, Brahms und Schubert Robert Schumanns Vertonungen von Gedichten Elisabeth Kulmann dargeboten wurden. Das Erlebnis der Musik, die Begegnung mit kaum bekannter Dichtung, der lebendige und durch die jeweils andere thematisch-methodische Ausrichtung förderliche Austausch machte Lust auf weitere gemeinsame Abenteuer, Wahrscheinlich ist das wissensdurstige Zusammengehen mit anderen Gesellschaften, die wie wir Nachwuchssorgen haben und sehr genau um die Grenzen ihrer Wirksamkeit wissen, derzeit der beste Weg, Missmut und Zukunftsangst zu überwinden. Für den Verfasser bestätigte sich dieser Verdacht wenig später bei der ALG-Jahrestagung 2008 in Nürnberg. Dort gab es viel Anschauungsunterricht zur Frage, wie erfinderisch ein Literaturpfleger sein muss, damit sein Schützling nicht nur überlebt, sondern bei guter Gesundheit bleibt und wahrgenommen wird.

Ausblicke? Der Grabpreis muss wieder her. Unsere Beiträge für das „Hermann-Jahr“ 2009 müssen auf den Tisch. Die Vorbereitungen fürs Freiligrath-Jahr 2010 beginnen bereits Gestalt anzunehmen. Mit dem Lippischen Landestheater sollte kooperiert werden: Dort ist für den 1. Februar 2009 eine Premiere von Grabbes *Hermannsschlacht* geplant, die den Untertitel „eine deutsche Betrachtung“ bekommen hat: „Basierend auf Grabbes Stück“, lassen sich der Intendant und sein Chefdramaturg in den Lippischen Mitteilungen (77/2008) vernehmen, „sind Ursprung, Wirkung und (Mißbrauchs-)Geschichte eines nationalmythischen Stoffes zu erschließen.“ Und wir freuen uns auf die Osnabrücker Erstaufführung von Grabbes *Hermannsschlacht* am 24. Mai 2009; der Verfasser ist zur Vorbereitung dieses Projekts am 9. März zu einem Vortrag dorthin eingeladen. Sie sehen: Es gibt eine Menge zu tun.

KURT ROESSLER

## Freiligrath-Arbeitskreis 2007/08

*Treffen des rheinischen Teils des Freiligrath-Arbeitskreises zur Feier des zehnjährigen Bestehens am 2. Februar 2007 im Haus Roessler in Bornheim/Rhld.*

Der Verfasser führte die 32 Teilnehmer in Gründung und Wirken des Arbeitskreises ein und zeigte Bilder von der Anbringung der Freiligrath-Plakette am Melos-Haus in Großmonra im September vorigen Jahres. Es folgte ein Vortrag Prof. Dr. Rudolf Druх (Univ. Köln): *Freiligrath und der Prometheus-Mythos im Vormärz*. Anschließend führten Annelie Ewald-Bouillon (Sopran) und Rainer Schrapers (Klavier) den *Zyklus Mein Rhein* von Carmen Sylva in der Vertonung von August Bungert auf. Ein einfaches Buffet mit rheinischem Wein und kölschem Bier schloss den Abend ab.

*Treffen des Freiligrath-Arbeitskreises (westfälisch-lippischer Teil und neue Bundesländer) am 10. März 2007 im Grabbe-Haus, Detmold*

Das Treffen war mit dem Kolloquium *Die Werkausgaben Freiligraths* verbunden. Es nahmen 19 Personen teil. Nach der Begrüßung durch Dr. Peter Schütze folgten die Vorträge *10 Jahre Freiligrath-Arbeitskreis* (Verfasser), *Freiligraths Werkausgaben bis 1914* (Konrad Hutzelmann, Münster), *Freiligraths Werkausgaben ab 1914* (Manfred Walz, Stuttgart), *Zur Neuherausgabe des Werkes von Herwegh* (Ingrid Pepperle, Berlin), *Zur Neuherausgabe des Werkes von Weerth* (Bernd Füllner, Düsseldorf), *Neuerwerbungen der Lippischen Landesbibliothek* (Detlev Hellfaier, Detmold), *Zur Varnhagen-Gesellschaft* (Nikolaus Gatter, Köln), *Die Anbringung der Freiligrath-Plakette am Melos-Haus in Großmonra* (Verfasser). Eine Diskussion der Vorbereitungen zum 200. Geburtstag Freiligraths im Jahre 2010 schloss den wissenschaftlichen Teil ab. Die Teilnehmer trafen sich am Abend im Restaurant Braugasse 2 bei Familie Ratmeier. Das Kolloquium gab wertvolle Hinweise auf die mögliche Aufarbeitung des literarischen Erbes Freiligraths in naher Zukunft. Die Vorträge wurden nicht publiziert.

*Relevante Einzelvorträge des Verfassers im Jahre 2007*

Am 16. März in der Volkshochschule Meckenheim (Heimatverein Niederbachem): *Ferdinand Freiligrath und der Rolandsbogen*; am 19. März vor dem Heimatverein Oberdollendorf: *Der Rolandsbogen. Zentraler Ort der lyrischen Landschaft des Mittelrheins* (150 Zuhörer); am 4. Mai Themenabend der Grabbe-Gesellschaft im Grabbe-Haus als Vorbereitung für die Herbstexkursion: *Der Rolandsbogen – Lyrische Landschaft Mittelrhein*.

*Freiligrath in der Frankfurter Anthologie der FAZ vom 18. August 2007*

Die von Marcel Reich-Ranicki betreute *Frankfurter Anthologie* in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* brachte in der Ausgabe vom 18. August 2007 (Nr. 191) auf Seite Z4 der Sammlung *Bilder und Zeiten* den Text von Freiligraths Gedicht *Prinz Eugen, der edle Ritter* und einen zwar einfachen, aber gut meinenden und verständlichen Kommentar *Venus siegt über Mars* von Hans Christoph Buch. Man freut sich doch allemal, wenn die großen Lyrikfürsten dem armen Freiligrath ein Scherflein geben. Es sei aber noch vermerkt, dass – im Gegensatz zu dem Kommentar *Vor der Revolte* von Wolfgang Werth zum Gedicht *Das Hungerlied* von Georg Weerth in der *Frankfurter Anthologie* der *FAZ* vom 19. Juli 2003 (s. *Grabbe-Jahrbuch* 2003, S. 196-198) – diesmal der kostenfreie Abdruck in unserem Jahrbuch nicht gestattet wurde. Schade, dass es den Zeitungsverlagen heute so schlecht geht.

*Aufführung der szenischen Verdichtung „... trotz alledem“ – Ferdinand Freiligrath, der Trompeter der Revolution“ im Kulturhaus Oberwesel am 29. und 30. September sowie am 2. Oktober 2007*

Der Kulturelle Arbeitskreis Mittelrhein „DIE TREIDLER“ e.V. St. Goar hat unter der bewährten Ägide von Jürgen Helbach, inzwischen Mitglied des Beirats der Grabbe-Gesellschaft und des Freiligrath-Arbeitskreises, im September 2007 eine Folge von Szenen zu Freiligraths Leben aufgeführt. Unter der Regie von Hotte Schneider trugen an die 20 Laienschauspieler in die Szenen eingebunden Texte von Freiligrath und seinen Freunden vor. Ines Linden (Sopran) und Carsten Braun (Klavier und Komposition) begleiteten musikalisch. Die Auftritte des Mainzer Barden Jürgen Thelen, der unter dem Künstlernamen Thelonius Dilldapp weite Bekanntheit genießt, waren in die Szenen eingestreut und gerieten zu den Höhepunkten der Abende. Das Zusammenspiel des professionellen Künstlers mit der



Plakat der Aufführungen  
in Oberwesel im Herbst 2007

Laienspielschar war vorbildhaft. Der Verfasser engagierte Herrn Thelen spontan für weitere Veranstaltungen des Freiligrath-Arbeitskreises. Nicht zuletzt die Begeisterung der insgesamt über 400 Zuhörer ließen diese Aufführungen zu einem Kulturereignis des Mittelrheintals werden. Sie wurden im Rahmen des Kultursommers Rheinland-Pfalz von der Landesregierung gefördert. Der Mainzer Landtagspräsident Joachim Mertes hatte die Schirmherrschaft übernommen und war mit dem Landrat des Rhein-Hunsrück-Kreises und den Bürgermeistern der umliegenden Städte bei der Erstaufführung anwesend. Hierbei übermittelte auch der Verfasser die Grüße und Glückwünsche der Grabbe-Gesellschaft und des Freiligrath-Arbeitskreises. Zwei von Jürgen Helbach herausgegebene Hefte mit Informationen zu Freiligraths Leben und seinen Aufenthalt in St. Goar in den Jahren von 1842 bis 1844 und den Texten der Aufführung ergänzten das vorzügliche Gesamtprojekt.

Es sei hier auch an die szenische Aufführung *HCA's Zeitreise – Hans Christian Andersen – Ein Freund fürs Leben* durch DIE TREIDLER im Juli und August 2005 im großen Keller der Burg Rheinfels erinnert, die die zunächst freundschaftlichen, zuletzt aber kritischen Beziehungen von Andersen zu Freiligrath ins Visier nahm.

*Große Herbstexkursion der Grabbe-Gesellschaft und des Lippischen Heimatbundes zum Thema „Lyrische Landschaft Mittelrhein“ vom 1. bis 5. Oktober 2007*

Unter Führung des Verfassers und vom bewährten Reiseunternehmen Hänschens Reisedienst in Detmold durchgeführt, bewegte sich die Exkursion vom Siebengebirge (Neu-Glück, Kloster Heisterbach, Petersberg, Bad Honnef, Rolandsbogen, Kloster Nonnenwerth, Unkel, Apollinariskirche, Schloss Arenfels) zum südlicheren Mittelrhein (Hammerstein, Ehrenbreitstein, Burg Lahneck, Oberwesel, St. Goar – wo Jürgen Helbach durch die Ruine der Burg Rheinfels führte und ein Festessen im Freiligrath-Saal des Schlosshotels stattfand, bei dem Jürgen Thelen wiederum seine Lieder sang) bis hin zur Lorelei, Bacharach, Assmannshausen und Geisenheim. Sie endete auf Schloss Johannisberg im Rheingau. Dabei wurde überall, insbesondere durch den Gedichtvortrag von Dr. Peter Schütze, die lokale Lyrik angesprochen: von Clemens Brentano bis Guillaume Apollinaire und Erich Kästner.

*Ausstellung „Rolandsbogen heute“ vom 22. September bis 26. Oktober 2007*

Finissage der vom Verfasser organisierten Ausstellung mit moderner Malerei und Graphik zum Rolandsbogen im Freiligrath-Keller des Restaurants am 26. Oktober, verbunden mit dem Weinlesefest des „*Literarischen Weinbergs Ferdinand Freiligrath*“. Nach der Ansprache des Verfassers als Winzer vom Rolandsbogen

folgten *Altbanner Lieder* gesungen von Roswitha Scheer (Mezzosopran), Sankt Augustin, zur Laute, ein Winzerbüffet und das gemeinsame Singen alter deutscher Volkslieder.

*Grabbejuch im Restaurant Braugasse 2 am 9. Dezember 2007*

Der Abend wurde gestaltet mit einer Bildpräsentation des Verfassers zum Thema *Lyrische Landschaft Mittelrhein nach 1900* als Nachklang der Herbstexkursion und dem Vortrag von Dr. Peter Schütze zum Thema „Hermann“ bei Grabbe und Goethe (*Hermann und Dorothea*). Näheres dazu in seinem Jahresbericht.

*Enthüllung der neu angebrachten Gedenktafel am Meloshaus in Großmonra/Thüringen am 17. Mai 2008*

Wegen des maroden Zustands der Hauswand, an der am 16. September 2006 die Gedenkplakette angebracht wurde, musste diese dort entfernt werden. Sie wird jetzt von einem Findlingstein gegenüber dem Melos-Haus getragen. Die feierliche Enthüllung wurde vom Heimatverein Großmonra organisiert. Nach einer Ansprache des Bürgermeisters Udo Hoffmann und Rezitationen der Vorsitzenden des Heimatvereins, Brunhild Opitz, aus dem Buch des Verfassers: *Ferdinand Freiligrath und Ida Melos in Großmonra* rezitierte Kurt Müller, der die Grabbe-Gesellschaft und den Freiligrath-Arbeitskreis vertrat, das Gedicht *Ruhe in der Geliebten*. Der feierliche Akt wurde von der Singgemeinschaft Kölleda musikalisch umrahmt. Kurt Müller las dann noch im Bürgerhaus aus seinem Buch *Der Reiseantrag*.



Kurt Müller rezitiert am 17. Mai 2008 Freiligrath-Texte vor der neu angebrachten Plakette gegenüber dem Melos-Haus in Großmonra; im Hintergrund Frau Brunhild Opitz und Bürgermeister Udo Hoffmann.

*Relevante Einzelvorträge des Verfassers im Jahre 2008*

Am 16. Januar im Hölterhoff-Stift Bad Honnef im Rahmen des 13. Bad Honnefer Winterseminars: *Im Herzen der lyrischen Landschaft*; am 24. Januar vor dem Geschichtsverein Soest e.V. in den Kulturräumen der St. Petrigemeinde am Marktplatz: *Kaufmann und Dichter. Ferdinand Freiligrath (1810-1876)*; am 13. September im Grabbe-Haus als Einführung für die Herbst-Exkursion: *Brabant, der belgische Sprachenstreit und Georges Lemaitre*.

*160. Jahrfest der Deutschen Revolution von 1848 in Großen Saal der Alten Schule am Wall in Detmold am 19. März 2008*

Die Feierstunde der Grabbe-Gesellschaft und des Freiligrath-Arbeitskreises wurde gestaltet durch den Liedvortrag von Jürgen Thelen, Mainz, zur Laute: *Lieder des Vormärz und der Revolution*, die Gedichtrezitation von Dr. Peter Schütze und den Vortrag des Verfassers: *Freiligrath als Trompeter der Revolution*.

*Große Herbstexkursion der Grabbe-Gesellschaft und des Lippischen Heimatbundes nach Belgien zum Thema Brabant, der belgische Sprachenstreit und Georges Lemaitre vom 22.-26. September 2008*

Diese Exkursion widmete sich nur eingeschränkt literarischen Themen. Sie erwuchs aus dem persönlichen Verhältnis des Verfassers als Organisator zu den Universitäten Leuven und Louvain-la-Neuve und dem sie umgebenden Brabant, vor allem aber seiner intensiven Beschäftigung in seinem Beruf als Astrophysiker mit dem berühmten belgischen Kosmologen Prof. Georges Lemaitre (1897-1966), dem „Vater des Urknalls“. An den einigen Orten der Exkursion wurde aber auch der lokalen Literatur gedacht: Maurice Carême (Wavre), Felix Timmermans (Lier) und Heinrich von Veldeke (Hasselt, der belgischen Partnerstadt Detmolds). Weiter wurden die Städte Charleroi, Louvain-la-Neuve, das wallonische Brabant (unter sachkundiger Führung von Architekt Joseph Tollet), Leuven und seine Universität, sowie Mechelen besucht.

*Feier des Freiligrath-Arbeitskreises zum Tag der Deutschen Einheit am 3. Oktober 2008 im Restaurant Rolandsbogen in Remagen-Rolandswerth*

Nach der Einführung durch den Verfasser und seinem Vortrag *Freiligrath und der Aufruf zur bewaffneten Revolution* trug Jürgen Thelen aus Mainz zur Laute Lieder des deutschen Aufbruchs im Vormärz und der deutschen Revolution vor. Dr. Peter Schütze rezitierte dabei Freiligraths Gedichte von 1846 und 1848/49. Der Abend schloss mit Rheinwein, einem Buffet und dem gemeinsamen Singen von deutschen Volksliedern zum geistigen und politischen Aufbruch im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert.



ERNST FLEISCHHACK

## Zur Einweihung eines Gedenksteines für Ludwig Altenbernd in Augustdorf am 28. September 2007

Zu Recht werden heute mit der Einweihung dieses Denkmals die Blicke auf einen vor nahezu 190 Jahren in hiesiger Gemeinde geborenen Mann gelenkt, der als Dichter in ganz ursprünglichem Sinne gelten darf, bei seiner ihm eigenen Bescheidenheit von sich und seiner Kunst aber kaum Aufhebens gemacht hatte und mittlerweile stark in Vergessenheit geraten ist.

Überschauen wir in kurzen Zügen seinen, Ludwig Altenbernds, Lebens- und Entwicklungsgang.

Als Sohn des damaligen Augustdorfer Schullehrers Altenbernd hatte Ludwig am 24. November 1818 hier am Sennerand das Licht der Welt erblickt, ein an sich kerngesundes Kind, das kregel war und schon frühzeitig gehen lernte. Durch einen auf ganz unglückliche Weise erlittenen Sturz bei übermütigem Spiel trug der kleine Junge dann aber eine so schwere Schädigung des Wirbelsäulenbereichs davon, dass er Zeit seines Lebens unter den Folgen zu leiden haben und zur Fortbewegung auf Krücken angewiesen bleiben sollte. Den Besuch eines Gymnasiums glaubten die Eltern dem körperlich Behinderten nicht zumuten zu dürfen. An ein Universitätsstudium war erst recht nicht zu denken.

Gleichwohl erwies sich Ludwig als ein sehr aufgeweckter, wissbegieriger Junge, der mancherlei Mittel und Wege fand, sich weiterbildenden Wissensstoff anzueignen. In Mathematik und Sprachen erlangte er beachtliche Kenntnisse, aber auch Fertigkeiten in musischen Fächern. Schließlich fühlte er sich im Stande, Jüngeren und Altersgleichen, denen das Lernen schwerer fiel, Nachhilfeunterricht zu geben. Später nahm er dem Vater manche schriftlichen Arbeiten ab. Auch vertrat er ihn zuweilen beim Orgelspiel in der Kirche.

Auf Dauer strebte Ludwig aber schon nach Unabhängigkeit vom Elternhaus, und so entschloss er sich nach dem Erreichen der Volljährigkeit, nach Detmold in die lippische Residenzstadt zu übersiedeln. Anfangs bestritt er dort seinen Lebensunterhalt ausschließlich durch Erteilen von Nachhilfestunden. Später trat er in den Behördendienst ein und versah über viele Jahre hinweg das Amt eines Kammerkalkulators. Da die berufliche Tätigkeit wohl kein Vollzeitjob im heutigen Sinne war und auch nur mäßig vergütet wurde, führte er nebenbei seine private Unterrichtserteilung noch weiter. Kindern aus armen Elternhäusern minderte er dabei nicht selten das zu entrichtende Stundengeld oder erließ es sogar ganz.

Obwohl er sich natürlicherweise nach einer liebenden Lebensgefährtin stets gesehnt hatte, wähnte er sich durch sein erlittenes körperliches Gebrechen doch außerstande, eine Frau auf Dauer glücklich zu machen. So vermied er, eine feste Bindung einzugehen, und blieb trotz mancher freundschaftlichen Beziehungen zeitlebens ein Einsamer, auf sich zurückgeworfen und im Alter spürbar von melancholischen Stimmungen heimgesucht. Ein schweres Darmleiden trat noch hinzu. Am 11. April 1890 ereilte ihn in seiner Detmolder Behausung in der Grabbestraße ein tödlicher Schlaganfall.

War sein äußerer Lebensweg als recht ereignisarm, ja eingegrenzt zu bezeichnen, entfaltete Ludwig Altenbernd in seinen Freistunden aber eine weit gespannte geistige Tätigkeit. Zumal seiner ihm gewiss schon in die Wiege gelegten Befähigung zu sprachlicher Gestaltung gab er die Zügel frei. Ein tiefes Bedürfnis war es ihm, sich von den Fesseln des Alltags innerlich loszukämpfen, das menschliche Ich in den gesamten natürlichen Kreislauf des Werdens und Vergehens eingebunden zu sehen und dem so Erfüllten und Erfahrenen durch poetische Überhöhung nachhaltigen Ausdruck zu verleihen. Dabei sah er von prosaischen Darstellungen gänzlich ab und beschränkte sich auf reine Lyrik, die er im Stile des poetischen Realismus seiner Zeit mit beachtlicher Kunstfertigkeit zu handhaben verstand.

Im Laufe der Jahre, wenn auch nicht im Schnellgang, entstand so ein Gedicht nach dem anderen. Etliche von ihnen schickte er der „Lippischen Landeszeitung“ zur Veröffentlichung zu. Aber erst 1872 entschloss er sich zur Herausgabe eines Sammelbändchens mit dem Titel *Frühlingsblüthen und Herbstblätter*. Fünf Jahre nach seinem Tod erschien bei der Hinrichschen Hofbuchhandlung in Detmold noch ein ergänzendes Bändchen mit dem Titel *Reben und Ranken*. In nachkriegsbedingt recht dürftiger Aufmachung besorgte 1919 die Meyersche Hofbuchhandlung eine Auswahl aus dem Gesamtwerk. In Zeitschriften und Anthologien sind einzelne Gedichte später noch verschiedentlich nachgedruckt worden. Eine weitere Ausgabe in Buchform hat es aber nach 1919 nicht mehr gegeben.

Die Tatsache, dass alle genannten Veröffentlichungen nur im lokalen Bereich erfolgt sind, hat dazu geführt, dass das dichterische Schaffen Altenbernds über Lippes Grenzen hinaus kaum bekannt geworden ist, was es von seiner qualitativen Substanz her so nicht verdient hat. Die hier auf dem Denkstein angebrachte Inschrift „Lippischer Heimatdichter“ ist schon begründet. Ludwig Altenbernd war tief in seiner lippischen Heimat verwurzelt und ihr von Herzen zugetan. In seinem Geburtsort Augustdorf hielt er auch in späteren Jahren immer wieder gern Einkehr. Allerdings empfiehlt es sich, den Begriff „Heimatlichtung“ in seinem Fall nicht zu eng zu fassen. Überschaun wir den Themen- und Motivkreis seines lyrischen Werkes, so stehen neben den Gedichten unter der Rubrik

*Bilder aus dem Teutoburger Wald* zahlreiche weitere der Natur und der Landschaft gewidmete ohne jede lokale Bezugsnahme. Auch spielt die jahreszeitlich bedingte Motivik bei ihm eine große Rolle neben Liebes- und Lebensgedichten ganz allgemeiner Art. Vaterländische Poeme, Zeitgedichte und eine Reihe Gelegenheitsgedichte aus unterschiedlichen Anlässen gesellen sich noch hinzu.

Simple Lob- und Preislieder im Sinne gängiger Heimatpoesie schrieb Altenbernd nicht. Auch wo Örtlichkeiten wie Hangstein, Hartröhren, Donoper Teich, Grotenburg und Hünenkapelle im Titel genannt sind, stehen sie nicht eigentlich im Mittelpunkt des Ausgesagten, sondern fungieren im Grunde nur als Auslöser, um eine innere Stimmungslage des Schreibenden zum Erklingen zu bringen oder das Augenmerk zurück in eine von Geheimnissen umraunte Vergangenheit zu lenken.

Die Senne-Gedichte wiederum vermitteln zwar schon ein höchst anschauliches und realistisches Landschaftsbild, begnügen sich aber nicht damit, sondern nehmen darüber hinaus ganz wesentlich das Lebensgefühl und die Lebenseinstellung der in diesem Landstrich ihr Dasein fristenden Bewohner in den Blick.

„Altenbernds beste Gedichte“, so bringt es der Paderborner Literaturprofessor Winfried Freund in seinem 2003 in den *Lippischen Mitteilungen* erschienenen Beitrag über den Dichter auf den Punkt, „sind Sinnbilder des Einklangs von Mensch und Natur, von lyrischem Ich und der heimischen Landschaft“.

Bezüglich der stilistischen Gestaltung seien anerkennend hervorgehoben die musikalisch-rhythmische Wohlgestalt seiner Verse und deren leicht und natürlich, nie gesucht gesetzten Reime. Besonders beeindruckt der seinen Strophen innewohnende Klanglaut. Er lädt zur Vertonung geradezu ein, wie mit dem folgenden Gedicht – betitelt *Das Vöglein* – ja auch geschehen:

Es kam aus Südens schönern Auen  
Im Lenz ein Vöglein her zu mir  
und es begann sein Nest zu bauen  
im Lindenbaum vor meiner Tür.

Es sang so wehmutsvoll und leise  
und sang so jubelnd, hell und rein.  
O könnt ich ewig deiner Weise,  
dir ewig lauschen, Vöglein!

Und droben in den grünen Zweigen,  
da sang's in duft'ger Morgenfrüh  
und durch des Sommerabends Schweigen  
mir seiner Lieder Melodie.

Doch ach, da hebt es seine Flügel  
Und badend sich im Sonnenstrahl  
Schwebt's fernhin über Wald und Hügel  
Und still und einsam wird das Tal.

Verschwiegen sei allerdings nicht, dass die Art seines Denkens, Empfindens und Sich-Ausdrückens den Menschen unserer Tage, insbesondere den jüngeren, nicht so unmittelbar mehr zugänglich ist. Doch wie sich in den letzten Jahrzehnten erfreulicherweise zunehmend eingebürgert hat, im Ortsbild alten

Bauformen wie dem Fachwerk neues Ansehen zu verschaffen, so bleibt zu wünschen, dass auch auf literarischem Gebiet die Bereitschaft wächst, frühere Zeugnisse der Poesie wieder stärker ans Licht zu rücken und sich zu bemühen, das eigentlich Wertbeständige an ihnen wahrzunehmen.

Manche Heutigen bedauern das Fehlen scharfer sozialkritischer Anklagen in Altenbernds Dichtung im Vergleich etwa zu Georg Weerths hochgeschätzter Prosaskizze *Die Armen in der Senne*. In der Tat verstand sich unser Poet, der die in der Natur bestehenden Ungleichheiten weitgehend auch im Menschenleben als schicksalhaft vorgegeben erachtete, wenig auf jene Tonart. Gleichwohl bekundet z.B. sein Gedicht *Arbeiterinnen der Senne*, das ein Arme-Leute-Mädchen beim Einsammeln von Beeren für die Reichen in der Stadt schildert, wie

auch das große Gedicht *Die Senne*, das uns nachfolgend noch zu Gehör gebracht werden soll, ein beeindruckendes Maß an Liebe und innerer Zuwendung zu den wirtschaftlich minderbemittelten Menschen seiner Heimatregion. Und unübersehbar bleibt dabei sein Bemühen, auch Außenstehenden Blick und Herz für ihre kargen Daseinsbedingungen zu öffnen. Solch sanfte Anstöße mögen, rein politisch betrachtet, wenig Wirksamkeit erzielen – echtes solidarisches Mitempfinden ist ihnen aber in keinem Falle abzuerkennen.

Kommen wir zum Schluss: Die Gemeinde Augustdorf und der Heimatverein haben gut daran getan, ihrem liebens- und schätzenswerten Sohn hier diesen Gedenkstein zu setzen. Möge er mit dazu beitragen, das von ihm Geschaffene und Hinterlassene nicht aus dem Auge zu verlieren, sondern sich dessen auch fernhin noch zu erfreuen!



## Rezensionen

*Goethe, Grabbe und die Pflege der Literatur.* Festschrift zum 65. Geburtstag von Lothar Ehrlich. Holger Dainat / Burkhard Stenzel (Hrsg.) mit einer Einleitung von Paul Raabe, Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2008, 318 S.

Nur wenige Germanisten unserer Tage haben sich so eingehend mit Chr. D. Grabbes Leben und Werk beschäftigt wie der Weimarer Professor für Geschichte der deutschen Literatur Lothar Ehrlich. Es ist daher ein Zeichen des Dankes, wenn sich führende Mitglieder der Grabbe-Gesellschaft an der Geburtstagsgabe beteiligt haben, darunter der Präsident Dr. Peter Schütze mit einem schönen Aufsatz über Hermann den Cherusker im Werk von Goethe und Grabbe. Der Sammelband stellt Arbeiten zusammen, die mehr oder weniger in der Nähe zu Grabbe und seiner Zeit stehen. Die Lektüre ist gut geeignet, unter verschiedenen Aspekten in die Welt Grabbes einzutauchen und neue Wege zu seinem Werk aufzuweisen. Der Bogen ist recht weit gespannt, er reicht von der Bedeutung der Fürstin Anna Amalie für den Weimarer Musenhof über Goethe, Schiller, Arnim bis Otfried Krzyzanowski und die Frage der Bücher-Ordnung in der nach dem Brande von 2004 neu aufzustellenden Anna-Amalia-Bibliothek. Der Leser darf sich beschenkt fühlen durch die Vielzahl der Anregungen für die eigene Lektüre. Nicht überzeugen kann allerdings die Behandlung des schon im Titel falsch zitierten Goethe-Gedichtes (S. 98), das nur dann *Ein Gleiches* heißen darf, wenn es auf *Wandrer's Nachtlied* folgt. Das hat E. Trunz schon 1948 im ersten Band seiner Hamburger Goethe-Ausgabe eindeutig festgestellt. Ärgerlich ist ebenfalls die Auslassung des Schreibers über Goethes Faust II, den er offenbar überhaupt nicht verstanden hat und daher leicht abwerten kann (S. 206). Dies passt erst recht nicht zu Lothar Ehrlichs Arbeit über Faust II, die im Schriftenverzeichnis (S. 316) ausdrücklich genannt wird. Auch Grundfragen der deutschen Metrik sind dem Verfasser offensichtlich unvertraut (S. 207). Schließlich ist die Geburtstagsliste unvollständig; so fehlt der Name des Rezensenten, der nach dem jahrelangen gemeinsamen Bemühen um Grabbe allen Grund hat, Lothar Ehrlich zu danken und ihm alles Gute für die kommenden Jahre zu wünschen. Der im Buch fehlende Glückwunsch sei also an dieser Stelle in aller Form und im Geiste der Freundschaft nachgeholt. Möge die schöne Gemeinsamkeit zwischen Weimar und Detmold sich weiter fortsetzen und vertiefen.

*Werner Broer*

Bernd Füllner: *Georg-Weerth-Chronik (1822-1856)*. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2006 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen, Bd. 20). 188 S.

Obleich das vorher fast vergessene Werk des Schriftstellers, Journalisten und revolutionären Aktivisten Georg Weerth in den letzten Jahrzehnten eine beachtliche Renaissance bei den Vormärz-Forschern erlebte, mangelt es weiter an biographischen Studien zu dieser schillernden Gestalt. Abgesehen von der Biographie Uwe Zemkes aus dem Jahre 1989 existiert keine moderne Monographie, die sich dem Leben Weerths widmet. Hier schließt Bernd Füllners *Georg-Weerth-Chronik* eine Lücke.

Obwohl keine Biographie im klassischen Sinne, zeichnet sie dennoch Weerths Leben so anschaulich nach, dass dem Leser dessen Gestalt plastisch vor Augen steht. Beginnend mit seiner Geburt dokumentiert Füllner akribisch Jahr für Jahr, Monat für Monat Weerths Werdegang als Kaufmann, Journalist und Schriftsteller. Besonders hilfreich für den Leser ist der übersichtliche, konsequent durchgehaltene Aufbau. So werden zunächst unter jedem Jahr die Aufenthaltsorte Weerths, Personen, mit denen er Kontakt hatte, sowie seine Lektüre knapp aufgeführt, bevor die einzelnen Monate detailliert geschildert werden. Biographische und relevante historische Ereignisse, entstandene Texte, Ausschnitte aus zeitgenössischen Rezensionen, Zeugnisse von Zeitgenossen finden ebenso Aufnahme wie Dokumente, die als Illustrationen den Band in vortrefflicher Weise ergänzen. Hier finden sich handschriftliche Gedichte, Daguerreotypien von Weerth und wichtigen Personen aus seinem Leben, zeitgenössische Ansichten von im Text erwähnten Orten, Titelblätter von Zeitungen und Zeitschriften, in denen seine Texte erschienen, zeitgenössische Karikaturen ebenso wie Weerths Reisepässe, die geradezu als Symbol für seine von unablässigen Reisen geprägte Existenz stehen könnten. (Dabei schleicht sich leider auch ein kleiner Fehler ein, da der gleiche Pass zweimal abgebildet ist.) Ergänzt wird die „Chronik“ durch ein hilfreiches, ausführliches Namensregister. Ihr Kernstück bildet jedoch die Korrespondenz Weerths, aus der Füllner sehr bedacht eine chronologische Auswahl trifft. Neben Stellen aus Briefen von und an Weerth zitiert er Ausschnitte aus Briefen von Marx, Engels, Freiligrath u.a., die sich mit Weerth befassen.

Die chronologische Struktur des Buches trägt dazu bei, dass der Leser die Entwicklungen im Leben Weerths hautnah nachvollziehen kann, ohne dass weitschweifige Kommentare des Verfassers dazwischen stünden. Wenn man sich auch manchmal eine etwas ausführlichere Kommentierung wünschen würde (besonders für Nicht-Experten), liegt aber doch gerade in dieser zurückhaltenden Präsenz Füllners eine der Stärken dieses Werkes. Allein durch die klug getroffene Auswahl aus der lebenslangen Korrespondenz zwischen Weerth und

seiner Mutter Wilhelmina eröffnet sich dem Leser, wie sehr die dramatischen politischen und sozialen Veränderungen der Zeit Einzug ins Private halten.

Füllners *Weerth-Chronik* ist ein äußerst kurzweiliges Buch, das dem Leser nicht nur die facettenreiche Person Weerths näher bringt, sondern darüber hinaus auch indirekt ein Porträt jener spannenden Zeit zeichnet. Füllner gelingt es bestens zu zeigen, wie Weerth sowohl als scharfer Beobachter seiner Gegenwart als auch als historischer Akteur (als Journalist, als Revolutionär und als die Alte und Neue Welt bereisender Kaufmann) auf der Höhe seiner Zeit stand. Es wird offensichtlich, wie Weerth tatsächlich gemäß dem Motto aus einem seiner Briefe aus England gelebt hat, den Füllner wiedergibt: „Rasch fährt der Wagen der Zeit, und verloren ist, wer in seinem Leben einen Abend hat“ (S. 47).

Einerseits ist das Buch bestens für Neulinge in Sachen Weerth geeignet, welche das Buch hoffentlich verführen wird, das Werk eines der originellsten deutschen Schriftsteller und Journalisten jener Epoche zu entdecken. Für den Weerth-Kenner bietet es ein Sammelsurium an nützlichen Informationen zu seinem Leben und Werk und wird sich daher als Standardnachschlagewerk etablieren. Als solches wird die „Chronik“ noch weit mehr an Bedeutung gewinnen, wenn all jene bisher nur in oft schwer verfügbaren zeitgenössischen Zeitungen publizierten Artikel und Essays Weerths in einer kritischen Gesamtausgabe veröffentlicht werden, die die seit langem vergriffene und überholte Ausgabe Georg Kaisers aus den 1950er Jahren ersetzen wird. Z.B. wird – durch den Abdruck all jener, in den letzten Jahren neu identifizierten Artikel Weerths in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ (die Füllner in seiner *Weerth-Chronik* bereits aufführt) – seine entscheidende Rolle bei diesem Zeitungsprojekt von Marx offenbar werden. Wie es Füllner in der Nachbemerkung zu seiner „Chronik“ betont, wird man erst durch eine „neue kritische Weerth-Ausgabe [...] ermessen können, welch große redaktionelle Arbeit Weerth an der *Neuen Rheinischen Zeitung* leistete“ (S. 183). Füllners Buch trägt entscheidend dazu bei, das einseitige Bild von Weerth als „erste[m] und bedeutendste[m] Dichter des deutschen Proletariats“ (Friedrich Engels) zu korrigieren und seine mannigfaltigen Rollen – als politischer Journalist und Aktivist, Ökonom, Handels- und Fernreisender – ins Blickfeld zu rücken.

*Raphael Hörmann (Rostock)*

Boris von Haken: *Der „Reichsdramaturg“. Rainer Schlösser und die Musiktheater-Politik in der NS-Zeit*. Hamburg: von Bockel Verlag, 2007

Eingedenk der besonderen Bedeutung von Rainer Schlösser als erstem Präsidenten der Grabbe-Gesellschaft muss eine dem „Reichsdramaturgen“ gewidmete

Untersuchung von Interesse sein. Die Reichsdramaturgie war die wichtigste der vielen offiziellen Ämter, die der „Multifunktionär“ innehatte. Nun liegen Studien vor allem über den Einfluss des Reichsdramaturgen auf das Sprechtheater bereits vor, kaum aber für das Musiktheater. Aus der Vielzahl der vom Autor genutzten Quellen ergibt sich jedoch, dass entgegen dem Obertitel der Untersuchung („der Reichsdramaturg“) der allgemeinere Hinweis auf die „Musiktheater-Politik in der NS-Zeit“ bestimmend wird. Denn es zeigt sich, dass durchgängig, vor allem aber in Kriegszeiten, die Zahl derer, die glaubten, auf das Musiktheater Einfluss nehmen zu sollen, derart wichtig wurde, dass die „Reichsdramaturgie“ zu einer Instanz unter vielen wurde. Für den Leser ist das Neben-, Gegen- und Miteinander, ja die Konkurrenz in Sachen der NS-Musiktheater-Politik insofern schwer nachzuvollziehen, da v. Haken die Quellen fast unkommentiert nutzt und auf biografische Hinweise weitgehend verzichtet. Sogar für Rainer Schlösser belässt es der Autor bei einer stichwortartigen Tabelle seines Werdegangs, ab 1933 ausschließlich seiner NS-offiziellen Funktionen. Darüber hinaus hält er es für ausreichend, auf die umfangliche Studie von Klaus Ralf Konitzer zu verweisen, der Wesentliches zur Biographie Schlössters zu entnehmen sei, freilich ohne diese ins Sekundärliteraturverzeichnis aufzunehmen. Weitere biographische Hinweise und genauere Beschreibungen der Funktionen der mit dem Musiktheater Befassten werden selten benannt. So erfahren wir auch nichts über Fritz Chlodwig Lange, der innerhalb der Reichsdramaturgie für das Musiktheater zuständig war, nichts über den in Sachen Theater einflussreichen Hans Hinkel oder Alfred Rosenberg und seinen „Kampfbund“ oder Hans Severus Ziegler und seine verschiedenen Funktionen, einen Mann, der u.a. die Ausstellung „Entartete Musik“ von 1938 organisiert hatte. Eine Ausstellung übrigens, die v. Haken erwähnt, ohne sie genauer zu charakterisieren. So bleibt häufig unklar, welches Kulturverständnis den Maßnahmen und Interventionen zugrunde lag.

Die Untersuchung umreißt die Arbeit der „Reichsdramaturgie“ zwar detail- und faktenreich, weist aber in Einzelfnem auch Ungereimtheiten auf. Entsprechend seinem Auftrag: „Sichtung und Überwachung der dramatischen Produktion“, versteht ihn Schlösser weniger als rigides Verbotsinstrument, das auch, aber vor allem als „nationalsozialistische Menschenführung“, weshalb er auf die (tatsächlich häufig willfährige) Kooperation mit den Bühnen setzt, die ihre Spielpläne vorlegen und genehmigen lassen müssen und deshalb häufig genug bei vermutlich nicht dem Zeitgeist entsprechenden Opern Selbstzensur üben. Einige der vom Verfasser genannten Beispiele für die Musiktheater-Politik der Reichsdramaturgie sind zwar typisch, aber nicht neu. So z.B. der Fall Hindemith und die Querelen um seine von Furtwängler sehr protegierte Oper *Mathis der Maler*, die letztlich verboten wurde und deshalb 1938 in Zürich uraufgeführt wurde. Die in die Fußnote verbannte Untersuchung, der zufolge vom



Propagandaministerium die Züricher Aufführung „genehmigt“ wurde, bleibt im Wesentlichen unkommentiert. Natürlich sind einige der vom Autor genannten Beispiele bekannt, etwa die Schwierigkeiten, Mendelssohns Musik zum *Sommernachtstraum* zu ersetzen oder musikalisch genehmen Opern ein der Ideologie gemäßes Libretto zu verpassen. Neben aller Willfährigkeit der Theater zeigt sich, dass Schlössers Politik, Einvernehmlichkeit mit den Bühnen zu erzielen, erstaunlich häufig dazu führen konnte, dass Aufführungs-Sondergenehmigungen erteilt wurden. Gerade im Bereich der beim Publikum beliebten Operette war oft ein Ersatz der jüdischen Komponisten oder Librettisten schwierig, wie sich nicht nur am Beispiel der Erfolgsoperetten Lehárs zeigt. Allerdings fehlen hier meist die Textbeispiele für NS-Bearbeitungen, die es gab. Auch v. Hakens Beispiele und Begründungen für Sujets von Operetten der Zeit sind manchmal befragenswürdig. So nennt er zwar einige, aber durchaus nicht alle der ertüchtigen NS-Operetten von Fred Raymond, übrigens allesamt erfolgreich. Ihn nennt der Autor merkwürdigerweise durchgängig Fredy, obwohl sich Raymond nur anfangs seiner Karriere im Wiener Kabarett in den frühen Zwanziger Jahren so nannte, in Deutschland aber nie. Erstaunlicherweise fehlt auch der Hinweis auf die erfolgreichste Berliner Operettenbühne, das Metropoltheater, später auch der Admiralspalast, geleitet von Heinz Hentschke. Fraglich ist auch, ob tatsächlich einige Raymond-Operetten die jeweils aktuelle NS-Politik stützen sollten. Ob z.B. tatsächlich *Saison in Salzburg*, *Salzburger Nockerl* die Annektierung Österreichs legitimieren sollte, kann nicht ernstlich angenommen werden. Abgesehen davon, dass die Zahl der Österreich- oder Wienoperetten nicht besonders erweiterungsbedürftig war, sollten *Salzburger Nockerl* wohl eher *Im weißen Rössl* ersetzen, deren zahlreiche Komponisten oder Librettisten mit Ausnahme von Ralph Benatzky kaum zu „arisieren“ waren und für das zudem Erik Charell die Aufführungsrechte besaß.

Insgesamt sprechen die v. Haken genutzten Quellen dafür, welch verheerende Auswirkungen die Musiktheater-Politik zeitigte. Das belegen auch die hektischen Maßnahmen in den jeweiligen besetzten Gebieten und der egalisierende, den Niveauverlust des Gebotenen einkalkulierende Einfluss der verschiedenen Besucherorganisationen. So reduzierte sich z.B. der Bayreuther Kriegsspielplan wegen der kriegsverwundeten Zuschauer auf die leichtverständlichen *Meistersinger*: Die Erbschaft der zwölf Jahre ist im Fall der Musiktheater-Politik und ihren Auswirkungen nicht nur auf Deutschland, sondern auch die kriegsbedingt okkupierten Länder zwar vorwiegend immateriell, aber vergleichbar katastrophal, ein Anschlag auf die kulturelle Identität und das kulturelle Gedächtnis.

Maria Porrmann (Köln)

Grabbe-Bibliographie 2006/2007  
mit Nachträgen

Textausgaben

1. **Grabbe, Christian Dietrich:** Hannibal [Elektronische Ressource]. – Aus: Christ. Dietr. Grabbe's sämtliche Werke / hrsg. u. eingel. von Rudolf Gottschall. – Erste Gesamtausg. – 3. Aufl. – Leipzig : Reclam, [1875]. – S. [113]-163. – URL: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/grabbe/hannibal>.
2. **Ders.:** Die Hermannsschlacht [Elektronische Ressource]. – Aus: Christ. Dietr. Grabbe's sämtliche Werke / hrsg. u. eingel. von Rudolf Gottschall. – Erste Gesamtausg. – 3. Aufl. – Leipzig : Reclam, [1875]. – S. [165]-211. – URL: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/grabbe/hermann>.
3. **Ders.:** Napoleon oder Die Hundert Tage [Elektronische Ressource]. – Aus: Christ. Dietr. Grabbe's sämtliche Werke / hrsg. u. eingel. von Rudolf Gottschall. – Erste Gesamtausg. – 3. Aufl. – Leipzig : Reclam, [1875]. – S. [9]-112. – URL: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/grabbe/napoleon>.
4. **Ders.:** Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung [Elektronische Ressource]. – Aus: Christ. Dietr. Grabbe's sämtliche Werke / hrsg. u. eingel. von Rudolf Gottschall. – Erste Gesamtausg. – 3. Aufl. – Leipzig : Reclam, [1875]. – S. [213]-259. – URL: <http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/grabbe/scherz>.
5. **Ders.:** Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung [Tonträger] : Literatur, Inszenierung ; leicht gekürzte Lesung / Wiglaf Droste ; Harry Rowohlt. Christian Dietrich Grabbe. Inszenierung: Dennis Kassel/Dicky Hank. Regie/Bearb.: Thomas Krüger und Walter Gödden. – [Köln]: Random House Audio, 2006; Hamburg: Edel Distribution GmbH, 2006. – 2 Audio-CDs. – ISBN: 978-3-86604-333-6, 3-86604-333-3.

*Rez.:*

- Pollmann, Christoph: „Bei Klassikers Zuhause“. – In: Titel-Magazin : Literatur und mehr. – 26.11.2006. – URL: <http://www.titel-magazin.de/modules.php?op=modload&name=News&file=article&sid=5206>.
- Schütze, Peter. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 222f.

6. **Ders.:** Don Juan y Fausto : Christian Dietrich Grabbe ; ed. de Regula Rohland de Langbehn. – 1 ed. – Madrid : Cátedra, 2007. – 263 S. (Letras universales ; 389). – Einheitssachtitel: Don Juan und Faust <span>. – Bibliogr. S. 77-83.

#### Handschriften

7. **Hiller von Gaertringen, Julia:** Kanonenstyl und Mädchendiscant : zwei Neuerwerbungen für das Lippische Literaturarchiv. – Ill. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 43-64.
8. **Moirandat Company AG, Bücher & Autographen <Basel>:** Auktion / Moirandat Company AG. – Basel : Moirandat. – 6.2006 : Auktion in Basel am 23. und 24. Februar 2006. – S. 261 Nr. 580: Titelblatt von „Das Theater zu Düsseldorf“ mit eigenhändiger Widmung Grabbes an seine Frau. – Das Blatt konnte für das Lippische Literaturarchiv nicht erworben werden.

#### Zur Bibliographie

9. **Hiller von Gaertringen, Julia:** Grabbe-Bibliographie 2004 : mit Nachträgen. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 229-236. – URL: [http://www.llb-detmold.de/lla/grabbe\\_bibliographie\\_2004.html](http://www.llb-detmold.de/lla/grabbe_bibliographie_2004.html).
10. **Hiller von Gaertringen, Julia:** Grabbe-Bibliographie 2005 : mit Nachträgen. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 232-234. – URL: [http://www.llb-detmold.de/lla/grabbe\\_bibliographie\\_2005.html](http://www.llb-detmold.de/lla/grabbe_bibliographie_2005.html).

#### Zu Leben und Werk

11. **Kundera, Ludvík:** Noc a sen a modro : literatura nemeckého romantismu. – 1. vyd. – Olomouc: Univ. Palackého v Olomouci, 2004. – 183 S. : Ill. – (Ediční rada Ucebnice). – ISBN: 80-2440903-8. – S. 63-73: Grabbe.
12. **Grabbe, Christian Dietrich.** – In: Die Zeit : das Lexikon in 20 Bänden ; mit dem Besten aus der ZEIT / [Red.-Leitung Lexikon: Joachim Weiß]. – Hamburg : Zeitverl. Bucerius. – Bd. 5. – 2005. – S.594f.
13. **Gadek, Gerd:** Grabbe, Freiligrath und Andersen zum Schiller-Denkmal in Stuttgart. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 112-119.
14. **Hoja, Roland:** Karl Ziegler : Grabbe's Leben und Charakter ; Christian Dietrich Grabbe: Napoleon oder die Hundert Tage. – In: Heines Lektüre-Begegnungen in der „Matratzengruft“ / Roland Hoja. – Bielefeld: Aisthesis, 2006. – S. 274-285. – Außerdem passim zu Grabbe S. 330, 346, 347.
15. **Das letzte Wort der Kunst :** Heinrich Heine und Robert Schumann zum 150. Todesjahr [in der Kunsthalle Düsseldorf und im Heinrich-Heine-Institut, 12. März – 11. Juni 2006] / Hrsg. Joseph A. Kruse. – Kassel : Metzler

- [u.a.], 2006. – XV, 478 S. : zahlr. Ill. – ISBN: 3-476-02152-1. – S. 83, 356, 398-400 zu Grabbe.
16. **Schütze, Peter:** „Wie geht es meinem tragischen Lieblingshelden?“ : Christian Dietrich Grabbes und Friedrich Schillers Nationaldrama. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 8-30.
  17. **Gadek, Gerd:** Bei Grabbe zuhause : Miscelle. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 180.

Zu einzelnen Werken

*Don Juan und Faust*

18. **Capelle, Irlind:** Das Verhältnis der Ouvertüre zu den übrigen Nummern der Schauspielmusik bei Spohr, Marschner und Lortzing : Carl Maria von Weber und die Schauspielmusik seiner Zeit : Bericht über die Tagung der Carl-Maria-von-Weber-Gesamtausgabe in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz am 26. und 27. November 1998 / hrsg. von Dagmar Beck ... – Mainz [u.a.]: Schott, 2003. – S. 255-267. – (Weber-Studien ; 7). – Betr. Musik zu „Don Juan und Faust“ (LoWV 16) etc.
19. **Lindemann, Anna:** Hamlet „in and out“ oder: Wie Hamlet und Grabbes Faust im Theater ihres Geistes spielen. – In: Arcadia : internationale Zeitschrift für Literaturwissenschaft. – Berlin [u.a.]. – 41 (2006), 1, S. 160-186.
20. **Saletta, Ester:** „Faust in der englischen und deutschen Literatur : ein Vergleich. – In: Studia theodisca. – Milano. – 13 (2006), S. 195-221. – S. 208-212 zu „Don Juan und Faust“.
21. **Schmidt, Beate Agnes:** Musik in Goethes „Faust“ : Dramaturgie, Rezeption und Aufführungspraxis / Beate Agnes Schmid. – Sinzig : Studio-Verl., 2006. – 509 S. : Ill., Notenbeisp. – ISBN: 3-89564-122-7. – (Musik und Theater ; 5). – Zugl. Jena, Univ., Diss., 2004 u.d.T.: Schmidt, Beate Agnes: „alles Andere kommt von den Göttern“. – S. 455f. zur Detmolder Uraufführung, des weiteren passim zu „Don Juan und Faust“.
22. **Teletova, Natalia:** Zweimal Don Juan in den Dramen von Grabbe und Puschkin. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 31-42.
23. **Hucke, Karl Heinrich:** „Schuld der Zeit“ : als das Wünschen nicht mehr half ... ; Grabbes Märchenfiguren „Don Juan und Faust“. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 124-156.
24. **Kolberg, Sonja:** „Verweile doch!“ : Präsenz und Sprache in Faust- und Don-Juan-Dichtungen bei Goethe, Grabbe, Lenau und Kierkegaard / Sonja Kolberg. – Bielefeld : Aisthesis-Verl., 2007. – 232 S. – ISBN: 978-3-89528-572-1. – Zugl.: Zürich, Univ., Diss., 2005. – (Drama und Theater

in Geschichte und Gegenwart ; 1). – Darin S. 131-154 zu „Don Juan und Faust“, S. 21-23 zu „Herzog Theodor von Gothland“.

### *Hannibal*

25. **Lenz, Dirk:** Untersuchung und Vergleich der Dramenform in Grabbes *Hannibal* und Goethes *Iphigenie auf Tauris* / Dirk Lenz. – Norderstedt : GRIN-Verl., 2003. – 10 S. – ISBN: 978-3-638-39852-7.
26. **Krause, Burkhardt:** Christian Dietrich Grabbe: „Hannibal“. – In: *Macht und Reichtum Karthagos*; [Begleitbuch zur großen Sonderausstellung des Landes Baden Württemberg „Hannibal ad portas – Macht und Reichtum Kathagos“ im Badischen Landesmuseum Karlsruhe]. – Darmstadt : Wiss. Buchges., 2004. – S. 366f. und S. 375 Nr. 18.
27. **Ned, Günter:** „Hannibal“-Miscellen. – In: *Grabbe-Jahrbuch*. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 76f.

### *Die Hermannsschlacht*

28. **Bemmann, Klaus:** *Arminius und die Deutschen* / Klaus Bemmann. – 1. Aufl. – Essen : Magnus, 2002. – 288 S. : Ill. – ISBN: 3-88400-011-X. – S. 201-208 zu Grabbes „Hermannsschlacht“.
29. **Kuwahara, Hisako:** Die Rezeption des Hermann-Motivs in den deutschen Geschichtsdramen (3) : Christian Dietrich Grabbes „Hermannsschlacht“ (1838). – In: *Bulletin of Keiwa College* 14 (2005), S. 237-253. – In japanischer Sprache.
30. **Howe, Steven:** The early reception of Heinrich von Kleist's „Die Hermannsschlacht“ (1815-48). – In: *Immermann-Jahrbuch*. – 8 (2007), S. 9-27. – S. 20 zur Rezeption durch Grabbe.
31. **Schaffrick, Matthias:** Medialität und Intermedialität von Grabbes „Hermannsschlacht“ : eine systemtheoretische Analyse. – Ill. – In: *Grabbe-Jahrbuch*. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 157-179.

### *Herzog Theodor von Gothland* s.o. Nr. 24

32. **Eke, Norbert Otto:** Schreckbilder : die Revolution als Aufstand der „schwarzen Männer“ – In: *Das Unterhaltungsstück um 1800 : literaturhistorische Konfigurationen – Signaturen der Moderne ; zur Geschichte des Theaters als Reflexionsmedium von Gesellschaft, Politik und Ästhetik* / hrsg. von Johannes Birgfeld ... – 1. Aufl. – Hannover : Wehrhahn, 2007. – S. 3-29. – (Forum für deutschsprachiges Drama und Theater in Geschichte und Gegenwart ; 1). – S. 21-23 zu „Herzog Theodor von Gothland“.

*Napoleon oder die hundert Tage*

s.o. Nr. 14

33. **Arlaud, Sylvie:** Körperwelten in Grabbes „Napoleon oder die hundert Tage“ : Spuren der Moderne? – In: „Napoléon ou les cent-jours“ : Christian Dietrich Grabbe / coord. par Gilles Darras. Sylvie Arlaud ... – Nantes : Éd. du Temps, 2005. – S. 109-129.
34. **François, Jean-Claude:** La fortune française de „Napoléon ou les Cent-Jours“. – In: „Napoléon ou les cent-jours“ : Christian Dietrich Grabbe / coord. par Gilles Darras. Sylvie Arlaud ... – Nantes : Éd. du Temps, 2005. – S. 175-189. – Zur Rezeption des Dramas in Frankreich.
35. **Jenn, Camille:** Temps et contenu politique : la temporalité comme paradigme du politique dans le drame „Napoléon ou les Cent-Jours“ de C. D. Grabbe. – In: „Napoléon ou les cent-jours“ : Christian Dietrich Grabbe / coord. par Gilles Darras. Sylvie Arlaud ... – Nantes : Éd. du Temps, 2005. – S. 43-61.
36. **Laudin, Gérard:** Drame historique et kaléidoscope social, ou le peuple dans l'histoire : le „Napoleon“ de Grabbe et l'„Egmont“ de Goethe. – In: „Napoléon ou les cent-jours“ : Christian Dietrich Grabbe / coord. par Gilles Darras. Sylvie Arlaud ... – Nantes : Éd. du Temps, 2005. – S. 25-42.
37. **Lemonnier-Lemieux, Anne:** Le personnage de Jouve dans „Napoléon ou les Cent-Jours“. – In: „Napoléon ou les cent-jours“ : Christian Dietrich Grabbe / coord. par Gilles Darras. Sylvie Arlaud ... – Nantes : Éd. du Temps, 2005. – S. 147-165.
38. **„Napoléon ou les cent-jours“ :** Christian Dietrich Grabbe / coord. par Gilles Darras. Sylvie Arlaud .... – Nantes : Éd. du Temps, 2005. – 189 S. – (Lectures d'une oeuvre). – ISBN: 2-84274-342-3.
39. **Pille, René-Marc:** L'innovation par le retour aux sources : la scène du Palais-Royal dans „Napoléon ou le Cent-Jours“. – In: „Napoléon ou les cent-jours“ : Christian Dietrich Grabbe / coord. par Gilles Darras. Sylvie Arlaud ... – Nantes : Éd. du Temps, 2005. – S. 131-145.
40. **Raith, Markus:** Grabbes „dramatisch-epische Revolution“ : zum Verhältnis der Gattungen in „Napoleon oder die hundert Tage“. – In: „Napoléon ou les cent-jours“ : Christian Dietrich Grabbe / coord. par Gilles Darras. Sylvie Arlaud ... – Nantes : Éd. du Temps, 2005. – S. 63-82.
41. **Schneilin, Gérard:** Tragique, ironie et grotesque dans „Napoléon ou les Cent-Jours“. – In: „Napoléon ou les cent-jours“ : Christian Dietrich Grabbe / coord. par Gilles Darras. Sylvie Arlaud ... – Nantes : Éd. du Temps, 2005. – S. 11-24.
42. **Wintermeyer, Rolf:** Pathos als Weltgeist : Grabbes Geschichtsspektakel oder das Unbehagen an der eigenen Gegenwart. – In: „Napoléon ou les

- cent-jours“ : Christian Dietrich Grabbe / coord. par Gilles Darras. Sylvie Arlaud ... – Nantes : Éd. du Temps, 2005. – S. 83-108.
43. **Gallèpe, Thierry**: Didascalies internes et construction de la représentation : l'exemple de „Napoleon oder die hundert Tage“ de Chr. D. Grabbe. – In: Nouveaux cahiers d'allemand : NCA ; revue de linguistique et de didactique / publ. avec le concours du Centre de Recherches Germaniques de l'Université de Nancy II. Association des Nouveaux Cahiers d'Allemand, ANCA ; Association pour le Développement des Etudes d'Allemand en France, ADEAF. – Nancy : Univ. – 24 (2006), 1, S. 21-35.
44. **Kraus, Dorothea**: „Statt an Taten zehrt man jetzt an Erinnerung“ : Genie und Historismus in Christian Dietrich Grabbes „Napoleon oder die hundert Tage“. – In: Sprache und Literatur. – Paderborn. – 37 (2006), S. 59-81.
45. **Nickel, Gunther**: „Erkenne die Lage“ : das Geschichts-drama im frühen 19. Jahrhundert ; Kleist – Grabbe – Büchner. – In: Amüsement und Schrecken : Studien zum Drama und Theater des 19. Jahrhunderts / Franz Norbert Mennemeier, Bernhard Reitz (Hrsg.). – Tübingen : Narr, 2006. – S. 97-118. – S. 105-108 zu „Napoleon oder Die hundert Tage“.
46. **Polaschegg, Andrea**: Des Sarans dickste Bohne [Elektronische Ressource] : Grabbe, Kleist und Napoleon ; Vortrag im Rahmen des KLUB GESCHICHTE: „Napoleon oder Die hundert Tage“ am Maxim Gorki Theater Berlin. 24. Oktober 2006. – 10 Bl. – URL: <http://www.gorki.de/fundus/download.php?id=11011>. – Ausdruck im Lippischen Literaturarchiv.
47. **Yom, Syng S.**: Kunst und Wirklichkeit in Konkurrenz : Grabbes „Napoleon“ (1998). – In: Beiträge zur deutschen Literatur 1780-1980 : ein ost-westlicher Brückenschlag / Syng Sup Yom. – Bern [u.a.] : Lang, 2006. – (Deutsch-ostasiatische Studien zur interkulturellen Literaturwissenschaft ; 4). – S. 85-99. – Zuerst in: *Togil-munhak* : Koreanische Zeitschrift für Germanistik. – Seoul. – 39 (1998), 4, S. 97-114.
48. **Beßlich, Barbara**: Der deutsche Napoleon-Mythos : Literatur und Erinnerung 1800-1945 / Barbara Beßlich. – Darmstadt : Wiss. Buchges., 2007. – 504 S. – ISBN: 3-534-20025-X, 978-3-534-20025-2. – Zugl.: Freiburg, Br., Univ., Habil.-Schr., 2005. – Darin S. 245-262 u.ö. zu „Napoleon oder Die hundert Tage“.
49. **Frantz, Benedikt**: Die unmenschliche Geschichte : eine Interpretation von Christian Dietrich Grabbes Drama „Napoleon oder die hundert Tage“ auf Grundlage einer genaueren Untersuchung der Funktion der Polyperspektivität / Benedikt Frantz. – [2], 27 Bl. – Göttingen, Univ., Studienarb., 2007.

*Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung Tage*

50. **Drux, Rudolf:** Literaturtheater oder von der tieferen Bedeutung der Ironie in Ch. D. Grabbes Komödie. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 94-106.
51. **Jessen, Jens:** Die Rache der Kinder : die deutsche Literatur hat ihre eigene Humortradition ; sie ist nicht satirisch, sondern spielt am Abgrund des Absurden. – In: Die Zeit. – Hamburg. – 27.12.2007. – S. 45f. – Auch zu „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“.

## Zur Wirkungsgeschichte

s.o. Nr. 34

52. **Niessen, Carl:** Johannes Schröder : ein Meister der Szene / Carl Niessen. Mit Beitr. von Erich Ziegel, Saladin Schmitt u. Diedrich Diederichsen. Hrsg.: Johannes Bertram. – Hamburg : Hamburger Kulturverl., 1963. – 82 S. : Ill. – S. 31f. und Abb. 18: Grabbe, „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, Rattengifts Zimmer, Bühnenbild für die Inszenierung an den Kammerspielen Hamburg 1931; S. 71f. zur Bochumer Grabbe-Woche 1941.
53. **Eicher, Thomas:** Spielplanstrukturen 1929-1944. – In: Theater im „Dritten Reich“ : Theaterpolitik, Spielplanstruktur, NS-Dramatik. Hrsg. von Henning Rischbieter. – Seelze-Velber: Kallmeyer, 2000. – S. 279-486. – S. 348-351 zu Grabbe.
54. **Silhouette, Marielle:** Grabbe à la scène entre 1870 et 1933 : quelques exemples. – In: „Napoléon ou les cent-jours“ : Christian Dietrich Grabbe / coord. par Gilles Darras, Sylvie Arlaud ... – Nantes : Éd. du Temps, 2005. – S. 165-174. – Zur Bühnenrezeption von Grabbes Dramen in Deutschland 1870-1933.
55. „Nicht Shakespeare, nicht Goethe – Schillers Feuer machte mich zum Dichter“ : Grabbe-Jahrbuch 2005 / im Auftr. der Grabbe-Gesellschaft hrsg. von Kurt Roessler und Peter Schütze. – Bielefeld : Aisthesis-Verl., 2006. – 240 S. : Ill. – ISBN: 3-89528-544-7 – (Grabbe-Jahrbuch; 24).
56. **Schmidt, Christoph:** Nationalsozialistische Kulturpolitik im Gau Westfalen-Nord : regionale Strukturen und lokale Milieus (1933-1945) / Christoph Schmidt . – Paderborn [u.a.] : Schöningh, 2006. – XIV, 511 S. : Ill., graph. Darst. – (Forschungen zur Regionalgeschichte ; 54 ). – Zugl.: Münster (Westfalen), Univ., Diss., 2003 u.d.T.: Schmidt, Christoph: Zwischen reichspolitischem Dirigismus und lokaler Teilautonomie: kommunale NS-Kulturpolitik im Parteigau Westfalen-Nord (1933-1945). – S. 449-459 zu den Detmolder Grabbe-Tagen 1936-1944.



57. **Ferentschik, Klaus:** Die ‚Pataphysik‘ ist die tiefere Bedeutung. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 81-93. – Zur Grabbe-Rezeption durch Alfred Jarry.
58. **„Kein schöner Ding ist auf der Welt, als seine Feinde zu beißen“:** Grabbe-Jahrbuch 2006 / im Auftr. der Grabbe-Gesellschaft hrsg. von Kurt Roessler und Peter Schütze. – Bielefeld : Aisthesis-Verl., 2007. – 239 S. : Ill. – ISBN: 978-3-89528-644-5. – (Grabbe-Jahrbuch; 25).
59. **Rühle, Günther:** Theater in Deutschland 1887-1945 : seine Ereignisse – seine Menschen. – Frankfurt/M. : Fischer, 2007. – 1282 S. – Vielfach zu Grabbe auf dem deutschen Theater 1887-1945.

#### *Grabbe-Preis 2004*

60. **Ansprachen zur Verleihung des 4. Christian-Dietrich-Grabbe-Preises** am 11. Dezember 2004 im Grabbe-Haus, Detmold. – Ill. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 78-87. – Enth.: Ansprachen von Rainer Heller, Bürgermeister von Detmold, Dr. Peter Schütze, Präsident der Grabbe-Gesellschaft, Martin Linzer für die Jury des Grabbe-Preises und Johannes Schrettle, Grabbe-Preisträger 2004.
61. **Krause, Fritz U.:** Grabbe-Preis und Modernität [Vortrag beim Grabbe-Punsch 2004 im Grabbe-Haus, Detmold]. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 88-96.

#### *Grabbe-Gesellschaft*

62. **Jansen, Hans Hermann:** Einen Schritt zurück : zum Stand der Dinge in der Museumskonzeption. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 219f. – Zur Konzeption eines Literaturmuseums für Detmold.
63. **Kathe, Steffen:** Die Detmolder Grabbe-Gesellschaft [Elektronische Resource] : Vorgeschichte und Gründung. – In: Rosenland : Zeitschrift für lippische Geschichte. – 2006, Nr. 3, S. 2-15, Ill. – URL: <http://www.rosenland-lippe.de/rosenland-03.pdf>.
64. **Schütze, Peter:** Jahresbericht 2004/05. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 211-214.
65. **Jansen, Hans Hermann:** Was bleibt? : Zu politischen Beschlüssen der Stadt Detmold aus dem Jahr 2006. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 220f. – Zur Konzeption eines Literaturmuseums für Detmold.
66. **Schütze, Peter:** Grabbes komisches Werk : eine Annäherung ; eine Tagung der Grabbe-Gesellschaft und des Forums Vormärz Forschung, Bielefeld, in Verbindung mit dem Detmolder Landestheater am 29. April 2006 in der Studiobühne des Grabbe-Hauses, Detmold ; Einführung. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 79f.

67. **Ders.:** Jahresbericht 2005/06. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 213-219.

#### Zu Bühnenaufführungen

##### *Don Juan und Faust / Saarbrücken / Saarländisches Staatstheater (2004)*

68. **Schütze, Peter:** Grabbe auf deutschen Bühnen. – Ill. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 65-75.

##### *Die Hermannsschlacht / Heessen / Waldbühne (1937)*

69. **Christians, Monika:** Hier ist des Volkes wahrer Himmel : Sechs Jahrzehnte Volksschauspiel Waldbühne Heessen. – Hamm : Reimann, 1984. – 132 S. : zahlr. Ill. – (Lebendige Stadt ; 3). – S. 69f., 121f. und 122f. sowie Abb. S. 30 und S. 32 zur Inszenierung der „Hermannsschlacht“ auf der Waldbühne Heessen 1937.

##### *Herzog Theodor von Gothland / München / Residenztheater (2004)*

s.o. Nr. 68

##### *Napoleon oder Die hundert Tage*

s.o. Nr. 34

##### *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Naters / Freies Theater Oberwallis (1988)*

70. **Eggel, Martin:** Zwiespältiges Gefühl : „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ von Ch. D. Grabbe in einer Inszenierung des Freien Theaters Oberwallis. – In: Walliser Bote. – Visp. – [1988]. – URL: [http://www.freiestheater.ch/pdf/scherz\\_wb.pdf](http://www.freiestheater.ch/pdf/scherz_wb.pdf).

##### *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Frankfurt / Schauspielhaus (2004)*

s.o. Nr. 68

##### *Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Bamberg / E.T.A.-Hoffmann-Gymnasium (2006)*

71. **Metzner, Wolfgang:** Ist der Teufel ein Journalist, eine Pastorentochter oder eine deutsche Schriftstellerin? [Elektronische Ressource]. – URL: <http://www.bnv-bamberg.de/home/ba1804/theater/50JahreTheater/Satire/Kritik.htm>. – Ausdruck im Lippischen Literaturarchiv.

*Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Detmold / Landestheater (2006)*

72. **Programmheft.** – Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung : nach und mit Grabbe / Durchgesehen, übernommen und neugeschrieben von Marcus Everding. Herausgeber Landestheater Detmold ... Redaktion Dr. Christian Katzschmann, Fotos Michael Hörnschemeyer ... Grafik Michael Hahn. – Detmold, 2006. – [72] S. : Ill. – Premiere: 6. Mai 2006.
73. **Franz-Nevermann, Ilse:** Munter gemetzelter Dichter : dreifach seziert ; Grabbe-Premiere im Landestheater. – Ill. – In: Lippische Landes-Zeitung. – Detmold. – 8.05.2006.
74. **Niedringhaus-Haasper, Elke:** Der Teufel trägt rote Pumps : Detmolder Theater spielte Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“. – Ill. – In: Neue Westfälische. – Bielefeld. – Ausg. Bad Oeynhausen. – 4.11.2006.
75. **Ungern-Sterberg, Jutta von:** Eine ungewöhnliche Reflexion des Theaterbetriebes : „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ ; Lustspiel nach und mit Christian Dietrich Grabbe. – Ill. – In: Lippe aktuell. – Detmold. – 6.05.2006.
76. **dies.:** Geistreich umgeschrieben und an Bedeutung gewonnen : Premiere von Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ im Landestheater. – Ill. – In: Lippe aktuell. – Detmold. – 13.05.2006.
77. **Schütze, Peter:** Grabbe auf deutschen Bühnen. – Ill. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 118-123.

*Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Salzburg / Festspiele (2006)*

s.o. Nr. 17, 77

78. **Programmheft.** – Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung : Ein Grabbe Experiment ; Neuinszenierung in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Schauspielhaus in Hamburg / Young Directors Project. Konzept und Redaktion: Nicola Bramkamp. Verantwortlich und Redaktion: Susanne Stähr, Philipp Brieler. Redaktionelle Mitarbeit: Sophia Putteringer. – Salzburg: Roser, 2006. – 47 S. – Premiere: 24. Juli 2006.
79. **Braeg, Dieter:** Grabbe in der Villa Kunterbunt : Salzburger Festspiele 2006. – In: Stadtmagazin. – Mönchengladbach. – 27.07.2006. – URL: <http://www.stadtmagazin.de/kultur/2889/pic/0.html>.
80. **Dössel, Christine:** Junge Regisseure in Salzburg : Roger Vontobel scheitert beim Auftakt. – Ill. – In: Süddeutsche Zeitung. – München. – 25.07.2006.
81. **Dultz, Sabine:** Die Trümmer des eigenen Unvermögens : Salzburg ; Vontobels missratener Grabbe. – In: Münchner Merkur. – München. – 26.07.2006. – URL: [http://www.merkur-online.de/mm\\_alt/nachrichten/kultur/kunstakt/art282,693830](http://www.merkur-online.de/mm_alt/nachrichten/kultur/kunstakt/art282,693830).

82. **Friedl, Anton:** Die dunkle Seite des Christian D. Grabbe : Vontobel experimentiert in Salzburg. – In: Stuttgarter Nachrichten. – Stuttgart. – 26.07.2006.
83. **Gugg, Anton:** Finsteres Faschiertes : Roger Vontobel verhackte in Salzburg Grabbes Hauptwerk zur Schnitzelrevue. – In: Der Standard : Österreichs unabhängige Tageszeitung für Wirtschaft, Politik und Kultur. – Wien. – 25.07.2006.
84. **Klabacher, Heidemarie:** Hölle und kältere Gefilde : Roger Vontobels „Grabbe-Experiment“ zum Beginn des „Young Directors Project“ im Republic – „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“. – Ill. – In: DrehpunktKultur : Salzburgs Kulturzeitung im Internet. – Salzburg. – 25.07.2006. – Ausdruck im Lippischen Literaturarchiv.
85. **Mayer, Norbert:** Mann, Grabbe, sei doch leise genial! : Salzburg ; „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“: Experiment gescheitert. – In: Die Presse. – Wien. – 26.07.2006.
86. **Meyer-Arlt, Ronald:** Kalter Kaffee : aus dem Theaternuseum ; Roger Vontobel inszeniert in Salzburg Grabbes „Scherz, Satire, Ironie ...“. – In: Hannoversche Allgemeine. – Hannover. – 26.07.2006.
87. **Michalzik, Peter:** Schwamm drüber : Grabbes „Scherz ...“ in Salzburg. – In: Frankfurter Rundschau online. – 26.07.2006. – Ausdruck im Lippischen Literaturarchiv.
88. **Der Müll und der Schmerz :** Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ im Rahmen des Young Directors Project / (DM). – Ill. – In: Berchtesgadener Anzeiger. – Berchtesgaden. – 29.07.2006.
89. **Ott, Günter:** Grabbe leer und wüst : ein Experiment in Salzburg. – In: Augsburgener Allgemeine. – Augsburg. – 26.07.2006. – Auch in: Allgäuer Zeitung. – Kempten. – 26.07.2006.
90. **Rothschild, Thomas:** Alles geht im jungen Regietheater : immer und überall ; Grabbe und Vitrac: die ersten zwei Beiträge zum Young Directors Project bei den Salzburger Festspielen. – In: Stuttgarter Zeitung. – Stuttgart. – 2.08.2006.
91. **Schweizer Regisseur floppt an den Salzburger Festspielen/** SDA/baz. – In: Basler Zeitung. – Basel. – 25.07.2006. – Auch in: Nachrichten.ch : Zeitung im Internet. – St. Gallen. – 25.07.2006. – URL: <http://www.baz.ch/druckversion.cfm?objectID=A558294F-1422-0CEF-70180A6965E02871>.
92. **Seegers, Armgard:** Salzburger Festspiele: mehr Leid für gutwillige Zuschauer geht kaum. – In: Hamburger Abendblatt. – Hamburg. – 26.07.2006. – URL: <http://www.abendblatt.de/daten/2006/07/26/590389.html>.

93. **Stadelmaier, Gerhard:** Daß die Hölle lange weile : Teufel auch ; Grabbes Posse „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ wird versenkt. – Ill. – In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. – Frankfurt/M.. – 26.07.2006.
94. **Strobl, Ernst P.:** Aus der Grabbelstube : Roger Vontobel inszeniert Grabbe-Lustspiel beim Young Directors Project. – In: Salzburger Nachrichten. – Salzburg. – 26.07.2006. – URL: <http://www.salzburg.com/cgi-bin/sn/printArticle.pl?xm=2217726>.
95. **Trauth-Marx, Doris M.:** Kein Zugang zum Kuhfuss : Salzburger Festspiele ; „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ von Christian Dietrich Grabbe. – Ill. – In: Die Rheinpfalz. – Ludwigshafen. – 27.07.2006.
96. **Urbanek, Julia:** Die höchst mühselige Sinnsuche im Sauhaufen. – In: Wiener Zeitung. – Wien. – 26.07.2006. – URL: <http://www.wienerzeitung.at/DesktopDefault.aspx?TabID=3905&Alias=wzo&cob=241446&currentpage=0>.
97. **Weinzierl, Ulrich:** Grabbe im Regie-Wettbewerb : Sogar Detmold hat seinen eigenen Dichter: Christian Dietrich Grabbe wurde hier 1801 geboren und hat sich 1836 ebendort zu Tode gesoffen. – In: Die Welt. – Berlin. – 26.07.2006. – URL: [http://www.welt.de/print-welt/article231679/Grabbe\\_im\\_Regie-Wettbewerb.html](http://www.welt.de/print-welt/article231679/Grabbe_im_Regie-Wettbewerb.html).

*Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Salzburg-Hamburg / Deutsches Schauspielhaus (2006)*

98. **Programmheft.** – Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung : ein Grabbe Experiment ; eine Kooperation mit den Salzburger Festspielen im Rahmen des „Young Directors Project“ / Herausgeber Deutsches Schauspielhaus in Hamburg ... Redaktion Nicola Bramkamp, redaktionelle Mitarbeit Katinika Deecke. – Hamburg: Langebartels & Jürgens, 2006. – 1 Faltbl. : Ill. – Premiere: 15. Oktober 2006.
99. **Felixmüller, Catarina:** Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung: Grabbe Experiment. – [Sendung am 16.10.2006 im] Hörfunkprogramm NDR 90,3, Sendung: Abendjournal. – Ausdruck im Lippischen Literaturarchiv.
100. **Nellissen, Monika:** Grabbe-Debakel : Schauspielhaus-Regisseur Roger Vontobel hat weder Satire noch Ironie verstanden. – In: Die Welt. – Hamburg. – 17.10.2006. – URL: <http://www.welt.de/print-welt/article160088/Grabbe-Debakel.html>.
101. **Oberacker, Susann:** Gurgeln aus dem Hintertürchen : dilettantisch und langweilig. – In: Hamburger Morgenpost. – Hamburg. – 17.10.2006.
102. **Oehmsen, Susanne:** Im Malersaal wird tief nach Bedeutung gegraben. – In: Hamburger Abendblatt. – Hamburg. – 17.10.2006. – URL: <http://www.abendblatt.de/daten/2006/10/17/625555.html>.

*Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Bernburg / Theater der Werktätigen Jüterbog (2007)*

103. **Programmheft.** – Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung : von Christian D. Grabbe / Theater der Werktätigen Jüterbog 1949. – o.O., 2007. – 1 Faltbl. – Aufführung: 24.02.2007.
104. **Boese, Katrin:** Skurrile Szenen in staubfreier Komödie ; 140 Akteure spielen in Bernburg bei den Amateurtheatertagen. – Ill. – In: Mitteldeutsche Zeitung / Bernburg. – Halle an der Saale. – 26.02.2007.

*Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Braunschweig / Theatergruppe der Technischen Universität (2007)*

105. **Programmheft.** – Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Theatergruppe des Seminars für deutsche Sprache und Literatur der TU Braunschweig; Prinzing, Dieter [Bearb.]. – o.O., 2007. – 1 Faltbl., Beil. – Premiere: 3.11.2007.
106. **Hilpert, Harald:** Wenn der Teufel friert : TU-Theatergruppe spielt Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“. – Ill. – In: Braunschweiger Zeitung. – Braunschweig. – 7.11.2007.

*Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Dresden / Allraunen Theater (2007)*

107. **Programmheft.** – Allraunen Theater und Theaterhaus Rudi präsentieren : Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung von Christian Dietrich Grabbe / Allraunen Theater Dresden. – o.O., 2007. – 1 Faltbl. – Premiere: 1.08.2007.
108. **Diederichs, Beate:** Niemals banal! : Allraunentheater fordert Darsteller und Publikum mit anspruchsvollen Stücken. – Ill. – In: Dresdner Stadtzeitung. – Dresden. – Okt./Nov. 2007.
109. **Hintersinniges Sommertheater mit tollem Canaletto-Blick.** – Ill. – In: Dresdner Morgenpost. – Dresden. – 31.07.2007.
110. **Ruf, Christian:** Komik, die aus Schmerz entsteht : das Allraunen Theater zeigt im Garten des Hotels The Westin Bellevue ein Lustspiel von Grabbe. – Ill. – In: Sächsische Zeitung. – Dresden. – 8.08.2007.
111. **Seidel, Norbert:** Des Teufels Sommerurlaub : das Allraunen-Theater mit einer Premiere. – In: Dresdner Neueste Nachrichten. – Dresden. – 3.08.2007.
112. **Standfest, Ringo:** Hölle, Schnaps und Teufel : der Allraunen e.V. völlig ungehemmt. – Ill. – In: Dresdner Kulturmagazin. – Dresden. – 18 (2007), 9.

*Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Freiburg / Freie Waldorfschule Rieselfeld (2007)*

113. **Klötzer, Marion:** Der Teufel als Meister aller Illusion : Freie Waldorfschule Rieselfeld spielt Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“. – In: Badische Zeitung. – Freiburg, Breisgau. – 17.07.2007.

*Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Fürstfeldbruck / Neue Bühne Bruck (2007)*

114. **Kügler, Ina:** Graz, Zürich und Bern : Pregartner probt Grabbe-Stück an den Neuen Bühne / (ink). – Ill. – In: Süddeutsche Zeitung. – Regionalanzeiger. West. Landkreis Fürstfeldbruck. – München. – 7.12.2007.
115. **Dies.:** Kleiner Spaß im Spitzweg-Idyll : Ferdinand Pregartner inszeniert das Grabbe-Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie“ an der Neuen Bühne Bruck. – Ill. – In: Süddeutsche Zeitung. – Regionalanzeiger. West. Landkreis Fürstfeldbruck. – München. – 17.12.2007.
116. **Dies.:** Teuflische Intrigen und Seitenhiebe : Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ hat am Freitag Premiere ; Bühnenbild in Handarbeit. – Ill. – In: Süddeutsche Zeitung. – Regionalanzeiger. West. Landkreis Fürstfeldbruck. – München. – 13.12.2007.

*Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Meiningen / Philipp-Melanchthon-Gymnasium Gerstungen (2007)*

117. **Lenz, Ulrike:** Ein grandioser Auftritt : 7. Südthüringische Schultheatertage gingen zu Ende. – Ill. – In: Meininger Tageblatt. – Meiningen. – 31.03.2007. – URL: <http://www.gymnasiumgerstungen.de/ags-mainmenu-283/theater-ag-mainmenu-359/302.html?task=view>.
118. **dies.:** Was für ein Spiel : Theatergruppe des Gymnasiums Gerstungen erntete rosenden Applaus ; das Philipp-Melanchthon-Gymnasium Gerstungen überzeugte vor kurzem mit einer grandiosen Aufführung beim Schultheaterfestival am Meininger Theater. – In: Thüringer Allgemeine. – Erfurt. – 13.04.2007.
119. **Scherz, Satire und Ironie:** Gerstunger begeisterten in Meiningen / (eo/dro). – In: Thüringische Landeszeitung. – Weimar. – 12.04.2007.
120. **Grandiose Aufführung der Gerstunger Schüler in Meiningen / (pm/ule).** – Ill. – In: WartburgkreisOnline. – Eisenach. – 2.04.2007. – URL: <http://www.wartburgkreisonline.de/nachrichten/kultur/news/8/2007.04.02-13486>.
121. **Gerstunger holen sich Theaterpreis :** Gruppe aus dem Melanchthon-Gymnasium gehören zu den besten Schultheaterspielern im Freistaat / (pm/smb). – In: Thüringer Allgemeine. – Erfurt. – 09.07.2007

122. **Theater-AG des Philipp-Melanchthon-Gymnasiums Gerstungen** holt mit dem Stück Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung den Preis / (ep). – In: Thüringische Landeszeitung. – Weimar. – 11.07.2007.

*Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Saarbrücken / Helmholtz-Gymnasium (2007)*

123. **Schlicht, Janina:** „Scherz, Satire, Ironie“ ganz modern : Theater-AG des Helmholtzgymnasiums probt für ihr aktuelles Stück ; Premiere am Freitag. – Ill. – In: Saarbrücker Zeitung. – Saarbrücken. – 23.10.2007.

*Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Wehrheim / Theater der Landjugend (2007)*

124. **Programmheft.** – Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Theater der Landjugend Wehrheim; Velte, Olaf [Bearb.]. – 1 Faltbl. – Premiere: 24.08.2007.
125. **Kreutz, E.:** Kleines Publikum genoss großes Theater : Im Hessenpark gab die Wehrheimer Spielbühne „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ auf der Freilichtbühne / (ek). – In: Usinger Anzeiger. – Usingen. – 22.09.2007.
126. **Ders.:** „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ : großes Theater bei den drei Aufführungen der Spielbühne der Landjugend Wehrheim im Bürgerhaus / (ek). – Ill. – In: Usinger Anzeiger. – Usingen. – 29.9.2007.
127. **Mai, Gerrit:** Scherz, Satire und Ironie erst im August / (mai). – In: Taunus-Zeitung. – Ausg. Bad Homburg. – Frankfurt/M. – 30.06.2007.
128. **Ders.:** In der Hölle wird geputzt. – In: Taunus-Zeitung. – Ausgabe Bad Homburg. – Frankfurt/M. – 22.08.2007.
129. „**Ein tolldreistes, ja aberwitziges Lustspiel ist zu erleben**“ : „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ ; neue Produktion der Landjugend-Spielbühne. – In: Usinger Anzeiger. – Usingen. – 13.07.2007.
130. **Waßner, Anna:** Theaterblut und Lampenfieber. – Ill. – In: Frankfurt Neue Presse : Taunus Zeitung. – Frankfurt/M. – 27.08.2007.

*Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung / Oper von Detlev Glanert / Köln / Oper (2004)*

s.o. Nr. 69



Freiligrath-Bibliographie 2006/2007  
mit Nachträgen

Textausgaben

1. **Freiligrath, Ferdinand:** Todten-Lied für die am 16. October gefallenen Brüder [Elektronische Ressource] : Blutige Nachfeier des königlichen Geburtstages: Der kalte Tod nahm euch in seinen Arm, Da liegt ihr leblos, mit zerschoss'nen Gliedern ... / [Ferdinand Freiligrath]. – [Berlin] : Draeger, 20.10.1848. – 1 Flugbl. : Ill. ; Druckspiegel 18 x 31 cm. – Digitalisierung: Frankfurt/M. : Stadt- und Universitätsbibliothek, 1998. Online seit 2006. – URL: [http://edocs.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2006/5833/pdf/SF+16+109\\_B+11.pdf](http://edocs.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2006/5833/pdf/SF+16+109_B+11.pdf). – Gedicht anlässlich der Beisetzung der am 16. Oktober 1848 in einer gewalttätigen Auseinandersetzung mit der Berliner Bürgerwehr getöteten Arbeiter. Aufruf zur Eintracht und Warnung vor dem ‚Bruderkampf‘, der nur der Reaktion in die Hände spielt.
2. **Campbell, Thomas:** The brave Roland – Roland der Held / Freiligrath, Ferdinand (Übers.). – In: Ein neues Rolands-Album / Kurt Roessler (Hrsg.). – Bornheim: Roessler, 2006. – S. 46-48.  
*Rez.:*  
– Hutzelmann, Konrad. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 226-230.
3. **Die Externsteine :** eine Erzählung und eine Reisebeschreibung / Vorw. von Michael Vogtmeier ; Beitr. von Ferdinand Freiligrath ; Beitr. von Levin Schücking ; Hrsg. Michael Vogtmeier. – Rosdorf : Vogtmeier, 2006. – 62 S. : zahlr. Ill. – ISBN: 3-938554-03-7.
4. **Freiligrath, Ferdinand:** Baurede : Juli 1840. – In: Ein neues Rolands-Album / Kurt Roessler (Hrsg.). – Bornheim: Roessler, 2006. – S. 79-82.
5. **Ders.:** Der eingestürzte Rolandsbogen : Auszüge aus dem Brief vom 11. Januar 1840 an Franziska Schwiter in Köln. – In: Ein neues Rolands-Album / Kurt Roessler (Hrsg.). – Bornheim: Roessler, 2006. – S. 63f.
6. **Ders.:** Der kleine Sitz unter dem Rolandsbogen : Auszüge aus dem Brief vom 22. März 1839 an Ignaz Hub. – In: Ein neues Rolands-Album / Kurt Roessler (Hrsg.). – Bornheim: Roessler, 2006. – S. 57.
7. **Ders.:** Mit Unkraut (1840) : die ersten drei Strophen des Gedichtes. – In: Ein neues Rolands-Album / Kurt Roessler (Hrsg.). – Bornheim: Roessler, 2006. – S. 71.
8. **Ders.:** Roland : Juli 1839. – In: Ein neues Rolands-Album / Kurt Roessler (Hrsg.). – Bornheim: Roessler, 2006. – S. 58-60.

9. **Ders.:** Rolandseck : Unkel, 10. Januar 1840 ; Spendenaufruf in der Kölnischen Zeitung vom 12. Januar 1840. – In: Ein neues Rolands-Album / Kurt Roessler (Hrsg.). – Bornheim: Roessler, 2006. – S.65-68.
10. **Ders.:** Der Treppensturz am Rolandsbogen : Auszüge aus dem Briefstagebuch für Ida Melos (Spätsommer 1840). – In: Ein neues Rolands-Album / Kurt Roessler (Hrsg.). – Bornheim: Roessler, 2006. – S. 83.
11. **Ders.:** Vorwort des Rolands-Alboms : Unkel, über Rolandseck, 31. Juli 1840. – In: Ein neues Rolands-Album / Kurt Roessler (Hrsg.). – Bornheim: Roessler, 2006. – S. 73-77.
12. **Ders.:** Prinz Eugen, der edle Ritter. – (Frankfurter Anthologie). – In: Frankfurter Allgemeine. – Frankfurt/M. – 18.08.2007, Beil. „Bilder und Zeiten“.

#### Handschriften

13. **Hutzelmann, Konrad:** Maria Wagner versus Buchner : ein Nachtrag. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 158-168. – Betrifft die Edition der Briefe Freiligraths an Mathilde Franziska Anneke vom 9.10.1844 und an Levin Schücking vom 16.08.1839 durch Wilhelm Buchner. Mit Neuedition der beiden Brieftexte.
14. **Roessler, Kurt:** Freiligraths Gedicht „Guten Morgen!“ mit dem Schiller-Zitat : ein neuer Manuskriptfund in der Krone Assmannshausen. – Ill. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 121-127.
15. **Hellfaier, Detlev:** „Der Größte der Poeten ...“ : ein unbekanntes Gelegenheitsgedicht Ferdinand Freiligraths aus Barmen (1839). – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 181-185.

#### Zur Bibliographie

16. **Hiller von Gaertringen, Julia:** Freiligrath-Bibliographie 2004 : mit Nachträgen. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 237f. – URL: [http://www.llb-detmold.de/lla/freiligrath\\_bibliographie\\_2004.html](http://www.llb-detmold.de/lla/freiligrath_bibliographie_2004.html).
17. **Hiller von Gaertringen, Julia:** Freiligrath-Bibliographie 2005 : mit Nachträgen. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 235-237. – URL: [http://www.llb-detmold.de/lla/freiligrath\\_bibliographie\\_2004.html](http://www.llb-detmold.de/lla/freiligrath_bibliographie_2004.html).

#### Zu Leben und Werk

18. **Knieriem, Michael:** „Wir wollen dem Wupperthale einen Namen machen ...“ : eine Dokumentation zur Entstehungsgeschichte des Elberfelder Literaturkränzchens 1838-1844 / Michael Knieriem. – Wuppertal : Stadt Wuppertal, 1994. – XX, 146 S. – Briefedition, Freiligrath mehrfach erwähnt.

19. **Guttcke, E.:** Protest der Todten an die Lebenden [Elektronische Ressource] : Herrn F. Freiligrath gewidmet: Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breitgespalten, So habt ihr uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten! Hoch in die Luft mit wildem Schrei! Nicht haben unsre Schmerzen, Nicht unser Tod hat Euch gerührt die grimmerfüllten Herzen ... / E. Guttcke. – Berlin : Sittenfeld, 00.05.1848. – 1 Flugbl. auf [4] S. ; Druckspiegel 13 x 19 cm. – Digitalisierung: Frankfurt/M. : Stadt- und Universitätsbibliothek, 1998. Online seit 2006. – [http://edocs.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2006/6932/pdf/SF+16+109\\_B+13.pdf](http://edocs.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2006/6932/pdf/SF+16+109_B+13.pdf). – Freiligrath wird vorgeworfen, die Märzgefallenen zu Unrecht für die Forderungen der Linken in Anspruch zu nehmen. – In Umformung seines Gedichts ‚Die Toten an die Lebenden‘, eines revolutionären Nachrufs auf die Berliner Märtyrer des 18./19. März 1848.
20. **H., J. K.:** Erster politischer Prozeß vor dem Geschwornen-Gerichte [Elektronische Ressource] : der Dichter Ferdinand Freiligrath, angeklagt, durch sein Gedicht: „Die Todten an die Lebenden“ die Bürger aufgereizt zu haben, sich gegen die landesherrliche Macht zu bewaffnen, auch die bestehende Verfassung umzustürzen : Verbrechen gegen §§. 102 und 87 des Straf-Gesetzbuches ; nach den am 3. Oktober 1848 zu Düsseldorf stattgehabten Assisenverhandlungen ausführlich mitgeteilt / von J. K. H. – Düsseldorf : Schaub, [nach dem 03.10.1848]. – 56 S. – Digitalisierung: Frankfurt/M. : Stadt- und Universitätsbibliothek, 1998. – Online seit 2006. – URL: <http://edocs.ub.uni-frankfurt.de/volltexte/2006/6946/pdf/S+16+642.pdf>. – Auf der Grundlage des stenographischen Protokolls des Verfahrens wird die Unhaltbarkeit der Anklage wegen Majestätsbeleidigung und die Notwendigkeit des Freispruchs vom Vorwurf des Umsturzes durch die Geschworenen nachgewiesen.
21. **Käfer-Dittmar, Gabriele:** Luise von Ploennies : 1803-1872 ; Annäherung an eine vergessene Dichterin / Gabriele Käfer-Dittmar. – Darmstadt : Schlapp, 1999. – 143 S. : Ill.. – ISBN: 3-87704-043-8; 3-88704-043-8. – S. 25-37, 46-48 und passim zu Freiligrath.
22. **Wittmütz, Volkmar:** 200 Jahre Concordia / Volker Wittmütz. – Wuppertal : Born, 2001. – 176 S. : Ill. – S. 36f. zu Freiligrath.
23. **Freiligrath, Ferdinand.** – In: Die Zeit : das Lexikon in 20 Bänden ; mit dem Besten aus der ZEIT / [Red.-Leitung Lexikon: Joachim Weiß]. – Hamburg : Zeitverl. Bucerius, 2005. – Bd. 5. – 2005. – S.140.
24. **Ferdinand Freiligrath und Ida Melos in Großmonra** / Kurt Roessler (Hrsg.) . – Bornheim : Roessler, 2006. – getr. Zählung : Ill., graph. Darst. – ISBN: 3-935369-12-3.

25. **Gadek, Gerd:** Grabbe, Freiligrath und Andersen zum Schiller-Denkmal in Stuttgart. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 112-119.
26. **Hutzelmann, Konrad:** „... sie kennen und lieben dich, Schiller!“ : Bemerkungen zu Ferdinand Freiligraths Beschäftigung mit Schiller. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 99-111.
27. **Rasch, Jacqueline:** Der Retter des Rolandsbogens : Spurensuche in Unkel ; ein Denkmal für den Dichter Ferdinand Freiligrath ; die Zeit in Unkel. – Ill. – In: Kölnische Rundschau. – Köln. – 4.08.2006.
28. **Schulze-Weslarn, Annemarie:** Freiligrath-Bildnisse im Freiligrath-Haus in Soest. – Ill. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 155-157.
29. **Vormweg, Christoph:** Hörbild zum 195. Geburtstag Ferdinand Freiligraths am 17. Juni 2005 [WDR Radio 5, Sendung ZeitZeichen, 17.06.2005, 9.05-9.20 Uhr; Wiederholung: WDR Radio 3, Sendung ZeitZeichen, 17.06.2005, 11.45 Uhr]. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 128-132. – Gekürzte Fassung.
30. **Walz, Manfred; Jürg, Arnold:** Ferdinand Freiligraths Lebensabend in Cannstatt und Stuttgart (1868-1876). – 4. Teil: Ferdinand Freiligrath und Wilhelm Ganzhorn – eine 35jährige Freundschaft. – Ill. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 133-154.
31. **Walz, Manfred:** „Mit dem Volke soll der Dichter gehen – Also les' ich meinen Schiller heut!“ : Ferdinand Freiligrath und Friedrich Schiller ; zum 200. Todestag Schillers am 9. Mai 2005. – Stuttgart, 2005. – 46 S., Ill.  
*Rez.:*  
– Roessler, Kurt. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 120.
32. **Dokumente aus dem Nachlaß Wolfgang Freiligraths (1847-1936)** / hrsg. von Hartmut Gürtler ... – Gondershausen. – 6. Wolfgang Freiligrath, Walter Kolb und das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold im Jahre 1926. – 2005.  
*Rez.:*  
– Roessler, Kurt. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 224-226.
33. **Müller-Schwefe, Gerhard:** Deutsche erfahren England : Englandbilder der Deutschen im 19. Jahrhundert / Gerhard Müller-Schwefe. – Tübingen : Narr, 2007. – 262 S. : Ill. – ISBN: 978-3-8233-6326-2; 3-8233-6326-3. – S. 97-101: Ferdinand Freiligrath: sozial, freiheitlich, demokratisch.
34. **Walz, Manfred; Hutzelmann, Konrad:** „Doch nun Ade – dir und dem Löwenthume“ : Ferdinand Freiligrath und Hans Christian Andersen ; eine bald zerbrochene Freundschaft zwischen Romantik und Revolution ; zum

200. Geburtstag Andersens am 2. April 2005 / Manfred Walz und Konrad Hutzelmann. – Stuttgart, 2005.

*Rez.:*

– Roessler, Kurt. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 224-226.

35. **Ders.:** „Mit dem Volke soll der Dichter gehen – Also les' ich meinen Schiller heut!“ : Ferdinand Freiligrath und Friedrich Schiller ; zum 200. Todestag Schillers am 9. Mai 2005. – Stuttgart, 2005.

*Rez.:*

– Roessler, Kurt. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 224-226.

Zu einzelnen Werken

s.o. Nr. 15

36. **Paul, Bernhard:** Ferdinand Freiligrath: Die Trompete von Gravelotte / Bernhard Paul. – Norderstedt : GRIN-Verl., 2004. – 31 S. – ISBN: 978-3-638-59108-9. – Regensburg, Univ., Studienarbeit, 2004.

37. **Buch, Hans Christoph:** Venus siegt über Mars. – In: Frankfurter Allgemeine. – Frankfurt/M. – 18.08.2007, Beil. „Bilder und Zeiten“. – Zu Freiligraths Gedicht „Prinz Eugen, der edle Ritter“.

*Dazu Leserbriefe:*

– Lefèvre, Eckard: Grässliches „und“. – In: Frankfurter Allgemeine. – Frankfurt/M. – 1.09.2007. Reimers, Hans Jakob: Am 16. August 1717. – In: Frankfurter Allgemeine. – Frankfurt/M. – 1.09.2007.

Zur Wirkungsgeschichte

38. **Ambrogio, Giovanni:** Der Blumen Rache : phantastisches Ballet in einem Aufzuge nach dem gleichbenannten Freiligrath'schen Gedichte. Arrangiert und in Scene gesetzt von der k. Ballettdirectrice Frau Lucile Grahn-Young. Musik von Robert von Hoonstein / von G. Ambrogio. – München : [Dr.:] Wolf, 1871. – 8 S.

39. **Der Blumen Rache :** Konzertmelodramen der Romantik / Auswahl und Zusammenstellung: Hans-Jürgen Schatz. Hans-Jürgen Schatz, Rezitation. Holger Groschopp, Klavier. – Hamburg : Universal Music, 2002. – 2 Compact Discs, Beih. – ISBN: 3-8291-1259-9. – Enth.: Friedrich von Flotow: Der Blumen Rache op. 16 (1875). Gedicht von Ferdinand Freiligrath. Deklamation mit begleitender Musik.

40. **HCA's Zeitreise** [Programmheft] : Hans Christian Andersen ; „Ein Freund für's Leben“ (Ferdinand Freiligrath) / Kultureller Arbeitskreis Mittel-

- rhein „Die Treidler“ <St. Goar> ; Idee und Konzept: Jürgen Helbach ; Programmheft: Inge-Renate Mickelthwate. – [St. Goar, 2005]. – 10 S. : Ill.
41. **Gärtner, Stefan; Gsella, Thomas:** Hotel Zur Krone, Assmannshausen; Freiligrath-Zimmer. In: Rüdesheim, die Stadt am Rhein : sechs Oden an einen Weinort im Winter / von Stefan Gärtner und Thomas Gsella. – In: Die Zeit. – Hamburg : Zeitverl. – 61 (2006) März, Nr. 11, Sonderbeilage: ZeitReisen, S. 17.
  42. **Roessler, Kurt:** Robert Schumann oder Ferdinand Freiligrath. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 169-181. – Betrifft die Vertonungen von Freiligrath-Gedichten durch Schumann.
  43. **Stark, Ilona:** Spuren des Dichters : Gedenkplakette für Ferdinand Freiligrath und seine Frau Ida in Großmonra angebracht. – Ill. – In: Thüringer Allgemeine. – Erfurt. – 21.09.2006.
  44. **Agthe, Thomas:** Hilferuf vom Rolandsbogen : ein Förderverein soll das Denkmal der Rheinromantik erhalten. – In: Kölner Stadt-Anzeiger. – Köln. – 27.02.2007. – Passim zu Ferdinand Freiligrath.
  45. **Ein bisschen Revolution muss sein :** das „Freiligrath“ an der Bilker Kirche. – Ill. – In: Rheinische Post. – Düsseldorf. – 17.01.2007.
  46. **Freiligrath & Co. im Fokus :** kultureller Arbeitskreis „Die Treidler“ widmet sich in einem Projekt den Revolutionären am Rhein. – In: Rhein-Zeitung. – Koblenz. – 21.02.2007.
  47. **Freiligrath in das Bewusstsein gerückt.** – In: Rhein-Zeitung. – Koblenz. – 02.10.2007. – Zur Theaterinszenierung „Trotz alledem“ im Kulturhaus Oberwesel unter der Regie von Jürgen Helbach.
  48. **Köhne, Roland:** Otto Lüning und Georg Herwegh : eine dichterische Beziehung im Vormärz. – Ill. – In: Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg. – Bielefeld. – 92 (2007), S. 91-108. – S. 96-106 zu Herweghs Rezeption von Freiligraths Gedicht „Aus Spanien“ und der Rezeption der Kontroverse Herwegh/Freiligrath durch Otto Lüning.
  49. **Lamparth, Birgitta:** Ein rheinisches Juwel aufpoliert : der Tradition verpflichtet; das Hotel-Restaurant Krone Assmannshausen. – In: Wiesbadener Tageblatt. – Wiesbaden. – 22.08.2007.
  50. **Nolles-Lorscheider, Katja:** Vom Spätromantiker zum Revolutionär. – In: Rhein-Zeitung. – Koblenz. – 16.04.2007. – Zur Freiligrath-Ausstellung „Wir sind das Volk – trotz alledem“ auf Burg Rheinfels.
  51. **Roessler, Kurt:** Neues zu Freiligrath im Jahre 2006. – Ill. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 204-212.

Weerth-Bibliographie 2006/2007  
mit Nachträgen

Textausgaben

1. **Weerth, Georg:** Heute morgen fuhr ich nach Düsseldorf [Elektronische Ressource] / Georg Weerth. – In: Prodomo : Zeitschrift in eigener Sache. – Köln. – Nr. 1, Oktober 2005. – S. 33. – Erscheinungsdatum: 17. Oktober 2005. – (Weerthkritik). – URL: <http://prodomo.50webs.net/1/weerth.html>.
2. **Ders.:** Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski [Elektronische Ressource] / von Georg Weerth. – Hamburg : Hoffmann u. Campe, 1849. – II, 273 S. – Digitalisierung: Frankfurt/M. : Stadt- und Universitätsbibliothek, 1998. Online seit 2006. – URL: <http://edocs.uni-frankfurt.de/volltexte/2006/5310/pdf/S+25+1057.pdf>.
3. **Ders.:** Verkannte Genies [Elektronische Ressource] / Georg Weerth. – In: Prodomo : Zeitschrift in eigener Sache. – Köln. – Nr. 2, Februar 2006. – S. 38. – Erscheinungsdatum: 30. Januar 2006. – (Weerthkritik). – URL: <http://prodomo.50webs.net/2/weerth.html>.
4. **Ders.:** Zollkontrolle [Elektronische Ressource] / von Georg Weerth. – In: Prodomo : Zeitschrift in eigener Sache. – Köln. – Nr. 3, Juni 2006. – S. 31. – Erscheinungsdatum: 27. Juni 2006. – (Weerthkritik). – URL: <http://prodomo.50webs.net/3/zollkontrolle.html>.
5. **Ders.:** Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski (Auszug) [Elektronische Ressource] / Georg Weerth. – In: Prodomo : Zeitschrift in eigener Sache. – Köln. – Nr. 4, Oktober 2006. – S. 39. – Erscheinungsdatum: 28. Oktober 2006. – (Weerthkritik). – URL: <http://prodomo.50webs.net/4/schnapphahnski.html>.
6. **Ders.:** Vida y hechos del famoso caballero Schnapphahnski / Georg Weerth. – In: Las mejores novelas de la literatura universal / coll. dirigida por Antonio Prieto. – Madrid: Cupsa. – Bd. 14: Novela alemana / por Jaime Cerrolaza. – 1983. – ISBN: 84-390-0199-1. – S. 309-417. – Einheitssachtitel: Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski <span.>.
7. **Helmut Krauss liest Georg Weerth** [Tonträger] : [Lesung aus Georg Weerth: „Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski“ und „Humoristische Skizzen aus dem deutschen Handelsleben“ ; Mitschnitt einer Veranstaltung vom 22. September 2005 auf dem Kulturgut Haus

- Nottbeck / Museum für Westfälische Literatur] / [Text:] Georg Weerth ; [Sprecher:] Helmut Krauss ; [Musik: Ansgar Elsner] . – Bielefeld : Aisthesis-Verl., 2006. – 1 CD ; 12 cm. – 1 Beibl. : Ill. – ISBN: 3-89528-598-6; 978-3-89528-598-1. – (Live! auf dem Kulturgut).
8. **Weerth, Georg:** Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski : Roman / Georg Weerth. [Nachw.: Nils Folckers]. – 1. Aufl. – Berlin : Verbrecher-Verl., 2006. – 223 S. – ISBN: 3-935843-65-8.  
*Rez.:*  
 – (rec). – In: Neue Westfälische. – Bielefeld. – 23.10.2006.  
 – Gadek, Gerd. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 68-78.
  9. **Ders.:** Ein liebenswürdig frecher Gesell : Auszüge aus dem Roman „Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski“ / von Georg Weerth. – In: Jungle world : Wochenzeitung. – Berlin. – Nr. 27 vom 5.07.2006. – S. 29-31. – URL: <http://jungle-world.com/artikel/2006/27/17805.html>. – Vorabdruck der ersten beiden Buchkapitel aus der Neuauflage des Verbrecher Verlags.
  10. **Ders.:** Brief an Ferdinand Lassalle [Elektronische Ressource] / Georg Weerth. – (Weerthkritik). – In: Prodomo : Zeitschrift in eigener Sache. – Köln. – Nr. 5, März 2007. – S. 39. – Erscheinungsdatum: 8. März 2007. – URL: <http://prodomo.50webs.net/5/weerth.html>.
  11. **Ders.:** Brief an seinen Bruder Wilhelm Weerth [Elektronische Ressource] / Georg Weerth. – (Weerthkritik). – In: Prodomo : Zeitschrift in eigener Sache. – Köln. – Nr. 7, Dezember 2007. – S. 56f. – Erscheinungsdatum: 4. Dezember 2007. – URL: <http://prodomo.50webs.net/7/weerth.html>.
  12. **Ders.:** Die deutschen Verbannten in Brüssel [Elektronische Ressource] / Georg Weerth. – (Weerthkritik). – In: Prodomo : Zeitschrift in eigener Sache. – Köln. – Nr. 6, Juli 2007. – S. 65. – Erscheinungsdatum: 5. Juli 2007. – URL: <http://prodomo.50webs.net/6/weerth.html>.

#### Zur Bibliographie

13. **Hiller von Gaertringen, Julia:** Weerth-Bibliographie 2004 : mit Nachträgen. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 239. – URL: [http://www.llb-detmold.de/lla/weerth\\_bibliographie\\_2004.html](http://www.llb-detmold.de/lla/weerth_bibliographie_2004.html).
14. **Hiller von Gaertringen, Julia:** Weerth-Bibliographie 2005 : mit Nachträgen. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 238f. – URL: [http://www.llb-detmold.de/lla/weerth\\_bibliographie\\_2005.html](http://www.llb-detmold.de/lla/weerth_bibliographie_2005.html).



## Zu Leben und Werk

15. **Weerth, Georg.** – In: Die Zeit : das Lexikon in 20 Bänden ; mit dem Besten aus der ZEIT / [Red.-Leitung Lexikon: Joachim Weiß]. – Hamburg : Zeitverl. Bucerius. – Bd. 16. – 2005. – S. 99.
16. **Bellin, Klaus:** Der fidele Kamerad : eine Erinnerung an Georg Weerth. – Ill. – In: Neues Deutschland. – Berlin. – 29.07.2006.
17. **Cless, Olaf:** „Heute morgen fuhr ich nach Düsseldorf ...“ : das kurze und bewegte Leben des Dichters, Kommunisten und Kaufmanns Georg Weerth (1822-1856). – Ill. – In: Fifty fifty : das Straßenmagazin. – Düsseldorf. – 12. (2006), August, S. 6-11.  
*Rez.:*  
– Gadek, Gerd. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 68-78.
18. **Ders.:** Maibowle in Lassalles Gefängniszelle : Vor 150 Jahren starb der Satiriker, Heine-Freund und Textilkaufmann Georg Weerth. – Ill. – In: Düsseldorf Hefte. – Düsseldorf. – 51 (2006) H. 8, S. 60f.
19. **Engels, Friedrich:** O Vergnügen! : Georg Weerth war der erste und bedeutendste Dichter des deutschen Proletariats / von Friedrich Engels. – In: Jungle world : Wochenzeitung. – Berlin. – Nr. 27 vom 5.07.2006. – S. 28. – Aus: Der Sozialdemokrat, Nr. 24 vom 7. Juni 1883. – URL: <http://jungle-world.com/artikel/2006/27/17804.html>.
20. **Esenwein, Jürgen von:** „Ich gehöre zu den Lumpenkommunisten“ : der Journalist und Dichter Georg Weerth ; Sendung des Südwestrundfunks SWR2 Wissen, Reihe Spurensuche, 29.06.2006, 8.30 Uhr / Jürgen von Esenwein. – Baden-Baden : Südwestrundfunk, 2006. – Ausdruck im Lip-pischen Literaturarchiv.
21. **Füllner, Bernd:** Georg-Weerth-Chronik (1822-1856) / Bernd Füllner . – Bielefeld : Aisthesis, 2006. – 188 S. : Ill. – ISBN: 3-89528-539-0. – (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen ; 20).  
*Rez.:*  
– Gadek, Gerd. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 68-78.
22. **Ders.:** „Heine sah das Licht der Welt in Düsseldorf und ist ein Gott – nämlich ein Dichter“ : Georg Weerths Begegnungen mit Heinrich Heine zwischen Detmold und Buenos Aires. – In: Das letzte Wort der Kunst : Heinrich Heine und Robert Schumann zum 150. Todesjahr [in der Kunsthalle Düsseldorf und im Heinrich-Heine-Institut, 12. März – 11. Juni 2006] / Hrsg. Joseph A. Kruse. – Kassel : Metzler [u.a.], 2006. – S. 108-128.
23. **Gans, Matthias:** Der vergessene Klassiker : Interview ; Verleger Jörg Sundermeier zur Bedeutung Georg Weerths. – Ill. – In: Neue Westfälische.

- Bielefeld. – 29./30.07.2006. – Auch in: Lippische Landes-Zeitung. – Detmold. – 29./30.07.2006.
24. **Grumbach, Detlef**: Zum 150. Todestag des Dichters Georg Weerth (Verbrecher Verlag) (Verlag Aisthesis) / Beitrag von Detlef Grumbach. – In: Deutschlandfunk, Sendung: Büchermarkt. 28. Juli 2006. 16:10 Uhr. – [Köln] : Deutschlandfunk, 2006. – 6 Bl. – Ausdruck im Lippischen Literaturarchiv.
25. **Heise, Ulf**: Sozialkritischer Abenteurer : zum 150. Todestag Georg Weerths. – In: Märkische Allgemeine. – Potsdam. – 29.07.2006.
26. **Hoja, Roland**: Heines Lektüre-Begegnungen in der „Matratzengruft“ / Roland Hoja. – Bielefeld : Aisthesis, 2006. – 372 S. : Ill. – ISBN: 3-89528-538-2. – Darin S. 11, 199, 224, 243, 331 zu Georg Weerth.
27. **Lenhard, Philipp; Huiskens, Jan**: „Kein Heilmittel für dieses grausame Übel“ : Georg Weerths Rede auf dem Freihandelskongress in Brüssel 1847 ; Vortrag bei der Georg-Weerth-Gesellschaft in Köln am 3. Juli 2006 / Philipp Lenhard und Jan Huiskens. – Vortragstyposkript. – [Köln], [2006]. – 17 Bl.
28. **Lenhard, Philipp**: Schnappt Hahnski : gegen Gott und Adel ; der Vormärzdichter und Kommunist Georg Weerth glaubte nicht an Revolutionen in Deutschland. – In: Philtrat : StudentInnenmagazin aus Köln. – Nr. 74, Oktober/November 2006. – URL: [http://www.philtrat.de/volumes/74/schnappt\\_hahnski](http://www.philtrat.de/volumes/74/schnappt_hahnski).
29. **Melis, François**: Georg Weerth und seine Beiträge für die Rubrik „Belgien“ in der „Neuen Rheinischen Zeitung“. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 24.2005 (2006), S. 182-210.
30. **Reich-Ranicki, Marcel; Lenhard, Philipp**: Fragen Sie Reich-Ranicki : Was halten Sie von den Gedichten Georg Weerths, der am 31. Juli 2006 150 Jahre tot war? – In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung. – Frankfurt/M. – 20.08.2006.
31. **Stolzenau, Martin**: „Der erste und bedeutendste Dichter des deutschen Proletariats“ : Todestag ; Friedrich Engels schätzte den Schriftsteller Georg Weerth, der vor 150 Jahren in Havanna starb. – In: General-Anzeiger. – Bonn. – 27.07.2006.
32. **Strecker, Manfred**: Nichts Schöneres, als seine Feinde zu beißen : vor 150 Jahren starb der Detmolder Satiriker und Feuilletonist Georg Weerth. – Ill. – In: Neue Westfälische : Bielefelder Tageblatt. – Bielefeld. – 22.05.2006. – Auch in: Lippische Landes-Zeitung. – Detmold. – 6.06.2006.
33. **Szabo, Stephan**: Georg Weerth, Vormärzdichter und Lumpenkommunist : der revolutionäre Dichter voll Originalität und Witz starb vor 150 Jahren.

- Ill. – In: Unsere Zeit: UZ ; sozialistische Wochenzeitung ; Zeitung der DKP. – Essen. – 28.07.2006.
34. **Vaßen, Florian:** Im Walde singen die Tiger ...“ : Georg Weerths exotische Reisebriefe aus Amerika ; Vortrag beim XII. Lateinamerikanischen Germanistenkongress (ALEG) „Deutsch in Lateinamerika – Ausbildung, Forschung, Berufsbezug“ in Havanna, 14.03.2006. – Vortragstypuskript. – [Hannover], [2006]. – 19 Bl.
35. **Eke, Norbert Otto:** Politische Dramaturgien des Komischen : Satire im Vormärz (mit Blick auf das Drama). – In: Georg Weerth und die Satire im Vormärz : Referate des internationalen Kolloquiums im 150. Todesjahr des Autors 16. – 18. Juni 2006 in der Lippischen Landesbibliothek, Detmold / hrsg. von Michael Vogt. – Bielefeld: Aisthesis-Verl., 2007. – S. 13-36. – Unter anderem zur Satire bei Weerth.
36. **Melis, François:** „ich [...] möchte [...] im wilden Bacchantentanz Bayay und Flamentum vergessen : Humor, Satire und Ironie in Georg Weerths Zeitungsartikeln im Revolutionsjahr 1848. – In: Georg Weerth und die Satire im Vormärz : Referate des internationalen Kolloquiums im 150. Todesjahr des Autors 16. – 18. Juni 2006 in der Lippischen Landesbibliothek, Detmold / hrsg. von Michael Vogt. – Bielefeld: Aisthesis-Verl., 2007. – S. 185-213.
37. **Ders.:** Georg Weerth: „Der Kornhandel zu Köln“ : ein bisher unbekannter Feuilletonbeitrag. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 59-67.
38. **Ortmann, Peter:** Der erste revolutionäre Dichter. – Ill. – In: taz : die Tageszeitung / Ausgabe NRW. – Düsseldorf. – 16.03.2007.
39. **Perraudin, Michael:** Georg Weerths „Das Blumenfest der englischen Arbeiter“ und andere England-Skizzen : proletarisches Heldentum. – In: Georg Weerth und die Satire im Vormärz : Referate des internationalen Kolloquiums im 150. Todesjahr des Autors 16. – 18. Juni 2006 in der Lippischen Landesbibliothek, Detmold / hrsg. von Michael Vogt. – Bielefeld: Aisthesis-Verl., 2007. – S. 215-231.

Zu einzelnen Werken

*Arbeite!*

40. **Kindt, Walther:** Konfliktdarstellung und Argumentation in literarischen Texten : linguistische Analysen an Texten von Sophokles, Goethe, Schiller, Weerth, Kafka, Borchert und Fried. – In: Sprache und Literatur. – Paderborn. – 38 (2007), H. 2, S. 19-41. – S. 28f. zu Weerths Gedicht „Arbeite!“

*Blödsinn deutscher Zeitungen*

41. **Füllner, Bernd:** „Blödsinn deutscher Zeitungen“ : Weerths satirische Textkritiken in der „Neuen Rheinischen Zeitung“. – In: Georg Weerth und die Satire im Vormärz : Referate des internationalen Kolloquiums im 150. Todesjahr des Autors 16. – 18. Juni 2006 in der Lippischen Landesbibliothek, Detmold / hrsg. von Michael Vogt. – Bielefeld: Aisthesis-Verl., 2007. – S. 169-183.

*Das Blumenfest der englischen Arbeiter*

s.o. Nr. 40

*Herr Joseph und Frau Potiphar*

42. **Vogt, Michael:** Biblische Keuschheit im satirischen Gegenlicht : Georg Weerths Gedicht „Herr Joseph und Frau Potiphar“. – In: Georg Weerth und die Satire im Vormärz : Referate des internationalen Kolloquiums im 150. Todesjahr des Autors 16. – 18. Juni 2006 in der Lippischen Landesbibliothek, Detmold / hrsg. von Michael Vogt. – Bielefeld: Aisthesis-Verl., 2007. – S. 251-268.

*Humoristische Skizzen aus dem deutschen Handelsleben*

43. **Vaßen, Florian:** „Rötlich strahlt der Morgen ...“ : Karikatur und Satire in Georg Weerths Szenen und Portraits „aus dem deutschen Handelsleben“. – Ill. – In: Georg Weerth und die Satire im Vormärz : Referate des internationalen Kolloquiums im 150. Todesjahr des Autors 16. – 18. Juni 2006 in der Lippischen Landesbibliothek, Detmold / hrsg. von Michael Vogt. – Bielefeld: Aisthesis-Verl., 2007. – S. 233-250.

*Kein schöner Ding*

44. **Hörmann, Raphael:** „Ja, vorüber war die große kölnische Domfarce“ : Marx' und Weerths Poetik der Revolution in ihren Satiren 1848/49. – In: Georg Weerth und die Satire im Vormärz : Referate des internationalen Kolloquiums im 150. Todesjahr des Autors 16. – 18. Juni 2006 in der Lippischen Landesbibliothek, Detmold / hrsg. von Michael Vogt. – Bielefeld: Aisthesis-Verl., 2007. – S. 121-134.

*Leben und Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski*

s.o. Nr. 45

45. **Briese, Olaf:** Der Ritter : Spuren eines sozio-literarischen Wiedergängers. – In: Georg Weerth und die Satire im Vormärz : Referate des internationalen Kolloquiums im 150. Todesjahr des Autors 16. – 18. Juni 2006 in der

- Lippischen Landesbibliothek, Detmold / hrsg. von Michael Vogt. – Bielefeld: Aisthesis-Verl., 2007. – S. 85-107.
46. **Conter, Claude D.:** Personalsatire im Vormärz : Literatursatire und Persönlichkeitsrechtsverletzung. – In: Georg Weerth und die Satire im Vormärz : Referate des internationalen Kolloquiums im 150. Todesjahr des Autors 16. – 18. Juni 2006 in der Lippischen Landesbibliothek, Detmold / hrsg. von Michael Vogt. – Bielefeld: Aisthesis-Verl., 2007. – S. 37-68.
47. **Rippmann, Inge:** Anmerkungen zu „Leben und Taten des berühmten Rotters Schnapphahnski“ (1849) von Georg Weerth : eine Misczelle. – In: Georg Weerth und die Satire im Vormärz : Referate des internationalen Kolloquiums im 150. Todesjahr des Autors 16. – 18. Juni 2006 in der Lippischen Landesbibliothek, Detmold / hrsg. von Michael Vogt. – Bielefeld: Aisthesis-Verl., 2007. – S. 109-119.
48. **Wahrenburg, Fritz:** Schnapphahnski versus Piepmeyer : Satire als Text und Karikatur bei Johann Hermann Detmold und Georg Weerth. – Ill. – In: Georg Weerth und die Satire im Vormärz : Referate des internationalen Kolloquiums im 150. Todesjahr des Autors 16. – 18. Juni 2006 in der Lippischen Landesbibliothek, Detmold / hrsg. von Michael Vogt. – Bielefeld: Aisthesis-Verl., 2007. – S. 135-167.

#### Zur Wirkungsgeschichte

49. **Schwerter, Werner:** Matinee zum politischen Weerth : Kurzkritik. – In: Rheinische Post. – Düsseldorf. – 11.12.2006. – Besprechung einer Matinee des Heine-Salons im zakk – Zentrum für Aktion, Kultur und Kommunikation.
50. **Jansen, Hans Hermann:** Weerth beleben : Zur Erinnerungskultur in einer Informationsgesellschaft. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 8-10.
51. **Schulze-Weslarn, Annemarie:** Rolf Münzners Steindrucke und Zeichnungen zu „Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski“ von Georg Weerth. – Ill. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 41-58.

#### *Weerth-Ausstellungen und Kolloquium in der Lippischen Landesbibliothek 2006* s.o. Nr. 51

52. **Dahl, Michael:** Ein aufregendes Leben : Ausstellungen und Kolloquium zum 150. Todestag von Georg Weerth. – Ill. – In: Lippische Landes-Zeitung. – Detmold. – Detmold. – Nr. 132 vom 9.06.2006.
53. **Hiller von Gaertringen, Julia:** „Hätt ich Siebenmeilenstiefel, da wüßte ich, was ich täte!“ : ein Leben auf Reisen ; Ausstellung zum 150. Todestag

von Georg Weerth / [Text und Ausstellung: Julia Hiller von Gaertringen]. – Detmold : Lippische Landesbibliothek, 2006. – URL: <http://www.llb-detmold.de/ausstellungen/weerth/index.html>.

54. **Dies.:** „Hätt ich Siebenmeilenstiefel ..“ : ein Leben auf Reisen ; Ausstellung zum 150. Todestag von Georg Weerth. – In: Heimatland Lippe. – 99 (2006), S. 190-191 : Ill.
55. **Ungern-Sternberg, Jutta von:** Ein unstetes, abenteuerliches Leben : Erinnern an Georg Weerth zum 150. Todestag. – Ill. – In: Lippe aktuell. – Detmold. – 14.06.2006.
56. **Georg Weerth und die Satire im Vormärz :** Referate des internationalen Kolloquiums im 150. Todesjahr des Autors 16. – 18. Juni 2006 in der Lippischen Landesbibliothek, Detmold / hrsg. von Michael Vogt . – Bielefeld : Aisthesis-Verl., 2007. – 268 S. : Ill. – (Vormärz-Studien ; 13). – ISBN: 978-3-89528-636-0 ; 3-89528-636-2.

*Rez.:*

- Dahl, Michael. – In: Lippische Landes-Zeitung. – Detmold. – 6.11.2007.
57. **Hiller von Gaertringen, Julia:** „Hätt ich Siebenmeilenstiefel, da wüßte ich, was ich täte!“ : ein Leben auf Reisen ; Ausstellung der Lippischen Landesbibliothek zum 150. Todestag von Georg Weerth. – Ill. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 22-34.
58. **Rittig, Roland:** Rolf Münzner – Lithografen und Zeichnungen zu „Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski“ von Georg Weerth ; Rede zur Eröffnung der Ausstellung in der Lippischen Landesbibliothek Detmold. – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 35-40.
59. **Vogt, Michael:** Bericht vom Kolloquium „Georg Weerth und die Satire im Vormärz (16.-18. Juni 2006). – In: Grabbe-Jahrbuch. – Bielefeld. – 25.2006 (2007), S. 11-21.

## Adressen der Mitarbeiter am Grabbe-Jahrbuch 2007/08

Prof. Dr. Peter Brandt  
Neuere deutsche Geschichte  
Historisches Institut  
FernUniversität Hagen  
58084 Hagen

Lt. Reg. SchulDir. Dr. Werner Broer  
Am Südhang 11  
32760 Detmold

Dipl. Bibl. Ernst Fleischhack  
Brokhauser Straße 42  
32758 Detmold

Dr. Rolf Füllmann  
Kieskauler Weg 17  
51109 Köln

Dr. Julia Freifrau Hiller von Gaertringen  
Stellv. Direktorin  
Lippische Landesbibliothek Detmold  
Hornsche Straße 41  
32756 Detmold

Detlev Hellfaier, M.A.  
Direktor  
Lippische Landesbibliothek Detmold  
Hornsche Straße 41  
32756 Detmold

Dr. Raphael Hörmann  
Kulturkontakt und Wissenschaftsdiskurs  
Universität Rostock,  
Schröderplatz 3-41  
18057 Rostock

Hans Hermann Jansen  
St. Omer-Straße 50  
32756 Detmold

Jürgen Popig  
Städtische Bühnen Osnabrück  
Domhof 10-11  
49047 Osnabrück

Dr. Maria Porrmann  
Eupener Straße 17  
50933 Köln

Prof. Dr. Paul Raabe  
Roseggerweg 45  
38304 Wolfenbüttel

Prof. Dr. Kurt Roessler  
Hemberger Str. 26  
53332 Bornheim

Matthias Schaffrick, M.A.  
Maximilianstraße 25  
48147 Münster

Dr. Peter Schütze  
Wittensteinweg 2  
32756 Detmold

Pfarrer Jochen Schwabedissen  
Hohe Straße 6  
32756 Detmold

Prof. Dr. Florian Vaßen  
Deutsches Seminar  
Leibniz-Universität Hannover  
Königsworther Platz 1  
30167 Hannover

OStR. Manfred Walz  
Hainbuchenweg 41  
70597 Stuttgart

